This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

Georg Joachim Göschen

Goschen, George Joachim Goschen
//

Das Leben Georg Joachim Göſchens

von ſeinem Enkel

Viscount Goſchen

Deutſche, vom Verfaſſer bearbeitete Ausgabe

überſetzt von

Th. A. Fiſcher

Erſter Band

Leipzig
G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung
1905

Z315
G715
v.1

Alle Rechte vorbehalten.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Vorrede zur deutschen Ausgabe.

Die wohlwollende Aufnahme, deren sich meine Biographie meines Großvaters, obgleich in englischer Sprache abgefaßt, in Deutschland zu erfreuen hatte, hat mich in der Absicht bestärkt, eine deutsche Übersetzung derselben zu veröffentlichen. Man hat mir hier und da den Vorwurf gemacht, die Lebensgeschichte eines deutschen Verlegers dem englischen Publikum in englischem Gewande vorgeführt zu haben, während doch die Chronik seines Wirkens und Strebens seinem eigenen Vaterlande angehörte. Triftige Gründe bestimmten mich indessen, das Werk in der Gestalt, in der es zuerst erschien, herauszugeben. Eine deutsche Biographie hätte ich selber aus Mangel an schriftstellerischer Gewandtheit in dieser Sprache nicht verfassen können, während ich doch von dem warmen Wunsche beseelt war, mit eigener Feder und mit der liebevollen Hingabe eines Enkels die Lebensschicksale, den Charakter und die ganze Persönlichkeit meines Großvaters zu zeichnen.

Ferner schien mir die Möglichkeit zu bestehen, daß, auch abgesehen von der eigentlichen Biographie, die in meinem Besitz befindlichen und zu deren Abfassung gesammelten Materialien, insofern sie von literarischer oder historischer Bedeutung waren, bei dem englischen Publikum einiges Interesse beanspruchen konnten.

Mit Bezug auf diesen Punkt erlaube ich mir den gütigen Leser auf mein Vorwort zur englischen Ausgabe, das hier in deutscher Übersetzung wiedergegeben ist, hinzuweisen. In diesem habe ich zum voraus betont, daß mein Buch wahrscheinlich vieles enthielte, was dem Deutschen überflüssig

erſcheinen würde, für den Engländer aber ein nicht unwillkommenes Licht auf das Zeitalter meines Großvaters werfen dürfte.

Dieſen Unterſchied habe ich durchweg bei der Abfaſſung der deutſchen Ausgabe vor Augen gehabt. Daneben habe ich in der vorliegenden Überſetzung, die ich den erfahrenen Händen meines Freundes Th. A. Fiſcher anvertraute, nicht verfehlt, die freundlichen Winke einiger meiner Rezenſenten zu beherzigen und ſolche Änderungen vorzunehmen, die im Intereſſe meines deutſchen Leſers geboten erſchienen.

Die hauptſächlichſten dieſer Veränderungen beſtehen in Auslaſſungen und Kürzungen an Stellen, wo gewiſſe Tatſachen und Einzelheiten, die in der Anlage des Originals einen notwendigen Platz angewieſen erhalten hatten, in Deutſchland als bekannt vorausgeſetzt werden konnten.

Von hiſtoriſchen und politiſchen Erörterungen wurde nur ſo viel beibehalten, als mit Göſchens Perſon in unmittelbarem Zuſammenhang ſtand oder zum ſchnelleren Verſtändnis der Anſpielungen auf gleichzeitige Ereigniſſe geboten und unentbehrlich erſchien; und auch dies mußte ſich in gekürzter Form der Geſchichte des Verlegers, ſeiner Freunde und der Umgebung, in der er lebte, durchaus unterordnen.

Andere große Streichungen wurden vorgenommen. So enthält z. B. das Original in einem eigenen Kapitel ein Reſumé der Geſchichte der Stadt Leipzig bis zu der Periode, in der Göſchen lebte. Dies Kapitel wurde, da ſein Inhalt zum größten Teil als bekannt vorausgeſetzt werden konnte, ganz weggelaſſen; ein gleiches widerfuhr aus den gleichen Gründen dem Kapitel, das eine Überſicht über Wielands Leben und Wirken gab, bis zu der Zeit ſeiner Bekanntſchaft mit Göſchen.

Von der intereſſanten Korreſpondenz Schillers mit ſeinen vier ſächſiſchen Freunden habe ich nur das zitiert, was auf Göſchen ſelbſt und die Rolle, die er in dieſer wichtigen Periode im Leben des Dichters ſpielte, Bezug hatte.

Das Kapitel über Iffland und Kopstock wurde bedeutend gekürzt.

Den Abschnitt des fünfundzwanzigsten Kapitels, der von Goethes Übersetzung des Diderotschen „Rameaus Neffen" handelt, hatte ich geschrieben, ohne von dem Buche Schlössers über diesen Gegenstand Kenntnis zu haben. Jetzt, da meine Aufmerksamkeit auf diese erschöpfende Arbeit gelenkt worden ist, konnte ich in der deutschen Ausgabe meines Buches in der Schilderung dieser interessanten Episode Kürzungen und Änderungen vornehmen, ohne jedoch in der Hauptsache meine Darstellung ändern zu müssen.

In dem Seumekapitel konnte, insbesondere nach dem Erscheinen der interessanten Biographie Planers, einiges aus der Jugendgeschichte des „originellen Korrektors" gestrichen werden. Doch war ich in diesem Falle in der Lage, auch einige namhafte Zusätze geben zu können. Man wird im Anhang höchst interessante, bisher noch unveröffentlichte Briefe und geistreich witzige Knüttelverse finden, die zu den besten ihrer Art gehören.

Andere weniger wichtige Kürzungen brauchen, nachdem ich die allgemeinen Grundsätze angeführt, denen ich bei der deutschen Bearbeitung meines Buches gefolgt bin, hier nicht angeführt zu werden.

Dem mehrfach ausgesprochenen Bedauern, daß sich in der englischen Ausgabe keine Anmerkungen vorfänden, die den Leser auch namentlich darüber aufgeklärt hätten, ob und wo die zitierten Briefe gefunden werden könnten, habe ich nicht verfehlt, gehörige Rechnung zu tragen.

Der Übersetzer hat mit großem Fleiß und einer mühevollen Arbeit, die meinen besten Dank verdient, diesem Mangel möglichst abgeholfen.

Hier dürfte es am Platze sein, zu konstatieren, daß ich die Frage aufs sorgfältigste überlegt habe, ob diejenigen Briefe Goethes, Schillers und Wielands an meinen Großvater, die bereits früher veröffentlicht worden waren, in der

neuen Bearbeitung meines Werkes Aufnahme finden sollten oder nicht, und daß ich mich schließlich von der Notwendigkeit ihres Wiederabdrucks überzeugt habe, um den Zusammenhang in der Lebensbeschreibung nicht preiszugeben. Für den Forscher und den Literarhistoriker hätte zwar eine Bezugnahme auf die Werke genügt, in denen sie eine vorherige Aufnahme gefunden, für den großen Leserkreis jedoch hätte dies nicht hingereicht, um ihren unmittelbaren Einfluß auf die Angelegenheiten meines Großvaters, auf die sie anspielen, zu erfassen; ebensowenig konnten die Antworten des letzteren auf solche Briefe interessant und verständlich gemacht werden, es sei denn dadurch, daß die gesamte Korrespondenz dem Leser zugängig gemacht wurde.

Mit Bezug auf die zahlreichen Briefe Göschens an und von Wieland bemerke ich, daß viele bereits von Gruber in seiner Biographie des Dichters gedruckt wurden. Eine große Anzahl befindet sich außerdem in dem Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar. Die folgenden Originalbriefe sind in meinem Besitz:

Wieland an Göschen:

22. Mai 1786	8. Dez. 1788
13. Juni 1786	22. Dez. 1788
14. Jan. 1787	25. Jan. 1789
10. März 1788	26. April 1789
8. April 1788	25. Mai 1789
26. Mai 1788	4. Juni 1789
20. Oktober 1788	2. Juli 1789
25. Nov. 1788	20. Aug. 1799
4. Dez. 1788	Aug. (21.?) 1789.

Außerdem ein Brief Wielands ohne Datum sowie ein Brief Göschens an Wieland vom 13. Mai 1811.

Die Originale der ebenfalls ausgedehnten Korrespondenz Böttigers und Göschens befinden sich in der Kgl. Öffentl. Bibliothek zu Dresden.

Was die Überſetzung ſelbſt anbelangt, ſo iſt ſie von Herrn Th. A. Fiſcher mit dem größten Fleiß unter meiner perſönlichen Leitung angefertigt worden, und ich kann für ihre Genauigkeit Bürgſchaft leiſten.

Mit dieſen Bemerkungen und mit wiederholtem Dank an den Geh. Rat Schnorr von Carolsfeld in Dresden, der die Arbeit meines Überſetzers weſentlich erleichtert hat, empfehle ich, obwohl mit der Beſcheidenheit eines Mannes, der ſich ſeiner unzureichenden Ausrüſtung für ein ſolches Werk vollkommen bewußt iſt, dieſe Biographie auch in ihrem neuen Gewande der freundlichen Nachſicht des deutſchen Publikums.

Goſchen.

Inhaltsangabe.

Band I.

		Seite
Kapitel I.	Jugendjahre	11—28
„ II.	Eine Genossenschaft der Gelehrten . . .	29—41
„ III.	Göschen als Verleger. Ankunft Schillers .	42—64
„ IV.	Verlagskatalog eines Anfängers. — Erfolgreich, aber überarbeitet	65—86
„ V.	Rasche Entwicklung des Verlages	87—104
„ VI.	Goethe	105—132
„ VII.	Wachsende Sorgen	133—157
„ VIII.	Nachdrucker	158—176
„ IX.	Goethes „Gesammelte Werke". — Ein folgenschwerer Bruch	177—206
„ X.	Liebe und Heirat	207—228
„ XI.	Mit vereinten Kräften vorwärts	229—240
„ XII.	Dichter und Verleger	241—262
„ XIII.	Durch Sorgen zum Ziele	263—278
„ XIV.	Die „Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs"	279—303
„ XV.	Freude und Leid im Freundeskreise . . .	304—320
„ XVI.	Persönliches	321—350

Verzeichnis der Illustrationen.

Band I.

Seite

Georg Joachim Göschen . . . . . Titelbild
Nach einem Gemälde im Besitze des Viscount Goschen.

Gerettet 16
Titelbild zu „Die Wege des Herrn mit verlassenen Kindern".

L. F. Huber 24
Nach einer Zeichnung von Dora Stock im Körner-Museum zu Dresden.

Ch. G. Körner 42
Nach einer Zeichnung von Graff im Körner-Museum zu Dresden.

Dora Stock 48
Nach einem Porträt von Graff im Körner-Museum zu Dresden.

Minna Körner geb. Stock 50
Nach einem Gemälde von Graff im Körner-Museum zu Dresden.

Friedrich v. Schiller 86
Nach einem Gemälde von Graff im Körner-Museum zu Dresden.

Goethe in seinem 30. Lebensjahre 104
Nach einem Porträt von May im Besitze des Freiherrn v. Cotta in Stuttgart.

Faksimile des Umschlags zu „Pandora oder Taschenbuch des Luxus und der Moden aller Völker für das Jahr 1787" 146

Faksimile des Umschlags zu „Pandora oder Kalender des Luxus und der Moden für das Jahr 1788" 150

Goethe in der Campagna 176
Nach einem Gemälde von Tischbein im Städel-Museum in Frankfurt.

Abendkreis der Herzogin Amalie 178
Nach einem Aquarell von G. M. Kraus in der Bibliothek des Großherzogs von Sachsen-Weimar.

Angelica Kauffmanns Kupfer zu „Egmont" 184
Nach einem Kupferstich zu Goethes Werken, Ausgabe von 1788.

Faksimile von Seite 39 der 1. Ausgabe des „Faust", 1790 . 188

Titelblatt der 1. Ausgabe des „Faust" 194

Henriette Göschen geb. Heun 224
Nach einem Gemälde im Besitze des Viscount Goschen.

Faksimile des Umschlags zu „Pandora oder Kalender des Luxus und der Moden für das Jahr 1789" 258

Faksimile des Umschlags des „Historischen Calenders für Damen" 280

Faksimile des Umschlags der „Thalia" (a) 298

Faksimile des Umschlags der „Thalia" (b) 298

Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen 300
Aus dem „Historischen Calender für Damen 1793".

Wallensteins Ermordung 300
Aus dem „Historischen Calender für Damen 1793".

Teil eines autographierten Briefes von Schiller an Göschen, 24. Oktober 1791 302

Fernsicht von Hohenstädt 344

Göschens Landhaus in Hohenstädt bei Grimma 346

Vorrede zur englischen Ausgabe.

Indem ich die Biographie meines Großvaters Georg Joachim Göschen, vor hundert Jahren Verlegers in Leipzig, dem Leser darbiete, bin ich mir wohl bewußt, wie kühn und gewagt ein solches Beginnen ist. Ein Mann von packender Originalität, unermüdlicher Energie und von großen geistigen Gaben, dessen Lebensgang sich so wechselvoll gestaltete, daß er sich aus den ärmlichen Verhältnissen eines Waisenknaben zu dem ruhmreichen, höchsten Gipfel in seinem Beruf als Verleger und Drucker, und als Freund und Berater weltberühmter Schriftsteller empor arbeitete, nur um dann unter dem vernichtenden Druck des Krieges und politischer Wirren wieder an den Rand des Verderbens gebracht zu werden: ein solcher Mann dürfte trotzdem kaum ein genügendes Interesse bei den Lesern eines späteren Jahrhunderts beanspruchen, das mit zeitgenössischen Biographien überflutet ist. Aber mein Großvater lebte unter bedeutenden Männern und in einer bedeutsamen Zeit. Er stand in engem Verkehr mit den Heroen des goldnen Zeitalters deutscher Literatur. Er veröffentlichte die erste Sammlung von Goethes zerstreuten Schriften; er wohnte eine Zeitlang mit Schiller im gleichen Hause, und gehörte jahrelang zu seinem vertrauten Umgang; er war der intime Freund Wielands, des damaligen Patriarchen des deutschen Schriftwesens; er stand in ununterbrochener Korrespondenz mit vielen andern Sternen am hellglänzenden Weimarischen Dichterhimmel und mit den berühmten Gelehrten der Universität Jena. Da er außerdem über einen originellen und oft pittoresken Stil verfügte, so werfen seine Briefe

interessante Streiflichter auf die hervorragenden Persönlichkeiten, mit denen er als Schriftsteller und als Mann in Berührung kam.

Ich möchte wünschen, ich wäre besser dazu ausgerüstet gewesen, in seiner Gesellschaft das weite und stoffreiche literarische Gebiet zu durchwandern, in dem sich das Leben eines Verlegers, dessen geschäftliche Tätigkeit sich über 43 Jahre erstreckt, mit Notwendigkeit bewegte. Aber eine arbeitsreiche politische Laufbahn machte es mir unmöglich, die ganze Masse der Goethe- und Schillerliteratur, die nach einem Jahrhundert ernsten Studiums und eifriger Kritik zu schier unabsehbarem Umfang angewachsen ist, zu durchforschen. Selbst während ich mit der Abfassung der vorliegenden Memoiren beschäftigt war, hat dieselbe einen stetigen Zuwachs erfahren. Wenn aber auch die Materialien, deren Inhalt ich mir anzueignen imstande war, keineswegs erschöpfender Art sind, so waren sie doch wenigstens durchaus authentisch, und selbst in dem neuen Licht, das seitdem auf einige der von mir behandelten Gegenstände fiel, erschien meine Darstellung weder dem Geiste noch dem Buchstaben nach ungenau.

Über den Inhalt der Bücher, die mein Großvater herausgab, habe ich nur beiläufig einige wenige Bemerkungen gemacht. Hätte ich dies ausführlicher tun wollen, so würden die vorliegenden Bände einen übergroßen Umfang angenommen haben, ganz abgesehen von der dazu erforderlichen Kenntnis. Einige Ausnahmen wird man an Stellen finden, wo ich es für nützlich erachtete, von den Werken eines Schriftstellers eine Vorstellung zu geben, der in seiner Zeit berühmt war, aber den meisten der jetzt lebenden Generation nur dem Namen nach bekannt sein dürfte, oder da, wo Schriften, die in der Literaturgeschichte nicht erwähnt werden, gewisse Gedankenströmungen oder volkstümliche Tendenzen erklären. Im allgemeinen habe ich denjenigen Männern gegenüber, mit denen mein Großvater in Verkehr stand, einen zeitgenössischen Standpunkt einzunehmen gesucht, und zwar in höherem Grade

als es gewöhnlich bei der Beurteilung literarischer Werke der Fall ist. Die Stellung, die sie in ihrem eigenen Kreise einnahmen, ihre Erfolge und Mißerfolge, ihre Volkstümlichkeit und ihre Vernachlässigung während ihrer Lebenszeit: dies waren die Punkte, denen ich in meiner Lebensbeschreibung das größte Gewicht beimaß.

Natürlicherweise habe ich denjenigen Schriftstellern, deren freundschaftlicher Verkehr mit meinem Großvater der engste war, also besonders Schiller und Wieland, eine hervorragende Stelle angewiesen. Sie haben in seinem Leben als Männer und Geschäftsfreunde die größte Rolle gespielt. Wieland wird dem englischen Leser eine verhältnismäßig neue Persönlichkeit sein; bei Schiller hingegen mußte ich notwendigerweise einige Ereignisse und auf seine Schriften oder seine Person bezügliche Tatsachen erwähnen, die den Lesern seiner vielen Lebensbeschreibungen bereits bekannt sind. Da aber gewisse Abschnitte von Schillers Leben eng mit den Geschicken meines Großvaters verknüpft sind, ganz abgesehen von dem ihnen innewohnenden eigentümlichen Interesse, so bedarf ihre Wiederholung meinerseits kaum einer Entschuldigung.

Übrigens hatte ich ein anderes Ziel vor Augen, als die Erwähnung von bloß literarisch Interessantem, oder das Verhältnis meines Großvaters zu Schriftstellern allein. Das Zeitalter, in dem er lebte und seinen Beruf ausübte, war Zeuge des Ausbruches der französischen Revolution; sah ganz Europa erschüttert von ungeheuren Kriegen, und Deutschland seufzen unter dem Druck und der Verzweiflung der Napoleonischen Schreckensherrschaft, bis es endlich durch glänzende Anstrengungen seine Selbständigkeit wieder erkämpfte. Den Donner der Artillerie in der Leipziger Völkerschlacht konnte man in meines Großvaters Landhaus hören. Zwei seiner Söhne waren Mitkämpfer in dem blutigen Ringen. Er sah die Armeen aller möglichen Nationen die Gegend um ihn herum überfluten. Alle Wechselfälle der Demütigung und des Triumphes, die seinem Vaterlande beschieden waren,

machte er durch. Vieles davon beschrieb er mit eigner Hand und seine Briefe liefern uns lebendige Eindrücke und Beurteilungen der historischen Ereignisse und politischen Entwicklungen. Sie sind nicht vom Standpunkte des Historikers, des Soldaten oder des Diplomaten aus geschrieben, sondern so wie sie sich einem schlichten Bürger in der Korrespondenz mit seinen Freunden aufdrängten. Um aber die Bedingungen, unter denen und von denen er schrieb und die fortwährende Bezugnahme auf die Ereignisse seiner Zeit zu verstehen, durfte der Leser nicht ohne klare Einsicht in ihre Natur und Folgen gelassen werden.

Als ein langjähriger Leser, nicht als ein Schreiber von Büchern, habe ich manchmal einen leisen Ärger empfunden über die stillschweigende Voraussetzung eines Verfassers, wonach ich mit einer Reihe von Tatsachen und Daten bekannt sein sollte, von denen ich unglücklicherweise nichts wußte. Ich habe mir meine eigene Erfahrung in dieser Beziehung zur Warnung dienen lassen. Wenn ein Schriftsteller sich zu sehr darauf verläßt, daß seine Anspielungen jedermann verständlich sein werden, so erfüllt den gewissenhaften Leser oft ein unwiderstehlicher Drang zu Nachschlagewerken seine Zuflucht zu nehmen, während der nachlässige Leser, vorauseilend, den Sinn einer Stelle nicht versteht, die der Verfasser ihm ganz besonders einzuprägen wünschte. Demgemäß habe ich, da ich fortwährend gezwungen war, den Einfluß von Kriegen, Kongressen, Verträgen und politischen Katastrophen auf das persönliche Geschick meines Großvaters zu berücksichtigen, nicht gezögert, in kürzesten Umrissen und womöglich in chronologischer Ordnung die einschlägigen europäischen Ereignisse anzuführen, und zwar geschah dies mitunter auf die Gefahr hin, etwas zu berichten, was eigentlich „jeder Schulknabe wissen sollte", was aber in Wahrheit vielen gebildeten Leuten nur unvollkommen bekannt ist.

Die Jahre, in denen mein Großvater lebte, waren jedoch nicht nur durch die Neugestaltung der Karte von Europa

und den Übergang einer alten politischen Welt in eine neue gekennzeichnet, noch auch nur durch das Auftauchen geistiger Riesen, die den ganzen Charakter der Literatur in kaum weniger überraschender Weise veränderten. Der alles durchdringende Einfluß der französischen Revolution, der keine geographischen Grenzen kannte; die lärmenden Angriffe der ungestümen Freunde des Sturmes und Dranges auf die alten sozialen und moralischen Schranken; das kühne Vorrücken der Aufklärung in das Gebiet der Überlieferung und des theologischen Glaubens: Alles schuf eine außergewöhnliche, elektrische Atmosphäre auf dem gesamten Gebiet des Gedankens und des Gefühls. Wie mein Großvater sich in jenen stürmischen Zeiten benahm, und inwieweit er solchen Einflüssen auf seinen Charakter und den schlichten christlichen Glauben, den er von seinen Vorfahren ererbt hatte, einzuwirken gestattete, das wird im Laufe der vorliegenden Lebensgeschichte klar werden.

Daneben wird der Leser einen Einblick in die Häuslichkeit einer ruhigen Bürgerfamilie, in ihren Haushalt, ihre altmodischen Festlichkeiten, ihre Freuden und Leiden tun können, und da in England nicht viel über diese Seite des geselligen Lebens der Mittelklasse in Deutschland vor hundert Jahren veröffentlicht worden ist, so habe ich aus denjenigen Briefen meines Großvaters, in denen er mit großer Naivität Szenen in seinem Familienleben beschreibt, ausführliche Zitate gebracht. Aus den obigen Bemerkungen wird man mit Recht folgern, daß ich die Lebensgeschichte eines schlichten Verlegers mehr für das allgemeine Publikum geschrieben habe, als für Savants und Kenner der Literatur. Die Schwierigkeit der Entscheidung, an welche von beiden Leserklassen ich mich wenden sollte, hat von Anfang an hemmend auf mich eingewirkt. Erstreckte sich doch das mir zu Gebote stehende Material über so mannigfache Gebiete! Ich fand z. B. viele Briefe, die sich auf eine höchst wertvolle Reform in der griechischen Typographie bezogen, welche mein Großvater im Einklang mit ausgezeichneten

Gelehrten ins Werk ſetzte; oder es fanden ſich Unterſuchungen über andere Zweige des Buchdrucks, die den Kenner intereſſiert haben dürften. Dann wieder habe ich viele Kontrakte zwiſchen Verleger und Geſchäftsfreunden in Händen gehabt, die dem Verleger und Schriftſteller der Jetztzeit Unterhaltung gewährt haben würden, ebenſo wie anderen das Thema des Honorars für geiſtige Arbeiten. Die überaus wichtige und noch jetzt intereſſante Frage des Verlagsrechtes und der Unterdrückung des Nachdrucks nahmen meines Großvaters Aufmerkſamkeit im höchſten Grade in Anſpruch. Auf allen dieſen Gebieten habe ich geſammelt, mich aber ſtets von dem Gedanken leiten laſſen, daß ich eine Biographie, nicht eine Bibliographie ſchrieb, und daher auf techniſche Geſchäftsfragen einzugehen keine Verpflichtung hatte. Wenn der Leſer trotzdem hie und da auf ein Kapitel ſtoßen ſollte, das mehr für den Schriftſteller von Beruf als für ihn beſtimmt zu ſein ſcheint, ſo nehme ich dieſelbe Nachſicht von ihm in Anſpruch, die, wie ich hoffe, der Gelehrte und der Sachverſtändige mir angedeihen laſſen werden, wenn ſie harmloſe Plaudereien, häusliche Details oder merkwürdige, dem „Hinterlande“ der Geſchichte, nicht ihrem eigentlichen Gebiete angehörige Abenteuer vorfinden.

Meinen deutſchen Leſern gebührt ein beſonderes Wort der Entſchuldigung. Zwar hege ich die Hoffnung, daß die vorliegenden Bände vieles enthalten, das auch für ſie von Intereſſe iſt. Sie werden nicht wenige bisher noch ungedruckte Briefe kennen lernen, und bisher zerſtreute Bruchſtücke zu einer fortlaufenden und verſtändlichen Erzählung vereinigt finden. Vieles aber mußte notwendigerweiſe vorkommen, das für den engliſchen Leſer zwar neu und notwendig zum Verſtändnis des Buches erſchien, für den Deutſchen aber ein vertrautes Feld iſt, auf dem er ſeit mehreren Generationen reiche Ernten eingeheimſt hat. Ich kann verſichern, daß ich Gebiete dieſer Art nur mit dem lebhaften Bewußtſein meiner eigenen Unzulänglichkeit und beſchränkten Kenntniſſe betreten

habe. Durch viel Wirrsal hat mich allerdings die sichere Hand meines Großvaters geleitet.

Mit großer Genugtuung habe ich im Verlauf meiner Studien beständig bemerkt, welch' hohe Stelle sein Name in der deutschen Literatur einnahm und noch einnimmt. Was auch das Urteil seiner Landsleute über das Resultat der Arbeit seines Enkels sein mag, der deutsche Leser wird, dessen bin ich gewiß, dem Versuch seine Sympathie nicht versagen, dem Andenken dieses Mannes durch eine ausführlichere und zureichendere Darstellung seines edlen, selbstlosen und gemeinnützigen Lebens ein Denkmal zu setzen, eines Lebens, in dem die brennende Begierde, Deutschland eine geachtete Stellung in bezug auf Typographie zu verschaffen, die hervorragendste Rolle spielte.

In der Beurteilung der Handlungen und des Charakters meines Großvaters habe ich alle Parteilichkeit zu vermeiden gesucht. Ich darf offen sagen, daß ich, ehe ich an die Vorbereitungen zu diesem Buche ging, ihn noch kaum kannte. Unglücklicherweise hatte ich den Plan es zu schreiben während der Lebzeiten meines Vaters, der mir seine unschätzbare Hilfe hätte angedeihen lassen können, nicht gefaßt. Erst im Verlauf meiner Arbeit machte ich die genaue Bekanntschaft des Verlegers, indem ich zahllose Briefe von ihm und an ihn las, und lernte, wie er von seinen Zeitgenossen beurteilt wurde; hauptsächlich aber ließ ich ihn durch das was er selbst schrieb, tat und litt zu meinem Herzen reden. Meine Schuld, nicht die seinige wird es sein, wenn es ihm nicht gelingt meines Lesers Achtung zu erwerben.

Die Korrespondenz meines Großvaters verschaffte mir natürlicherweise das Hauptmaterial zu der vorliegenden Lebensbeschreibung. Leider hatte ein sehr wertvoller Teil davon ein trauriges Schicksal. Einige Jahre nach seinem Tode, als das Geschäft durch Kauf in die Hände der berühmten Konkurrenzfirma J. G. Cotta überging und während der Auslieferung des Inventars verschwand nämlich eine Kiste mit den wertvollsten

autographischen Briefen seiner berühmtesten Geschäftsfreunde, sei es nun durch Sorglosigkeit, sei es durch Unehrlichkeit. Viele von ihnen tauchten in der Folge bei Antiquaren und in Privatsammlungen wieder auf, oder fanden ihren Weg in öffentliche Sammlungen. Den dankenswerten Bemühungen der Beamten des Goethe-Museums und des Goethe- und Schillerarchivs in Weimar — im Verein mit der geschäftsmäßigen Art und Weise, mit der diese beiden Dichter ihre Korrespondenz und ihre Schriftstücke registrierten — gelang es, die meisten der Briefe wieder aufzufinden, und sie entweder nach den Originalen oder nach Abschriften zu veröffentlichen. Von den Briefen weniger berühmter Autoren an meinen Großvater erwarb ich von Autographenhändlern eine große Anzahl; andere wurden mir durch die Zuvorkommenheit von Fremden und Freunden zur Verfügung gestellt. Ihnen allen sei an dieser Stelle mein Dank ausgesprochen.

Da Briefauszüge einen beträchtlichen Teil der vorliegenden Lebensbeschreibung ausmachen, so habe ich die größte Mühe auf ihre Übersetzung verwandt. Freilich habe ich längst gelernt, daß die genaue Übertragung von Vielen aus einer Sprache in die andere nahezu eine Unmöglichkeit ist, und daß, je charakteristischer und eigenartiger das Original, der Versuch einer gelungenen Wiedergabe sich um so aussichtsloser erweist. In dieser Beziehung boten meines Großvaters Briefe außergewöhnliche Schwierigkeiten dar; denn er ahmte den sorgfältig ausgearbeiteten Stil vieler seiner Korrespondenten nicht nach; und Privatbriefe, die man in großer Erregung oder in der Eile dringender Geschäfte hinwirft, müssen zusammenhanglos und gelegentlich dunkel erscheinen. Nichts destoweniger sollte man sie gerade so abdrucken, wie sie die erregte Stimmung diktierte, und so habe auch ich keinen Versuch gemacht, sie zurechtzustutzen.

Lady Blennerhassett, deren genaue Kenntnis des Zeitalters, mit dem ich mich zu beschäftigen hatte, in ihren Werken über Talleyrand und Madame de Staël zutage tritt,

und der verstorbene Lord Acton sind freundlich genug gewesen, den historischen Teil des vorliegenden Buches zum größten Teil durchzulesen, so daß dieser, obwohl kurz, wie das bei einem bloßen Umriß nicht anders sein konnte, doch was Genauigkeit anbetrifft, ohne Frage zuverlässig genannt zu werden verdient.

Dankbar muß ich ferner die hilfreichen Dienste anerkennen, die mir von Herrn Weibert, früher in Stuttgart, bei der Abfassung der vorliegenden Memoiren geleistet worden sind. Als ich anfing zu schreiben, besaß er die Verlagsrechte meines Großvaters und war berechtigt den Namen der alten Firma zu führen. Er selbst hatte viel Material für eine Chronik der Firma gesammelt, und ich war glücklich genug, dasselbe durch Kauf an mich zu bringen. Daneben verschaffte er mir Einsicht in alte Rechnungen und Briefliſten.

Großen Dank schulde ich ferner Herrn A. K. Connell, dessen Kenntnis des Deutschen, klarer Verstand und allgemeine Fähigkeit ich benutzte, um viele Bücher und Briefe für mich durchzustudieren, und mir in der Auswahl und Anordnung des aus ihnen geschöpften Materials beizustehen. Dies war besonders der Fall mit der im zweiten Kapitel behandelten Geschichte der Stadt Leipzig, und im siebenten Kapitel mit der Beschreibung von Wielands literarischem Leben bis zur Zeit, wo er mit meinem Großvater geschäftlich in Verbindung trat.

Ich darf nicht vergessen hinzuzufügen, daß die Bibliothekare der Königlichen Bibliotheken zu Stuttgart, München und Dresden mich auf das zuvorkommendste in meinen Forschungen unterstützten, insbesondere Herr Hofrath Schnorr von Carolsfeld, Direktor der Königlichen Bibliothek in Dresden, der Enkel des berühmten Künstlers, der auch zu dem Kreise der intimen Freunde meines Großvaters gehörte. Auch von Leipzig erhielt ich wertvolle Nachrichten, einschließlich der freundlichen Auskunft von Dr. E. Brockhaus, dem jetzigen bekannten Vertreter einer berühmten Verlagsfirma.

Gleichfalls herzlichen Dank schulde ich dem Herrn Hofrat Dr. Peschel vom Körnermuseum in Dresden, der mir erlaubte,

mehrere Porträts in seiner interessanten Sammlung zu photographieren.

Wenn beim Durchlesen der folgenden Blätter ein scharfblickender Leser etwa auf Widersprüche in der Orthographie von Eigennamen stoßen sollte, so möge er bedenken, daß sich in den Manuskripten, mit denen ich zu tun hatte, viele solche Widersprüche vorfinden. In der Tat war das Buchstabieren vieler deutscher Wörter, ganz abgesehen von den Eigennamen, vor hundert Jahren ein Gegenstand fortwährender Meinungsverschiedenheit. Mit dem Namen meines Großvaters habe ich mir meinen englischen Lesern zu liebe die Freiheit genommen, die anerkannte englische Schreibweise, nämlich Goschen statt der deutschen Form Göschen, anzunehmen, da die Erfahrung seit meinen Schultagen in Rugby mich gelehrt hat, daß der unbekannte Umlaut ö Anlaß zu vielem Kopfzerbrechen und zu einer sehr großen Verschiedenheit der Aussprache gegeben hat.

Zum Schluß möchte ich noch bemerken, daß viele Jahre verflossen sind, seit ich dies Buch anfing. Zweimal infolge meiner offiziellen Pflichten litt die Arbeit eine Unterbrechung von je fünf Jahren. Die Wirkung davon wird man möglicherweise an einem gewissen ungleichen Verhältnis der verschiedenen Teile zueinander sowie in gelegentlichen Wiederholungen spüren. Auf der andern Seite hat mich vielleicht die Verlängerung meiner Arbeit in den Stand gesetzt, die Resultate meiner Ausflüge in das Gebiet einiger politischen und literarischen Erscheinungen eines höchst interessanten Zeitalters von einem höheren Gesichtspunkte aus zu beurteilen, während die Revision früherer Teile des Buches in dem Lichte größerer, im Laufe der Arbeit gewonnener Erfahrung nicht ohne Vorteil für die Feder eines Dilettanten gewesen sein mag. So lang aber auch die Zeit war, während der ich mich mit den für die vorliegende Lebensbeschreibung gesammelten Materialien beschäftigte: immer war es bei mir eine Arbeit der Liebe, die mir niemals lästig wurde; und damit empfehle ich das Resultat derselben, bescheiden und doch hoffnungsfreudig, der Nachsicht des Publikums.

Erſtes Kapitel.

Jugendjahre.

1752—1781.

Vor etwas mehr als einem Jahrhundert, im Jahre 1785, begründete mein Großvater, Georg Joachim Göſchen in der Stadt Leipzig, damals wie jetzt Mittelpunkt des deutſchen Buchhandels, ein Verlagsgeſchäft. Es fällt dieſes Jahr in die Blütezeit der deutſchen Literatur, in jenes goldene Zeitalter, das Leſſing, Klopſtock und Wieland zu ſeinen älteren, Goethe und Schiller zu ſeinen jüngeren Sternen zählte. Leſſing, der große Pionier, war gerade vier Jahre tot. Von den andern, von denen viele Werke durch die Hände meines Großvaters gingen, ſtanden Klopſtock und Wieland auf der Höhe ihres Ruhmes; keiner von beiden ſollte in der Folgezeit das, was er in der Vergangenheit geleiſtet hatte, übertreffen; dagegen hatten Goethe und Schiller, obwohl ſie ſchon durch glänzende Leiſtungen Beifall eingeerntet und große Erwartungen rege gemacht, die Tage ihres größten Ruhmes und ihrer größten Fruchtbarkeit noch vor ſich. Nachdem der erſtere im Alter von 24 Jahren ſeine Landsleute durch ſeinen „Götz von Berlichingen“ (1773) und Europa durch „Werthers Leiden“ (1774) in Erſtaunen geſetzt, hatte er, ſoweit das Publikum es beurteilen konnte, zehn ziemlich müßige Jahre am Weimarer Hofe zugebracht, Jahre, die dem äußerlichen Beobachter nur ſchwachen Anlaß gaben zur Erwartung jener Meiſterwerke, die ihn im nächſten Viertel des Jahrhunderts zum höchſten Rang unter den europäiſchen Dichtern emporheben ſollten. Das folgende Jahr aber war Zeuge ſeiner

Reise nach Italien, welche der Periode scheinbarer Untätigkeit ein Ende setzte. Schiller, um zehn Jahre jünger als Goethe, hatte in dem noch jugendlicheren Alter von 22 Jahren durch seine „Räuber" eine ungeheure Bewegung verursacht, die sich im Fluge durch ganz Deutschland ausbreitete, und hatte dann schnell seinen „Fiesco" und seine „Kabale und Liebe" folgen lassen. Die ersten Monate des Jahres 1785 verzehrte sich der Dichter in Mannheim unter dem Druck von Geldsorgen und in Anfällen von verzweifelter Mutlosigkeit, die erst durch die Sympathie und die Hilfe seiner sächsischen Freunde vertrieben werden sollte. In dem genannten Jahre standen Goethe und Schiller auf einer Art Wasserscheide, welche die Sturm- und Drangperiode ihrer Jugend von den tieferen Gedanken und dem reiferen Stil ihrer späteren Jahre trennte. Es war ein Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Literatur. Das Zeitalter der Vorbereitung, der befreienden und befruchtenden Kritik lag dahinten. Die kurze Übergangsperiode kühner und mannigfaltiger aber ungezügelter Leistungen näherte sich ihrem Ende. Das Morgenrot der großen, klassischen Periode dämmerte auf. Vor 30 Jahren hatte eine deutsche Literatur kaum existiert; die 30 Jahre, die nun folgten, sahen ihre größten Werke vollendet. Die Periode der Tätigkeit Göschens als Verleger fiel beinahe genau zusammen mit der zweiten und glänzenderen Hälfte dieser unerreichten Ära.

Mein im April 1752 geborener Großvater war 33 Jahre alt, als er im Jahre 1785 auf eigene Rechnung sein Verlagsgeschäft gründete. Er hatte eine lange Lehrzeit bestanden, denn als 15jähriger Knabe war er bereits in eine Buchhandlung als Lehrling eingetreten. Aber schon vorher hatte er eine harte Lebensschule durchgemacht. Obschon er von einer Familie abstammte, deren Mitglieder meistens Beamte in verschiedenen deutschen Staaten gewesen waren, oder dem gelehrten Beruf angehört hatten, — war er doch selbst arm und von jeglichen Mitteln entblößt ins Leben eingetreten.

Die Verwüſtungen des 30jährigen Krieges, in dem Kirchen und Archive ſchonungslos verbrannt wurden, erſchweren genealogiſche Nachforſchungen in Deutſchland ganz außerordentlich. Der Forſcher von Fach findet in dieſer Periode unausfüllbare Lücken. So iſt es einem fleißigen Genealogen in meiner eigenen Familie unmöglich geweſen zu beweiſen, ob es mehr als eine romantiſche Sage iſt, daß unſere Vorfahren urſprünglich an dem Aarfluſſe in der Schweiz angeſiedelt waren, wo eine Ruine noch jetzt unſern Namen trägt; daß ein Göſchen in der Schlacht bei Sempach auf ſeiten der Öſterreicher zum Tode verwundet wurde, und daß die übrigen mit andern Anhängern der öſterreichiſchen Partei nach Niederſachſen auswanderten, wo ſich der Name, 150 Jahre ſpäter, ſehr häufig findet. Der älteſte Vorfahr, der ſich geſchichtlich nachweiſen läßt, war ein würdiger lutheriſcher Geiſtlicher, der im Jahre 1609 im Merſeburger Gebiet lebte und den ſonderbaren latiniſierten Namen Joachimus Goſenius führte. Sein Sohn, gleichfalls ein Joachim Göſchen, folgte in ſeines Vaters Fußtapfen, wurde als lutheriſcher Paſtor ordiniert und wirkte 40 Jahre lang in ſeiner Gemeinde. Die folgende Generation wurde der Kirche untreu und ging zur Jurisprudenz und zum Staatsdienſt über, während in der nächſten zwei Brüder als Doktoren der Medizin auftauchen. Einer derſelben ſtudierte mit Auszeichnung an der holländiſchen Univerſität Leyden und ließ ſich ſpäter in Bremen nieder, wo er im Jahre 1706 das Bürgerrecht erwarb.

Das Lebenselement dieſer berühmten Hanſeſtadt lockte dann die Familie vom Gelehrtenberuf weg zum Handelsfach, und der Sohn des Doktors, Johann Reinhard Göſchen, wurde ein nicht unangeſehener und ziemlich wohlhabender Kaufmann. Aber die Zeiten waren ſchlecht; die Kriege Friedrichs des Großen hatten den Handel in ganz Deutſchland zugrunde gerichtet, und endlich unterlag der genannte Kaufmann einem eigentümlichen Unglücksfall, der eins ſeiner Schiffe traf zu einer Zeit, wo noch keine Verſicherungsgeſellſchaften gegen

Verluste auf der See oder durch den Krieg sicher stellten. Gezwungen Bremen zu verlassen und sein Glück anderwärts zu suchen, nahm er seinen einzigen überlebenden Sohn, meinen Großvater, damals einen Knaben von 13 Jahren, mit sich und ließ sich in Westfalen nieder. Zu der Zeit war er ein Witwer und hatte zwei seiner Frauen begraben. Aber Geldverlegenheiten hatten die Eheneigungen dieses heiratslustigen und törichten Vorfahren nicht abgekühlt; er heiratete eine dritte Frau, und zwar in der Person einer Witwe, die ihm drei eigene Kinder in die Ehe mitbrachte. Was nun geschah, wollen wir in den eigenen Worten des jungen Sohnes erzählen. In meinem Besitz befindet sich nämlich das Original einer rührenden Bittschrift, die er an seine Verwandten und an einige reiche Kaufleute in Bremen richtete. Sie lautet wörtlich wie folgt:

„Verzeihen Sie, hochedle Anverwandte und mitleidige Freunde, daß ich als 13jähriger Knabe, da ich aller Mitteln entblößet, arm und dürftig bin, den Schutz und Beystand mir von Ihnen erflehe.

Ich bin der Sohn deßjenigen Joh. Reinh. Göschen, welcher hier auf der Langen-Straße ehedem gewohnet, sich vor einigen Jahren in Vlohte zum 3ten Mal verheirathete und daselbst Etabliret. Die kindliche Pflicht befiehlet mir, daßjenige Elend zu verschweigen, welches ich schon seit geraumer Zeit erlitten; genug das mein Vater vor 10 Wochen seine Frau und vier Kinder verließ und unter andern also auch mir, als den Enkel des christlichen und würdigen Mannes, dessen Fleiß und Tugenden hier noch bekand seyn werden. Nach Abwesenheit meines Vatters (dessen Aufenthalt wir bis jetzt noch nicht erfahren) fanden sich in Vlohte sehr viele mitleidige Hertzen, welche uns in unserer Armuth, ja in unserer Hungersnoht mit dem nöhtigen Unterhalt liebreich versorgten, zuletzt nahmen die Anverwandten meiner lieben Stiefmutter 2 Kinder von ihrem ersten Mann zu sich und mir ward das Reisegeld gegeben und ich hieher gesandt. Mein Elendt

würde hier aber eben so groß sein, wenn ich mir nicht auf den Vatter verlassener Waisen verließe, der alles versorget und keinen Hungers sterben läßet, ja meine Hoffnung vermehret sich, wen ich mir die gewiße Vorstellung mache auch hier mitleidige Hertzen zu finden, welche Sich meiner Armuth erbarmen und mir Ihre Liebe durch Thätlichkeit zeigen werden. Ich flehe also durch diesen hierum demüthigst an, verlassen Sie mir nicht in meinen unmündigen Jahren, und lassen denjenigen Ihre Güte genießen, der in der That Arm und ohne sein Verschulden Arm ist. Das Schreien der Waisen dringet durch die Wolken zu Gott; auch mein Gebeht, welches ich aus dankbahrem Hertzen zu dem Trohne des Höchsten für Ihnen schicken werde, wird nicht leer wieder zurückkommen. Heil und Segen wird auf Ihnen herabfließen, Gesundheit und alle Glückseligkeit wird der Lohn Ihrer Tugend seyn und das Wort des Herrn wird auch an Ihnen und Ihren Geehrten Häusern erfüllet werden, wer sich der Armen Waisen Erbarmet, der leihets dem Herrn.

J. Zuversicht auf Dero Hülfe verbl.
dero unterthänigste verlaßene Waise
Georg Joachim Göschen."

Die rührende Bitte des Knaben hatte das Ergebnis, daß ihm Beiträge bis zur Höhe von 80 Talern versprochen wurden, die ihm jährlich bis zu seiner Mündigkeit ausgezahlt werden sollten.

Zum Glück aber beschränkte sich der Beistand, den er in Bremen fand, nicht auf diese bloß finanzielle Unterstützung; es wurde ihm vielmehr eine persönlichere und menschlich-teilnehmendere Hilfe zu teil, die sein ganzes späteres Leben durch die Einwirkung auf seinen Charakter beeinflußte: ein edler Mann, Namens Rulffs, von dem er noch in seinen zwanzig Jahre später geschriebenen Briefen mit der unbegrenztesten Dankbarkeit redet, nahm ihn an Kindesstatt an.

Ein romantischer Bericht von der Art und Weise, wie Herr Rulffs dem Knaben Hilfe brachte, und von dem, was

sich weiter in seinem damaligen Leben zutrug, ist uns in einer handschriftlichen biographischen Notiz über meinen Großvater, überschrieben „Göschen, 46 Jahre alt", aufbewahrt. Sie hat einen seiner intimen Freunde, Namens Böttiger, einen Schriftsteller aus dem Weimarer Kreise, zum Verfasser.*) Sonderbarerweise erwähnt Böttiger weder die Bittschrift noch auch ihre Folgen; auch gibt er eine verschiedene Version von der Reise des Knaben nach Bremen.

„Der junge Göschen", schreibt er, „bettelte in Nienburg als ein zehnjähriger Knabe einen Bremer an, der ihn erkannte und ihn wieder mit nach Bremen nahm, wo er ihn zu einem reichen Verwandten von Göschen führte, ihn aber an der Tür stehen ließ, als er oben viel Licht und ein großes Abendmahl bemerkte. Der Knabe getraute sich nun auch nicht hinaufzugehen und lief auf den Marktplatz, wo er zuerst das Schreckliche seiner Lage lebhaft fühlte, und laut aufweinte. Dies Weinen hörte ein Vorübergehender, der auf ihn losging, ihn unter eine Laterne zog und fragte was es gäbe? Als er sich zu erkennen gegeben hatte, fand sichs, daß Göschens Vater einst diesem Manne das Leben gerettet hatte. Dieser führte ihn also den folgenden Morgen zum wackern Kaufmann Rulffs, der ihn von nun an als seinen Pflegesohn aufnahm, bei einem Schwager auf dem Lande, dem Pastor Heeren, erziehen ließ und zum Buchhandel bestimmte. Als daher jener andere Bremenser, der Göschen abends auf dem Markte gefunden hatte, nach Halle ins Waisenhaus geschrieben und dem jungen Göschen eine Freistelle dort ausgewirkt hatte, weil Göschens Großvater einer der größten Wohltäter des Waisenhauses gewesen war: so setzte sich Rulffs dagegen. Nein, sagte er, ein Kopfhänger soll der Junge nicht werden, und zum Studieren gehört mehr Geld als ich ihm geben kann. Er brachte ihn darauf zum Buchhändler Cramer in Bremen, wo er die Buchhandlung lernte."

*) Das Original befindet sich in der Kgl. Bibliothek zu Dresden.

CERTIFIÉ

GERETTET.

Ein kleines, von einem gewissen Herrn von Kamp, einem bekannten Jugendschriftsteller, geschriebenes und „Die Wege des Herrn mit verlassenen Kindern“ betiteltes Buch*) bestätigt in der Hauptsache die Erzählung Böttigers. Ein hübsches Titelbild stellt die Szene auf dem Marktplatze dar, wo der Fremdling das weinende Kind unter die Laterne zieht und in ihm den Sohn des Mannes, der ihm das Leben gerettet hatte, entdeckt. Aber die Farben in der Erzählung sind stark aufgetragen; von dem Knaben heißt es, er sei in grausamer Weise verstoßen von einem reichen Onkel, in dessen Haus er an jenem Unglücksabend gekommen war, und dessen festliche Versammlung er durch die Botschaft seiner Anwesenheit und seiner äußersten Not gestört hatte. Der Verfasser hatte diese wunderbare Geschichte aus dem Munde eines Kollegen von Göschen gehört. Sie war erzählt und wiedererzählt worden in den einfachen und gemütlichen geselligen Zusammenkünften, wie sie die Deutschen lieben. Herr von Kamp, den man aufgefordert hatte, ihre Echtheit zu beweisen, schreibt, er sei an einem schönen Frühlingstage in den zwanziger Jahren zum Besuch bei dem verstorbenen Verleger Bädeker in Essen gewesen und habe mit ihm in der Rosenlaube seines Gartens vertraulich geplaudert. Da habe dieser ihm seinen Wunsch mitgeteilt, er möchte eine neue Geschichte, die er ihm erzählen wolle, in ähnlichem Stil behandeln wie einige andere von ihm veröffentlichte, und er habe ihn versichert, daß er diese Geschichte nicht einmal, sondern mehrere Male aus dem Munde von Göschen selbst gehört habe. Auch habe er sie bei Besuchen der Leipziger Messe an Abenden, wo sich die Verleger zu einem Glase Wein zusammenfänden, gehört. Da ihm diese Geschichte ganz besonders anziehend erschienen, habe er Göschen oft gebeten, sie noch einmal zu erzählen, und das habe der alte Herr stets gern und mit tiefer Erregung getan. Herr von Kamp versichert dann seinem Korrespondenten, daß

*) H. A. v. Kamp, „Die Wege des Herrn mit verlassenen Kindern“, Essen, Bädeker, 1833.

er nur in nebenſächlichen Einzelheiten von der ihm mitgeteilten Erzählung abgewichen ſei. Es iſt aber ſehr gerne möglich, daß mein Großvater, der eine lebhafte Einbildungskraft beſaß, und ſich ſelbſt, wie wir in der Folge ſehen werden, als Schriftſteller verſucht hatte, den Bericht von ſeinen erſten Abenteuern in den Geſchichten ſeiner alten Tage hie und da ein wenig ausſchmückte. Der hauptſächlichſte Umſtand der Erzählung in dieſem kleinen Buch jedoch iſt der, daß, als der Knabe zum Manne herangewachſen und ein reicher und angeſehener Verleger geworden war, er mit großem Riſiko für ſeine eigene Perſon und gegen den dringenden Rat von Freunden und einflußreichen Geſchäftsfreunden, die Dienſte, die ihm Rulffs geleiſtet, dadurch belohnen konnte, daß er ſeinen Wohltäter aus noch ſchrecklicherer Notlage erretten konnte, als die, aus der er ſelber errettet worden war. Dieſer Teil der Geſchichte iſt nicht der Phantaſie entſprungen, ſondern berichtet eine hiſtoriſche Tatſache.

„Durch Ihre Dankbarkeit errettet", das war das Urteil eines beiderſeitigen Freundes, als er Göſchen zu ſeinem Benehmen gegen Rulffs Glück wünſchte; keine noch ſo lange Zeit hat je die Glut dankbarer und begeiſterter Anhänglichkeit Göſchens dämpfen können.

Die merkwürdigen Ereigniſſe in Göſchens Kindheit übten einen mächtigen Einfluß auf ſeinen Charakter aus. Er fand im ſpäteren Leben ein beſonderes Vergnügen daran, arme und vaterloſe Knaben zu befreunden, und obſchon er ſelbſt viele Söhne und Töchter ſein eigen nennen durfte, ſo verhinderte doch die Zahl der Glieder ſeines eigenen Haushaltes nicht, auch noch Adoptivkinder bei ſich aufzunehmen und ihnen die Mittel zum Lebensunterhalt zu verſchaffen. Dieſe mitleidsvolle, ja eifrige Bereitwilligkeit andern zu helfen, ließ niemals nach. Die Feuerprobe, die er als Knabe durchgemacht, hatte unvertilgbare Spuren in ſeiner Seele zurückgelaſſen. „Ein edler Menſch, durch Kampf mit Armut gebildet", ſchreibt Böttiger von ihm — Ipse miser miseris succurrere didicit.

Es ist merkwürdig, daß in demselben Jahre 1765, in welchem mein Großvater sich in der bittersten Not an Freunde wandte mit der Bitte um Hilfe, von einem Onkel, Johann Georg Göschen, der unweit Bremen wohnte, ein Testament zu seinen Gunsten gemacht wurde, von dem ich eine beglaubigte Abschrift besitze. Nachdem der Erblasser betreffs seiner Frau, falls diese ihn überlebe, Bestimmungen getroffen, erklärt er, es sei sein Wunsch und Wille mit Rücksicht auf den sehr nahe bevorstehenden Tod seiner Frau, daß sein Vermögen in die Hände der Vormünder für seinen Neffen Georg Joachim Göschen übergehen solle. Daneben aber regelt das Testament das zukünftige Leben des Erben in der diktatorischesten Weise. Aus den hinterlegten Geldern soll zuerst das Schulgeld des Knaben und die Erziehungskosten bestritten werden; dann soll dieser, nachdem er die Schule verlassen, „Medicinam" studieren, sich nach Ablauf der akademischen Studien in dem Dorfe des Erblassers niederlassen und dessen Haus und Hof übernehmen; endlich soll er noch „die Tochter meines lieben Schwagers, Heinrich Paulman, heiraten, damit auf diese Weise meine eigenen Pläne und die meiner lieben Frau ausgeführt werden". Für den Fall, daß der Erbe mit diesen ihm vorgeschriebenen Anordnungen nicht übereinstimme, ist keine Vorsorge getroffen.

Ob mein Großvater jemals seine Erbansprüche geltend machte, darüber fehlt uns jegliche Auskunft. Vermutlich aber tat er es nicht, denn er studierte weder Medizin, noch übernahm er seines Onkels Haus und Hof, noch heiratete er das ihm bestimmte Mädchen, noch hat er, soviel wir wissen, jemals Hilfe von Verwandten erhalten, außer von den Unterzeichnern jener achtzig Taler. Beinahe zu derselben Zeit, als der reiche Onkel über das künftige Vermögen des Knaben verfügte, und zwar augenscheinlich, indem er von dem Verschwinden des Vaters Kenntnis hatte (denn warum sonst für die Schulbildung des Sohnes Vorsorge treffen?), sollte der Knabe selbst die Erhaltung seines Lebens und die Grundlage seiner

künftigen Laufbahn einem merkwürdigen Zuſammentreffen von wunderbaren Ereigniſſen und einer ganz hervorragenden Menſchenliebe verdanken.

Böttigers Behauptung, daß mein Großvater zu ſeiner Erziehung in das Haus des Paſtors Heeren geſchickt worden ſei, iſt nicht ganz genau. Mit Hilfe der von ſeinen Verwandten gezeichneten Summe wurde er vielmehr als Koſtgänger zu einem Lehrer in dem kleinen Dorfe Arbergen bei Bremen geſandt. Aber das iſt richtig, daß er hier, als ein eigentümlicher Vorgeſchmack ſeines künftigen Geſchickes, mit einem Knaben eng befreundet wurde, der in ſpäteren Jahren eine große literariſche Berühmtheit erlangte, dem Geſchichtsforſcher Profeſſor Hermann Ludwig Heeren. Der Vater dieſes künftigen Profeſſors, der Paſtor des Dorfes, war freundlich gegen den armen, bei dem Schulmeiſter untergebrachten Waiſenknaben. Er fand ihn lernbegierig und ſehr fleißig, und ſo erlaubte er ihm, an dem Unterrichte teilzunehmen, den er ſelbſt ſeinem Sohne gab. Profeſſor Heeren ruft ſich dieſe mit Göſchen gemeinſchaftlich genoſſenen Unterrichtsſtunden in den autobiographiſchen Notizen ins Gedächtnis zurück, die er ſeinen geſammelten, hiſtoriſchen Werken voranſchickte. „An jenem Unterrichte auf dem Lande“ ſchreibt er*) „und im väterlichen Hauſe nahm noch ein Mitſchüler Anteil, der auf anderem Wege zum berühmten und hochverdienten Manne reifen ſollte, mein Freund Göſchen in Leipzig. Er war in Arbergen in Penſion, war, wenn auch einige Jahre älter, mein Geſpiele, und beſuchte die Stunden in unſerm Hauſe. Noch vor kurzem habe wir in ſeiner friedlichen Wohnung bei Grimma unſere Jugendfreundſchaft erneuert.“

Göſchen hielt ſich zwei bis drei Jahre in Arbergen auf, und wurde dann, als er etwa 15 Jahr alt war, zu dem Buchhändler Kramer in die Lehre getan. Dort bewies er

*) Göttingen, 1821 f., S. 15. Siehe auch Lorenz, „Zur Erinnerung an G. Joachim Göſchen“. Programm der Kgl. Landesſchule zu Grimma, 1861, S. 3.

ſich als ein Jüngling von ungewöhnlicher Begabung, und beſtand ſeine Lehrjahre mit vielem Lobe. Am Ende der Zeit fand er eine Anſtellung in einer der erſten Verlagshandlungen in Leipzig, nämlich bei S. L. Cruſius, wo er während einer Dienſtzeit von neun oder zehn Jahren ſich mit allen Einzelheiten des Buchhandels gründlich vertraut machte.

Es war in der Tat ein großes Glück für ihn, unter einem ſolchen Lehrherrn zu dienen, und ſeine eigene Würdigung deſſen, was er ihm ſchuldete, fand einen dankbaren und beredten Ausdruck in der folgenden Widmung, welche er einem ſeiner früheren, von ihm ſelbſt als unabhängigem Verleger herausgegebenen Werke, der Meißner'ſchen Überſetzung eines franzöſiſchen Buches von Florian, vorangeſchickt hat.*) „Verzeihen Sie, verehrungswürdiger Mann," ſo heißt es dort, „daß ich dem Triebe meines Herzens folge und Ihrer großen Güte gegen mich, Ihrer thätigen, und bei vielem Undank nie geſchwächten Menſchenliebe, Ihrer ſeltenen Rechtſchaffenheit, ein kleines Denkmal in meiner Handlung errichte und Ihnen dieſes Verlagsbuch widme. Ihre väterliche Liebe und Ihr Beiſpiel hat mein Herz gebildet, Ihr väterlicher Rath und Ihr Unterricht hat mich zu meinem Berufe geführt. Die Folgen davon werden ſich durch mein ganzes Leben verbreiten und meine Dankbarkeit kann nur mit der Fackel dieſes Lebens zugleich auslöſchen."

Das war der Gruß, den der enthuſiaſtiſche Anfänger ſeinem alten Lehrherrn und Freunde ſandte.

Von dem Leben und Treiben meines Großvaters während dieſer langen Arbeitszeit unter Cruſius weiß ich wenig, und wahrſcheinlich liegt wenig Wiſſenswertes vor. Böttiger bemerkt, daß ein paar Jahre nach ſeinem Geſchäftseintritt der Plan gefaßt wurde, ihn nach Amſterdam zu

*) A. G. Meißner, „Novellen des Ritters von St. Florian", Leipzig 1786.

ſchicken, „wo er durch Unterſtützung eines reichen Amſterdamers in den Stand geſetzt werden ſollte, eine deutſche Buchhandlung zu gründen;“ daß aber dieſer Plan durch den Tod des reichen Holländers vereitelt worden ſei. Er erzählt ferner, daß Göſchen ſchließlich Cruſius ſo unentbehrlich wurde, daß der letztere ihn zum Kompagnon anzunehmen verſprach, ſobald er, Cruſius, „durch die erwartete Erbſchaft eines alten, reichen Onkels in Beſitz eines Rittergutes und völliger Unabhängigkeit gekommen ſein würde“. Ich habe anderwärts keine Anſpielung auf ſolche Pläne und Ausſichten vorgefunden. Das Hauptintereſſe dieſes Abſchnittes von Göſchens Leben liegt in den Freundſchaften, die er ſchloß; denn dieſe waren es, ſei es direkt oder indirekt, durch die er ſpäter zu Ruhm und Vermögen aufſtieg. Obwohl nur ein einfacher „Angeſtellter“ in einer Verlagshandlung, wurde er doch mit vielen angeſehenen Familien Leipzigs genau bekannt, und ſtand mit vielen bemerkenswerten jungen Männern auf freundſchaftlichem Fuße. Unter den Familien, bei den er in herzlicher Weiſe aufgenommen worden war, befand ſich die Kunzeſche, deren Glieder als hervorragende Bürger und reiche Männer bedeutende Stellungen einnahmen. Wir werden ſie ſpäter uuter Schillers nächſten Freunden wiederfinden. Durch ſie machte Göſchen die Bekanntſchaft von Chriſtian Gottfried Körner, dem Vater des Dichters. Adolf Stern beſpricht dieſe Bekanntſchaft, die einen ſo tiefgehenden Einfluß auf meines Großvaters ganzen Lebenslauf ausübte, folgendermaßen*):

„In den letzten ſiebziger Jahren des 18. Jahrhunderts war der aus Bremen ſtammende und als Handlungsbedienter in der angeſehenen Buchhandlung von Siegfried Lebereht Cruſius angeſtellte junge Buchhändler Georg Joachim Göſchen mit dem Sohne des Superintendenten und Univerſitätsprofeſſors Johann Gottfried Körner, dem jungen Magiſter und Privat-

*) Im „Grenzboten“ vom Jahre 1881.

dozenten an der juriſtiſchen Fakultät Chriſtian Gottfried, bekannt und bald auch befreundet geworden. Den Vermittler der Bekanntſchaft ſcheint Körners Vetter, der Kaufmann Johann Friedrich Kunze, abgegeben zu haben, aber, wie die beiden jungen Männer geartet waren, bedurfte es bald keiner Vermittlung mehr. Der poetiſch-literariſche Enthuſiasmus der Sturm- und Drangperiode, die Überzeugung, daß aus der literariſchen Bewegung eine völlige Neugeſtaltung des Lebens hervorgehen müſſe, war in beiden jungen Männern, wenn auch bei jedem im beſonderen Grade, lebendig. Und die Umbildung der deutſchen Geſellſchaft war doch bereits ſoweit vorgeſchritten, daß es nicht allzuſehr mehr auffiel, wenn der junge Gelehrte geſelligen Verkehr mit einem gebildeten und eifrig ſtrebſamen Buchhandlungsgehilfen pflog, der alles im Leben von ſeiner eigenen Kraft erwarten mußte."

Der Freundeskreis, in dem Göſchen in jenen Tagen verkehrte, ſtand mitten im Strom der hier beſchriebenen Bewegung, aber, obwohl mein Großvater ſelbſt nicht weniger wie Körner von dem regſten Intereſſe an dem Geiſt der Reform, nach der die glänzende Entwicklung der Literatur jener Zeit hindrängte, erfüllt und begeiſtert waren, und obwohl die charakteriſtiſchen Kennzeichen der Periode einen jeden von ihnen ſtark beeinflußten, Göſchen beſonders durch die Empfindlichkeit und die Empfänglichkeit, Körner durch den Idealismus derſelben, ſo konnte doch keiner als ein beſonderer Repräſentant der Sturm- und Drangperiode gelten.

Körner ſelbſt war ein ſo bemerkenswerter Mann und in vielen Beziehungen ein ſo typiſches Beiſpiel der edelſten Charaktererſcheinungen, welche der befreiende literariſche Einfluß jener ſtürmiſchen Bewegung hervorbrachte, daß, ſelbſt abgeſehen von der ſehr engen Verbindung mit meinem Großvater als deſſen Freund und in der Folgezeit deſſen Geſchäftsteilnehmer, eine Verbindung, die für ihn einen hervorragenden Platz in der vorliegenden Biographie beanſpruchte, der engliſche Leſer, wie ich glaubte, begierig ſein würde, Einzelheiten

aus seinem Leben zu erfahren. Aber dem deutschen Leser gegenüber, in dessen Herzen er mit Recht lebt als der Schutzengel Schillers in den Tagen seiner bittersten Not, als der Vertraute seiner jugendlichen Bestrebungen und als der treue und zartfühlende Freund während seines ganzen Lebenslaufes, würde es meinerseits anmaßend sein, den Versuch zu machen, einen Charakter zu zeichnen, dessen höchst reizvolle und anziehende Eigenschaften mich sonst verleitet haben würden, länger bei ihm zu verweilen.

Zur Zeit, als Göschen zuerst sein Freund wurde, war er Oberkonsistorialrat in Dresden. Zu gleicher Zeit aber hatte er eine Stellung inne, die besser mit seinen Neigungen übereinstimmte, nämlich die eines Beisitzers bei der Landwirtschaftlichen Industrie- und Handelskommission. Sein Gehalt für die beiden Stellen belief sich auf zweihundert Taler, während Schiller als Theaterdichter in Mannheim dreihundert Gulden empfing! Der Leser wird gut tun, diese Bezahlungsrate im Gedächtnis zu behalten, wenn wir von der Honorierung literarischer Arbeiten in dieser Periode zu reden haben werden.

Es war klar, daß Körner mit einem Einkommen von nur zweihundert Talern nicht ans Heiraten denken konnte; doch hatte Minna Stock, die Tochter des Kupferstechers Stock, des Freundes Goethes in seinen Studententagen, schon sehr früh sein Herz gefangen genommen. Ihre Schwester Dora war mit einem anderen jugendlichen Mitgliede der literarischen Zunft, Ludwig Ferdinand Huber*), verlobt, der sich frühzeitig an die Schriftstellerei und an die Liebe gewagt hatte. Auch Huberts Vater war ein talentvoller Schriftsteller gewesen, der lange Zeit in Paris gewohnt und französische Übersetzungen deutscher Werke veröffentlicht hatte. Mit einer Französin verheiratet, hatte er Paris verlassen, als sein junger

*) Geb. 1764, starb als kurpfalz-bayrischer Landesdirektionsrat und Hauptredakteur der „Allgemeinen Zeitung" im Jahre 1804 zu Ulm.

L. F. Huber

Nach einer Zeichnung von Dora Stock
im Körner-Museum, Dresden.

Sohn Ferdinand zwei Jahre alt war, und war Professor an der Universität Leipzig geworden. Der junge Huber wurde, obschon er in dieser urdeutschen Stadt aufwuchs, doch unter dem Einfluß seiner französischen Mutter und im katholischen Glauben erzogen. Er hatte jedoch seines Vaters Sprachtalent geerbt, und, ohne Zweifel mit Hilfe seines französischen Blutes, das Kunststück fertig gebracht, in dem jugendlichen Alter von fünfzehn Jahren eine Übersetzung aus dem Französischen zu veröffentlichen. Er besaß eine geschulte Feder, eine dauernde Liebe für alles Schöne in der Kunst, einen guten Geschmack für das Drama und überhaupt ganz beträchtliche literarische Fähigkeiten, daneben aber keine Festigkeit des Charakters. Körner und Schiller gaben sich lange Zeit Mühe mit ihm, und während der ersten Zeit des Aufenthalts Schillers in Sachsen stand Huber unter seinen Herzensfreunden obenan. Hubers Verlobung mit Dora Stock hatte ihn unter den Einfluß des Schiller-Körnerschen Kreises gebracht, aber die Bande sollten in trauriger Weise gelöst werden, und in späteren Jahren blieben ihm nur Schande und Kummer nach all der frohen Heiterkeit, den idealen Träumen und den außergewöhnlichen Verbindungen seines frühen Mannesalters. Er hatte gewünscht die diplomatische Karriere einzuschlagen; da er aber die Erlaubnis von seinem Vater eine Zeitlang nicht erhalten konnte, war er unterdessen schriftstellerisch fleißig und nahm als einer der vertrautesten Freunde Göschens unter den Autoren eine Stelle ein, die der letztere auf seiner ersten Verlagsliste ankündigen konnte.

Ein zweiter intimer Freund war der Dichter Jünger, ein Leipziger durch und durch, und ein typischer Vertreter des damaligen Leipziger Literatentums. Seine sowie Hubers Arbeiten werden wir bald unter den frühesten Beiträgen wiederfinden, die dem Verlage des gemeinsamen Freundes eingesandt wurden. Er gehörte ebenfalls dem geistvollen und warmherzigen Kreise an, der den Kern der ersten Bekanntschaften Göschens ausmachte.

Aber neben diesen jungen Enthusiasten zählte Göschen auch Männer zu seinen Bekannten, die bereits eine gesicherte Stellung in der literarischen Welt einnahmen. Der hauptsächlichste von diesen war Bertuch, Geheimer Legationsrat am Hofe zu Weimar*): der Übersetzer des Cervantes, ein tätiger und gewandter Geschäftsmann, ein Mitglied der Weimarer Gesellschaft zur Zeit ihrer höchsten Blüte und späterhin der Teilnehmer an einigen der wichtigsten Geschäftsunternehmungen in den Anfangsjahren der Tätigkeit meines Großvaters. Bertuch verband, wie viele andere jenes Kreises, die Literatur mit seinen offiziellen Pflichten und interessierte sich besonders für Zeitschriften und deren Druck. Mein Großvater unterhielt einige Jahre lang einen regen und höchst freundschaftlichen Briefwechsel mit ihm, und diese Briefe, die mir freundlicherweise von zwei Großnichten Bertuchs zur Verfügung gestellt wurden, haben mir viel wertvolles Material zu der vorliegenden Biographie geliefert. Diese Damen leben noch jetzt in Weimar in dem Hause, das Bertuch in seinen späteren Jahren bewohnte. Der Großherzog von Weimar hatte ihn nämlich gezwungen, sein früheres Haus an Goethe zu verkaufen, und er bezog darauf die freundliche Wohnung, wo ich seine Großnichten und deren kostbaren Briefschatz aus der goldnen Zeit Weimars vorfand.

Das Leben in Leipzig, wo Göschen zehn Jahre zubrachte, und zwar in einem Alter, in dem die menschliche Natur für äußere Eindrücke am zugänglichsten ist, war wohl geeignet, die Bestrebungen eines leicht erregbaren und ehrgeizigen Mannes zu fördern und auf seinen Charakter einzuwirken. Die Stadt bildete zu jener Zeit einen Mittelpunkt der Anregung, des Fortschrittes, der Bildung und des Aufwandes. Hier reichten sich Handel, Kunst und Literatur die Hände. Der Buchhandel hatte bereits eine einflußreiche Entwicklung

*) Friedr. Johann Justin Bertuch (1747—1822), Geheimsekretär des Herzogs von Weimar; hervorragender Buchhändler und Schriftsteller.

genommen, und die Verleger spielten im Leben der Stadt eine bedeutende Rolle. Die Gesellschaften, die Philipp Erasmus Reich gab, waren als der Sammelpunkt aller Männer von Geist und Reichtum in Leipzig berühmt, und sie trugen ihm wegen dieser seiner glänzenden Gastfreundschaft den Titel eines Fürsten der Leipziger Verleger ein. Wie viele andre reiche Bürger, besaß er ein Landhaus nicht weit von der Stadt, wo er im Sommer Gäste bei sich sah, unter andern oft den jungen Goethe. Andre berühmte Verleger jener Zeit waren C. F. Weygand, aus dessen Druckerei im Jahre 1774 die erste Ausgabe von Goethes „Götter, Helden und Wieland" hervorging, der sich später Clavigo und Werther anschlossen, und die Breitkopfs, später Breitkopf und Härtel, die bekannten Drucker und Verleger musikalischer Werke und Lieder, unter andren auch der frühesten lyrischen Gedichte Goethes und des ersten Bandes von Herders Gedichten.

Unter diesen großen Verlagshäusern und inmitten dieser gesellschaftlichen und literarischen Umgebung sollte mein Großvater, bis zum Jahr 1781 noch ein bloßer Lehrling im Buchhandel, sich zu einer hochangesehenen Karriere emporarbeiten. Ehe zehn Jahre vorüber waren, war er ein erfolgreicher Konkurrent der berühmtesten Firmen geworden, wenn auch nicht in bezug auf den Reichtum, so doch in bezug auf seine glänzenden Geschäftsverbindungen. Während er aber emsig an der fortschrittlichen Bewegung, der literarischen Tätigkeit und den verschiedenartigen Interessen der blühenden Stadt Anteil nahm, unter denen der Buchhandel eine so beachtenswerte Rolle spielte, ließ ihn die üppige, vergnügungssüchtige, verschwenderische Seite des dortigen geselligen Lebens völlig unberührt. Zeitgenössische Aufzeichnungen bezeugen die allgemein verbreitete, törichte Verschwendung der Leipziger Bürger jener Zeit in so einstimmiger Weise, daß man ihr Urteil kaum anfechten kann; die Geschichte meines Großvaters aber und seiner Freunde und diejenigen ihrer Briefe, die mir zur Verfügung standen, spiegeln eine solchen Neigung seiner-

ſeits nicht wieder. In den früheren Stadien ſeiner Laufbahn als ein unabhängiger Verleger könnte man freilich ſagen, daß der Druck der Notwendigkeit ihm ſtrikte Sparſamkeit als abſolute Pflicht auferlegte; aber auch dann, als er wohlhabend war, blieb er einfach, ſparſam und anſpruchslos. Dieſe Eigenſchaften waren ſeinem Charakter tief eingegraben. Sie veranſchaulichten ſein Lebensideal, und es gelang ihm bis zuletzt, dem hohen Maßſtab desſelben nachzuleben.

Zweites Kapitel.

Eine Genossenschaft der Gelehrten.

1781—1785.

Ehe Göschen seine untergeordnete Stellung im Komptor von Crusius mit der eines unabhängigen Verlegers vertauschte, machte er noch einen weiteren, wertvollen Vorbereitungskursus durch. Wahrscheinlich auf den Vorschlag des Legationsrates Bertuch verließ er Leipzig im Jahre 1781, um eine Anstellung in einem eigenartigen Aktienunternehmen zu Verlagszwecken, das in der Hauptstadt des kleinen Fürstentums Anhalt-Dessau gegründet worden war, anzunehmen. Es nannte sich die „Verlagskasse" und war eng mit einem Schwesterinstitut, der sogenannten „Buchhandlung der Gelehrten", verbunden, welche als das Ergebnis einer gegen die Verleger gerichteten Erhebung anzusehen ist.

Eine Unzufriedenheit, die sich in Groll und Klagen über den Anteil Luft machte, den die Verleger aus ihrer Verbindung mit Schriftstellern für sich beanspruchten, war nicht erst dem neunzehnten Jahrhundert eigentümlich; sie war weit verbreitet unter den Schriftstellern der letzten Hälfte des achtzehnten, und gipfelte in mehreren interessanten Befreiungs- und Unabhängigkeitsbewegungen. Zu jener Zeit war eine große Veränderung mit dem geistigen Leben Deutschlands vor sich gegangen. Bis dahin bestand die große Mehrzahl der verlegten Werke aus Neudrucken der klassischen und kirchlichen Literatur aus der alten oder neuen Welt. Im Beginn des Jahrhunderts waren die Herausgeber solcher Werke, wie eines „Biblischen Schatzkästleins" oder einer

„Bibliſchen Konkordanz“ entweder zufrieden mit einer Anzahl von Freiexemplaren oder mit einem geringen Extrahonorar in der Höhe von ungefähr einer Mark pro Bogen. Aber auch dies wurde nur zum Teil baar bezahlt, zum andern Teil in Büchern. Später leſen wir, daß wohlbekannte Autoren für juriſtiſche Werke ein Honorar von nur 4—6 Mark den Bogen erhielten. Um die Mitte des Jahrhunderts jedoch machte die ſchöpferiſche Kraft des deutſchen Geiſtes ihren Einfluß geltend. Die Feder war zu einem anerkannten Mittel des Lebensunterhaltes geworden, und in dem Maße, wie die Literatur ſich zu einem feſten Beruf entwickelte, erwartete man auch natürlicherweiſe den geziemenden Lohn für berufsmäßige Arbeit. — Goethe gibt uns eine ſehr lebhafte Schilderung der Entwicklung dieſes Gefühls und der Veränderung, die mit der Dichterwelt vorgegangen, betreffs der Annahme von Zahlungen in barem Gelde für die inſpirierten Erzeugniſſe ihrer Muſe.

„Der Buchhandel nämlich bezog ſich in früherer Zeit“, ſagt er*), „mehr auf bedeutende wiſſenſchaftliche Fakultätswerke, auf ſtehende Verlagsartikel, welche mäßig honoriert wurden. Die Produktion von poetiſchen Schriften aber wurde als etwas Heiliges angeſehen, und man hielt es beinahe für Simonie, ein Honorar zu nehmen oder zu ſteigern. Autoren und Verleger ſtanden in dem wunderlichſten Wechſelverhältnis. Beide erſchienen, wie man es nehmen wollte, als Patrone und als Klienten. Jene, die, die neben ihrem Talent als höchſt ſittliche Menſchen vom Publikum betrachtet und verehrt wurden, hatten einen geiſtigen Rang und fühlten ſich durch das Glück der Arbeit belohnt; dieſe begnügten ſich gerne mit der zweiten Stelle und genoſſen eines anſehnlichen Vorteils. Nun aber ſetzte dies den reichen Buchhändler wieder über den armen Poeten, und ſo ſtand alles in dem ſchönſten

*) Goethe, Dichtung und Wahrheit, III, 12. Buch. Goethes Werke (Berlin, Hempel) XXII, 67 ff.

Gleichgewicht. Wechselseitige Großmuth und Dankbarkeit waren nicht selten. Breitkopf und Gottsched blieben lebenslang Hausgenossen, Knickerei und Niederträchtigkeit, besonders der Nachdrucker, waren noch nicht im Schwange. Demungeachtet war unter den deutschen Autoren eine allgemeine Bewegung entstanden. Sie verglichen ihren eignen, sehr mäßigen, wo nicht ärmlichen Zustand mit dem Reichtum der angesehenen Buchhändler; sie betrachteten, wie groß der Ruhm eines Gellert, eines Rabener sei, und in welcher häuslichen Enge ein allgemein beliebter deutscher Schriftsteller sich behelfen müsse, wenn er sich nicht durch sonst irgend einen Erwerb das Leben erleichterte. Auch die mittleren und geringeren Geister fühlten ein lebhaftes Verlangen, ihre Lage verbessert zu sehen, sich von Verlegern unabhängig zu machen."

Flugschriften aus damaliger Zeit gaben in viel roherer Weise diesem Gefühle Worte. Man stellte die Verleger dar, wie sie sich an den Werken armer Autoren mästeten, wie ihr Stolz mit ihrem Wanst zunahm, während sie zu gleicher Zeit von den Schriftstellern erwarteten, daß sie ihnen ihre Huldigung zu Füßen legten. Nicht einmal anständiger Höflichkeit brauchten sie sich zu befleißigen. Die Abgaben, die sie dem Publikum und den Autoren auferlegten, machte ihre Stellung uneinnehmbar. Auf diese wortreichen Schmähungen folgten tatsächliche Proteste, und in dem Glauben, daß weder Geschicklichkeit noch Kenntnis des Handels, noch Kapital, noch Kredit, noch Erfahrung nötig seien, machte man verschiedene Versuche, die verhaßte Vermittelung von Männern, die die Geistesschöpfungen des Genies zu nichts anderem brauchten als zu ihrem eigenen Vorteil, abzuschütteln. Hatte nicht auch der Dichter Pope in England seinen „Homer" auf Subskription veröffentlicht? Sicherlich konnte auch in Deutschland der Mittelmann entbehrt werden. Als die Sache aber zur Probe kam, stellte es sich heraus, daß der Buchhandel doch nicht vollständig beiseite gelassen werden konnte.

Der erste ernsthafte Versuch, den Verfassern den vollen Profit ihrer Werke durch ein Verlags- und Absatzsystem ohne die Dazwischenkunft des Mittelsmannes zu sichern, ist unter dem Namen der „Deutschen Gelehrtenrepublik" bekannt. Ein nicht geringerer als Klopstock selbst gab den Anstoß zu dieser Bewegung und nahm persönlich ihre Leitung auf sich. Er sollte, wie Goethe sagte, nachdem er sich und anderen talentvollen Männern durch seinen Charakter und seine Handlungsweise Ansehen und Würde zu verschaffen gewußt, den Schriftstellern den weiteren Dienst leisten, ihnen „Sicherung und die Mittel zur Verbesserung ihres häuslichen Standes zu verschaffen".*) Im Juni 1773 kündigte Klopstock seinen Plan eines Subskriptionsverlages an; zugleich veröffentlichte er die Bedingungen, unter denen die neue Gesellschaft gebildet werden sollte, sowie die Gründe, um deretwillen dieser Schritt getan worden sei. Nichts konnte die Genauigkeit übertreffen, mit der dieser Plan ausgearbeitet war. In großen und kleinen Städten sollten Unterschriften gesammelt und Agenten zum Verkauf der Werke bestellt werden; diese letzteren aber sollten Freunde der Autoren, nicht Mitglieder der Zunft sein, obschon man ihnen einen ganz geringen Prozentsatz geben durfte.

Das Unternehmen versprach einen glänzenden Erfolg, und erregte trotz der Opposition Leipzigs den größten Enthusiasmus. Die Bewunderung, die man für Klopstock hegte, der selbst das erste, nach dem neuen Plane verlegte und die „Republik der Gelehrten" betitelte Buch verfaßt hatte, sicherte ihm eine überaus große Zahl von Subskribenten, unter denen es freilich unmöglich war, zwischen den Freunden des Systems und denen des Dichters zu unterscheiden.

„Hier drängte sich nun jedermann hinzu", schreibt Goethe**), „selbst Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden

*) Goethe, „Dichtung und Wahrheit", a. a. O.
**) Ebendas. III, 12.

hatten, eröffneten ihre Sparbüchsen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieser heiligen Spende bei."

Die Zahl der Exemplare der 1. Ausgabe überstieg 6600; an mehr als 250 Orten wurden Listen eröffnet, und mehr als 3600 Subskribenten unterzeichneten. Unter ihnen begegnen uns berühmte Namen, so der des ehrwürdigen Lessing; Goethes, des Vaters, in Frankfurt; Gleims in Halberstadt; Wielands in Weimar. Alle diese unterstützten das Unternehmen durch ihr Ansehen und ihre finanzielle Beihilfe. Der erste Teil des Werkes sollte am 1. Februar 1774 erscheinen; unvorhergesehene Ärgerlichkeiten aber, durch die Klopstock an der rechtzeitigen Anschaffung von Papier verhindert und in Schwierigkeiten mit seinen Druckern verwickelt wurde, verzögerten seine Veröffentlichung. Endlich erschien es, nachdem die Erwartung aufs höchste gestiegen, und das größtmögliche Vertrauen dem Unternehmen entgegengebracht war. Leider aber enttäuschte das Buch das große Leserpublikum. Die Bestürzung war allgemein und tiefgehend, wenn auch die hohe Achtung, die Klopstock genoß, den Ausbruch offener Unzufriedenheit verhinderte. Viele Enthusiasten des schönen Geschlechtes gaben ihre teuer erkauften Exemplare, ungelesen und unaufgeschnitten, wenn auch frei von dem groben Makel buchhändlerischen Profits, an ihre Freunde weiter.*)

Der zweite, für den 1. Oktober 1775 angekündigte Teil der „Republik" erschien niemals. Das Fehlschlagen des Planes, soweit das Publikum in Frage kam (denn der Verfasser selbst hatte sich sehr gut dabei gestanden), machten es für den Augenblick unmöglich, auf diesen Plan der Veröffentlichung durch Unterschriften zurückzugreifen. Aber der Wunsch, ohne Verleger fertig zu werden, war zu tief gewurzelt, als daß der Versuch in einer oder der andern Form nicht hätte erneut werden sollen. Jedenfalls hatte Klopstocks Unter-

*) Vgl. „Dichtung und Wahrheit", 3. Buch.

nehmen den Glauben an die Macht der Genossenschaften wachgerufen.

Die nächsten derartigen Versuche wurden in der, was den Buchhandel betrifft, mit Deutschland damals eng verbundenen Schweiz gemacht. In Bern und Lausanne wurden unter dem Namen „Typographische Gesellschaften" Genossenschaften gegründet, aber sie konnten sich keiner großen Erfolge rühmen. Die berühmteste und bis zu einem gewissen Grade erfolgreiche Unternehmung, die freilich ebenfalls nur von sehr kurzer Dauer war, wurde in Dessau ins Leben gerufen und durchgeführt.

Die im Jahre 1781 von einem früheren Geistlichen namens Reiche dort begründete „Buchhandlung der Gelehrten" sollte einfach die auf Kosten der Gelehrten gedruckten und veröffentlichten Werke auf „Rechnung vertreiben". Ihre Statuten gaben als Grund zur Errichtung die Abschaffung des unverhältnismäßigen Profites, der in die Tasche des Verlegers floß, an. Aus den Einnahmen sollte der Verfasser zwei Drittel, d. h. $66^2/_3\,\%$ erhalten. Von dem übrigen Drittel sollten $6^1/_4\,\%$ der Gesellschaft zur Deckung ihrer Auslagen zufallen, der Rest von $27\,\%$ sollte an die Buchhändler in ganz Deutschland als Rabatt verteilt werden. Man wollte die Verleger in Bann tun, nicht die Sortimentsbuchhändler. Da aber die Gesellschaft nur einen sehr kleinen Prozentsatz zur Bestreitung aller Verkaufskosten erhalten sollte, so konnte sie sich auf keinerlei Risiko einlassen. Demgemäß sollte kein Kredit gegeben werden. Der Verfasser blieb freilich der Herr seines Werkes, keine räuberischen Gelüste seitens des Gewerbes sollten ihm seinen Gewinn verkürzen, aber er mußte auf eigene Kosten drucken, auf eigene Kosten ankündigen, den Preis des Buches selbst festsetzen und den Verkauf seiner Werke dadurch erschweren, daß er allen und jeden Kredit an die Buchhändler verweigerte.

So anziehend es nun damals sowohl wie jetzt dem Verfasser erscheinen mochte, zwei Drittel des vom Publikum

gezahlten Kaufpreiſes zu erhalten, wie, wenn er kein Geld für den Drucker hatte? oder wenn das Publikum nicht kaufen wollte? Man mußte daher ein Kapital aufbringen, um bedürftigen Schriftſtellern zu helfen, und ſo wurde ein zweites Inſtitut, die ſogenannte „Verlagskaſſe", gegründet; d. h. eine Aktiengeſellſchaft mit regelrechten Aktionären, die für das eingezahlte Kapital Dividenden erwarteten. Dieſes Inſtitut ſollte Autoren mit Geld unterſtützen, und die Werke derjenigen unter ihnen, die ſich um Unterſtützung beworben hatten, entweder drucken oder ihnen das Geld zum Druck leihen, und ihnen endlich in gewiſſen Fällen, vorausgeſetzt, daß ihre Werke angenommen worden waren, auf den vorausſichtlichen Abſatz hin Vorſchüſſe gewähren. Für dieſe finanzielle Unterſtützung aber mußte der Verfaſſer ſich ſeine Einnahme verringern laſſen. Waren nur die Druckkoſten vorgeſchoſſen, ſo mußte er von ſeinen $66\,^2/_3\,\%$ $11\,^2/_3$ an die Verlagskaſſe abgeben; empfing er außerdem noch einen Vorſchuß an barem Gelde, ſo wurde ihm ein weiterer Prozentſatz abgefordert.

In der Folge wurde zwiſchen dem Finanzinſtitut und der Buchhandlung ein Kontrakt abgeſchloſſen, wonach das erſtere nur durch die letztere verkaufen laſſen ſolle: ein Abkommen, das der Verlagskaſſe verderblich werden ſollte.

Wieland, der damals auf der Höhe ſeines Einfluſſes ſtand, Bertuch und andere aus dem Weimarer Kreiſe waren Aktionäre und nahmen ein fortdauerndes Intereſſe an dem Inſtitut. Hier war nun Göſchen als einer der „Faktoren" tätig. Alle deutſchen biographiſchen Notizen über meinen Großvater berichten, er ſei in den Dienſt der „Buchhandlung" getreten, aber aus ſeinen unveröffentlichten Briefen an Bertuch und anderen geht klar hervor, daß dies unrichtig iſt. Ferner erhellt aus ihnen, daß der mechaniſche Teil des Geſchäftes ſeiner Aufſicht unterſtellt war, alſo beſonders die Druckerei. Eine Zeit ſollte kommen, in der Göſchens typographiſche Leiſtungen den ſchönſten aus engliſchen oder franzöſiſchen

Druckereien hervorgegangenen rühmend gleichgestellt wurden; Leistungen, die eine neue Ära im deutschen Buchdruck herbeiführten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er in seiner Dessauer Stellung wertvolle Erfahrungen in all den vielen verwickelten Einzelheiten der Buchdruckerkunst erwarb, wie er denn stets allem, was in dieses Gebiet einschlug, das regste, verständnisvollste Interesse entgegenbrachte. Aber obwohl sie sich als eine ausgezeichnete Vorbereitung für seine spätere Laufbahn erwies, so war doch seine Stellung an der Verlagskasse für ihn persönlich im höchsten Grade lästig und verdrießlich. Er sah bald ein, daß das System praktisch undurchführbar war. Die Leitung lag in den Händen von herzoglichen Beamten, die wenig Einsicht besaßen, und nicht dazu gebracht werden konnten, sich regelmäßig, wenn die Zeit es erforderte, zu versammeln oder nach richtigen Geschäftsgrundsätzen zu handeln. Das Kapital blieb aus, wo es nötig war, und das vorhandene wurde unnützerweise aufgezehrt. In einer Reihe von Briefen an Bertuch, welche die Energie und die geistige Fassungskraft des künftigen Verlegers im voraus ahnen lassen, schildert Göschen in lebhafter Weise die fortwährenden Schwierigkeiten des Institutes mit den Autoren, die schlechte Leitung und die auseinandergehenden Meinungen, die es fast bis an den Rand des Unterganges brachten. Sein feuriger Charakter rieb sich auf und verzehrte sich in einer Stellung, wo er machtlos war, Gutes zu schaffen. So schreibt er im April 1784 in einem Briefe an Bertuch, nachdem er von einer infolge eines Briefes von Wieland berufenen Versammlung der Dessauer Aktionäre erzählt hatte, bei der Erklärungen über die Nichtzahlung von Dividenden abgegeben worden waren, wie folgt:

„Unser Absatz muß vermehrt werden, soviel ist gewiß. Aber wie? Das ist die Frage, welche ich mit Ihnen überlegen möchte. Ich kann wenig mehr thun, als rathen, denn die Seele unsrer Handlung ist in den Händen der Buchhandlung der Gelehrten.“ „Der Herr Hofrath Hermann“, fährt er

fort, „hat die Versicherung, daß ihr Debit gut ist; davon kann ich mich nicht eher überzeugen als nach der Messe. Was hülfe es aber auch, wenn ich mich nicht davon überzeugen könnte? Der Contract mit ihr ist so fest, daß er ohne Chicane nicht zerrissen werden kann. Alles was ich thun kann, ist, daß ich durch einige Versuche unsere Artikel den Buchhändlern und dem Publiko bekannt zu machen suche." *)

Eine Wendung in einem andern Briefe an denselben Freund gibt uns den Schlüssel zu dem Ideal, das Göschen sich für seinen Geschäftsbetrieb vorsetzte. „Können Sie durch einen Brief an alle drei Vorsteher Leben, Wärme, Ordnung, geschwinde Entschließung und freundschaftliche Handreichung hervorbringen, so ist der Verlagskasse geholfen." **)

Aber die Forderung war zu groß, das Ideal zu hoch für eine Genossenschaft. Göschen selbst war es vorbehalten, dieses sein Ideal zu verwirklichen, nachdem er sich eine unabhängige Stellung errungen hatte. Was die „Verlagskasse" betrifft, so konnte ihre Leitung zu einem harmonischen und wirksamen Zusammenarbeiten nicht gebracht werden, und die Tage des Institutes waren gezählt.

Um dieselbe Zeit***) schrieb Göschen mit wachsender Unzufriedenheit an seinen „theuersten Herrn Rat". Er setzt weitläufig die Reformen auseinander, die eingeführt werden müßten, und bricht schließlich in folgende Worte aus: „Müde der Unentschlossenheit und des Verfahrens wieder (sic) den Strich, ärgerlich über meine Lage, worin ich handeln solte und worin ich doch platterdings nicht handeln kann: Hab ich mich entschlossen, auf Ostern eine eigene Handlung unter meinem eigenen Nahmen anzufangen."

Hier finden wir das erste Anzeichen der Absicht einer eignen Geschäftsgründung, eine Absicht, die durch die Lage

*) Handschriftlich.
**) Der Brief ist datiert den 21. Nov. 1784.
***) Den 15. November.

des Schwesterinstitutes, der Buchhandlung der Gelehrten, noch verstärkt wurde. Reiche, der Geschäftsführer, bemühte sich vergebens, ihm Erfolg zu sichern. Die Zahl der ihm zum Vertrieb zugewiesenen Bücher war zwar groß, aber es stellte sich doch bald heraus, daß die idealen Statuten nicht innegehalten werden konnten. Ohne Kredit weigerten sich die kleineren Buchhändler, seine Bücher anzunehmen. Außerdem machte die zentrale Lage Leipzigs, sowie die dortigen Messen große Geschäftsfilialen in dieser Stadt notwendig, wodurch wieder die Oberaufsicht schwierig wurde, und Ärgerlichkeiten aller Art entstanden. Eine Veränderung nach der andern wurde in dem System der Geschäftsleitung gemacht; eine jede zielte darauf ab, sich den bisherigen Gebräuchen des Buchhandels wieder näher anzuschließen, und Reiche, der als der Vorkämpfer und Vertreter der Autoren angefangen hatte, fand sich schließlich genötigt, selbst wieder für den buchhändlerischen Brauch einzutreten gegen die unzulässigen Ansprüche jener. Endlich legte auch er, entmutigt und verdrießlich seine Stellung nieder, ein Vorgehen, das eigentlich den Zusammenbruch des Institutes in sich schloß. Er wandte sich an Göschen, um ihn zur Übernahme des Geschäftes zu veranlassen, ein Schritt, der geeignet war, die Pläne des letzteren wesentlich zu fördern, da die Agentur der Verlagskasse in der Übertragung einbegriffen war, und ihm so Verbindungen zum Verkauf ihrer Artikel von Anfang an zur Verfügung gestellt wurden.

Während aber Göschen bereit war, den Kommissionsbetrieb zu übernehmen, falls seine Direktoren einwilligten, war er zugleich entschlossen, nicht mit einem Institut zu konkurrieren, dessen „Brot er gegessen hatte".

„Nie soll die Vereinskasse sagen", schreibt er an Bertuch, „daß ich das geringste von dem, was ich in ihren Diensten gesehen habe, benutzen werde. Will sie mir ihr Vertrauen schenken, so will ich ihr durch Rath und Tath nach bester Einsicht nützlich seyn. Wäre ich hier geblieben, so hätt ich ge-

arbeitet ohne Nutzen zu ſchaffen; hätte mich's ſauer werden laſſen, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen, hätte Betriebſamkeit geliebet und geübt und wäre entweder für einen trägen Hund oder für einen dummen Kopf gehalten. Dieſes kann ich nicht tragen."

Lange Verhandlungen folgten, ſowohl mit der Verlagskaſſe wie mit der „Buchhandlung". Schließlich wurde die Verbindung zwiſchen beiden gelöſt, und es wurde abgemacht, daß Göſchen das ganze Geſchäft der „Buchhandlung" übernehmen ſolle, ſeine Schulden einkaſſieren, ſeine Vorräte übernehmen und dazu die Kundſchaft derjenigen Schriftſteller, welche ſich dieſes Inſtitutes bedient hatten. Er ſcheint im Gefühl der eigenen Fähigkeit Feuer und Flamme bei der Sache geweſen zu ſein. Fühlte er doch, daß der Wendepunkt ſeines Lebens gekommen ſei.

Am 1. Februar 1785 erließ er aus Leipzig ein Zirkular an den Buchhandel, in welchem er ankündigte, daß er die Kommiſſion der Buchhandlung der Gelehrten übernommen habe und nach und nach ein eigenes Geſchäft begründen werde.*) Trotz dieſes Zirkulars jedoch war ihm ſein Weg durchaus nicht klar. Eine ernſte Schwierigkeit erhob ſich infolge eines Mißverſtändniſſes mit Reiche. Dieſer nämlich machte plötzlich die Entdeckung, nachdem man ſich über alle Punkte geeinigt hatte und ein Kontrakt unterzeichnet worden war, daß dies Übereinkommen ſeinen Verpflichtungen den Autoren gegenüber zuwiderlaufe.

Göſchen, der die fehlerhafte, den Geſchäftsbetrieb hindernde Leitung der „Buchhandlung" an den Pranger geſtellt hatte, war entſchloſſen, ſich zu einer Fortführung derſelben auf gleicher Baſis nicht zu verſtehen. Reiche ſelbſt legte ſeine Stelle nieder, weil die Zuſtände unter denen er gearbeitet hatte, unhaltbar geworden waren, und nun ſollte Göſchen

*) Abgedruckt im Archiv für die Geſchichte des deutſchen Buchhandels II, 69.

gebunden werden, sie weiter gelten zu lassen! Über diese Zumutung und im Glauben von Reiche hintergangen zu sein, geriet er in den heftigsten Zorn. In einem Briefe an einen andern Freund, Zacharias Becker, sparte er seine Worte nicht.

„Können Sie sich's vorstellen", schreibt er*), „Reiche und ich, wir sind wieder auseinander, und zwar durch einen — bey Gott es wird einem sauer, wenn man die Menschen schonen und ihr Verfahren nicht mit dem rechten Namen belegen will.... Ich hätte den Mann verklagen können; allein ich mag mich der Chikane nicht aussetzen. Lieber heb ich den ganzen Contract auf." „So bin ich denn nun angeführt," fährt er fort, „der Verlagskasse hab ich aufgesagt, in der Welt hab ich mich als Buchhändler genannt. Nun muß ich anfangen, ich mag wollen oder nicht. Bei dem Commissionshandel der Buchhandlung konnte ich mich sachte in die Höhe haspeln, wenn ich nur, dann und wann, ein gutes Büchelchen druckte. Jetzt muß ich nun mehr wagen. Gott wird helfen. Gott bewahre Sie vor bösen Menschen. Es ist grausam kalt, und die Finger wollen die Feder nicht mehr halten. Aber mein Blut ist auch kalt. Erfahrungen von der Art können den Menschen zusammenschütteln mit Fiebergewalt. . ."

Dem Tone dieses Briefes nach möchte man zweifeln, ob Göschens Blut wirklich so kalt war, wie er seinen Freund versicherte. Er zeugt vielmehr von einem heftigen Ungestüm, den wir oft in seinen schriftlichen Ergüssen wiederfinden, wenn er weder ein noch aus wußte.

So war denn der Würfel gefallen. Göschen verließ Dessau endgültig im April, und zog aus, sich eine unabhängige Stelle unter den vielen berühmten Verlegern zu erwerben, die Leipzig bereits zählte; ohne eignes Kapital, aber im Besitz vieler Freunde, beträchtlicher Erfahrung, klaren

*) Handschriftlich.

Verſtandes und eines unbegrenzten Enthuſiasmus für ſeinen Beruf.*)

Die Verlagskaſſe überlebte ſeinen Fortgang nicht lange. In ein paar Jahren machte ſie Konkurs, und die Großen in Weimar verloren ihr Geld. Auch die Buchhandlung nahm ein Ende. In ihre Verbindungen trat zum Teil Göſchen ein. Andre Schriftſteller, die für ſie geſchrieben hatten, erſchienen auf den Katalogen andrer Verleger. Das Syſtem der Genoſſenſchaft war wieder einmal fehlgeſchlagen. Die Buchhändler von Beruf hatten die Laien beſiegt; der einzelne hatte über die Aktionäre triumphiert, und ein armer Angeſtellter ſollte Erfolg haben, wo die Vereinigung von Autoren und Kapitaliſten nur einen Mißerfolg zu verzeichnen hatte.

Nun aber müſſen wir die Genoſſenſchaftsbewegung verlaſſen und den Lebensſchickſalen des einzelnen Menſchen folgen. In unſerem Falle war dieſer einzelne kein Kapitaliſt. Und doch war Kapital unerläßlich. Die Frage erhob ſich: Wie konnte man ſich dasſelbe verſchaffen?

*) Ein andrer Plan hatte um dieſe Zeit Göſchens Gedanken in gewiſſem Grade in Anſpruch genommen. Der Kurfürſt von Mainz, ein warmer Beförderer der Literatur, ſcheint nämlich die Begründung eines Verlages und einer Druckerei in der Univerſitätſtadt Mainz geplant zu haben. Er ſelber wollte ſechs- bis zehntauſend Taler vorſchießen, und Göſchen ſollte das Geſchäft entweder auf Rechnung der Regierung gegen ein feſtes Gehalt, aber mit den weitgehendſten Vollmachten — ein Punkt, den dieſer mit dem äußerſten Eifer verfocht — oder auf eigne Rechnung führen unter gewiſſen Bedingungen, indem er dem Kurfürſten eine beſtimmte Summe zahlte. Aus der Sache wurde aber nichts.

Drittes Kapitel.

Göſchen als Verleger. — Ankunft Schillers. Geſchäftliches und Romantiſches.

1785.

Es war Göſchens Freund Körner, der ſich ihm als Retter in der Not erwies, indem er ihm die Summe vorſchoß, die jener für unerläßlich hielt, um ein eignes Geſchäft anzufangen. Die beiden Männer hatten ſich, ſchon als Göſchen noch in der Verlagskaſſe beſchäftigt war, zu einem gemeinſamen Verlagsunternehmen geeinigt, und hatten eine Ausgabe der Bibel geplant. Was der Urſprung und die genauen Einzelheiten dieſes Planes waren, darüber habe ich keine Kenntnis, aber Anſpielungen darauf finden ſich in vielen Briefen. Als Göſchen ſich entſchloſſen hatte, einen unabhängigen Verlag zu gründen, legte ihm dieſer gemeinſame damalige Plan, ſowie ſeine Kenntnis der Körnerſchen Geſinnung im allgemeinen die Idee nahe, ſein Freund möchte ſich ganz und gar mit ihm verbinden. So ſchrieb er an Becker*): „Die Bibel muß nun mit Eifer betrieben werden. Heute hab ich an Körner geſchrieben und ihn gefragt, ob er nun gänzlich mit mir in Compagnie gehen will?“

Körners Vater war zu Anfang dieſes Jahres geſtorben, und ſein Sohn hatte ein nicht unbeträchtliches Vermögen geerbt. Als ein eifriger Freund der Literatur kam er zu der Überzeugung, daß er einen Teil ſeines Geldes auf keine andre Weiſe zu ſeiner größeren Befriedigung verwenden könne

*) Im März 1785. Handſchriftlich. Rudolf Zacharias Becker wurde 1751 zu Erfurt geboren. Er war Redakteur in Gotha.

[illegible] Kapitel.

[illegible] Verleger. — Ankunft Schillers. [illegible] und Romantisches.

[illegible]

[illegible] der sich ihm als Retter [illegible] die Samme vorschoß, die [illegible] eignes Geschäft anzufangen. [illegible] schon als Göschen noch in der [illegible] zu einem gemeinsamen [illegible] und [illegible] eine Ausgabe [illegible] und die genauen [illegible] darüber habe ich keine [illegible] sich in vielen [illegible] hatte, einen unab- [illegible] dieser gemeinsame [illegible] Körnerschen Ge- [illegible] sein Freund möchte [illegible] So schrieb er an [illegible] mit Eifer betrieben werden. [illegible] ihn gefragt, ob er [illegible] gehen will?"

[illegible] zu Anfang dieses Jahres gestorben. [illegible] Vermögen ge- [illegible] Freund der Literatur kam er zu [illegible] er einen Teil seines Geldes auf keine [illegible] Befriedigung verwenden konnte

[illegible] Rudolf Zacharias Becker [illegible] Redakteur in Gotha.

Graff pinx. Walther & Bocherell. ph. sc.

Ch. G. Körner.

als für die Sache der Literatur, und dadurch, daß er einen ſo enthuſiaſtiſchen und fähigen Kenner des Buchhandels wie ſeinen Freund Göſchen in den Stand ſetzte, ein eignes Geſchäft anzufangen, in welchem er ebenfalls einen Anteil hätte, zugleich mit der Gelegenheit, die Geſchäftsgrundſätze ſowie die Wahl der zu veröffentlichenden Bücher zu beeinfluſſen. Er ging deshalb mit der größten Bereitwilligkeit auf Göſchens Vorſchlag ein. „Ich eile", ſchrieb er am 26. Februar 1785, „mit der erſten Poſt auf Ihren Brief, den ich geſtern erhalten hatte, zu antworten. Die 2000 Thaler voll zu machen, habe ich kein Bedenken, nur kann ich jetzt gleich nur über 500 Thaler disponieren." Und ein paar Tage ſpäter*): „Wenn Sie mit 3000 Thaler eine Handlung anfangen können, ſo bin ich Ihr Mann. Mehr kann ich jetzt nicht gewiß verſprechen,.. doch wenn ſich uns eine Unternehmung darbietet, die mehr Geld erfordert, ſo wird auch zu mehrerem Rath werden."

Dieſe dreitauſend Taler bildeten die finanzielle Grundlage der jungen Firma! Der Leſer ſollte dieſe Tatſache nicht vergeſſen, wenn er, wie jeder Leſer, in den Kontroverſen Partei nimmt, welche zwiſchen Verleger und Autor faſt unvermeidlich ſind, und von denen eine jede Literaturgeſchichte zu allen Zeiten zu berichten weiß. In der außerordentlich ausgebreiteten Korreſpondenz zwiſchen meinem Großvater und zahlloſen Autoren von größerer oder geringerer Berühmtheit, die ich unter Händen gehabt habe, fand ſich keine einzige, ernſthafte Klage über ſeine „Knickerei" Geſchäftsfreunden gegenüber; ein Umſtand, das einzig in ſeiner Art daſteht, wenn man den großen Unterſchied zwiſchen des Schriftſtellers eigener Beurteilung ſeiner Schriften und der des Publikums in Betracht zieht. Dagegen kamen fortwährend Fälle vor, wo der Verleger ſich gezwungen ſah, ein Geſchäft abzulehnen, Vorſchüſſe zu verſagen und ſelbſt Freunde zu beleidigen durch Nichtannahme ihrer angebotenen Schriften. So weit die frühere Zeit ſeiner Laufbahn in Betracht kommt,

*) Den 3. März.

muß man nicht vergessen, daß er ausgesprochenerweise ein mittelloser Mann war, der nur über geborgtes Kapital verfügte. Auf der Höhe seines Lebens war er allerdings wohlhabend; aber er erwarb zu keiner Zeit, was man, selbst damals, Reichtümer hätte nennen können. Es wäre wunderbar, wenn der Leser dem sich abarbeitenden und bedrängten Verleger nicht hie und da seine Teilnahme ein wenig wollte angedeihen lassen, nachdem er im Laufe der Biographie einen Blick hinter die Kulissen getan hat und Zeuge gewesen ist der Sorgen, mit denen ein Anfänger mit mehr Ehrgeiz und Unternehmungslust als Geld und Kredit zu kämpfen hat, und zwar nicht bloß infolge der Saumseligkeit der Drucker, der Unzuverlässigkeit der Papierfabrikanten und der Ungenauigkeit der Korrektoren, sondern infolge der ungeschäftsmäßigen Gewohnheiten, der Launen und immer neuen Bedürfnisse der Autoren selbst.

Es war Körners dringender Wunsch, daß sein Verhältnis zu Göschen geheim gehalten würde, da er keine Sorgen in seiner Familie wachrufen wollte, der es bekannt war, daß er selber noch Schulden abzutragen hatte und keinen Überfluß an baren Mitteln besaß. Aber er ermutigte Göschen mit trostreichen Worten. „Seyn Sie getrost", schreibt er am 3. März 1785, „und rechnen Sie in jedem Falle auf meine Freundschaft." Ungefähr um dieselbe Zeit schrieb er über eine literarische Arbeit und fügte hinzu: „Sie werden sich wundern von mir noch kein Manuscript gesehen zu haben." Wenn der junge Verleger eine Verwunderung derart spürte, so war es ein Gefühl, das sehr bald der Erfahrung wich, denn der begabte Körner erwies sich als einer der lässigsten Autoren, die je gelebt haben, obschon immer voll von ausgezeichneten Plänen und Absichten.

Während auf diese Weise Körners freundliche Briefe Göschen die Sorgenlast abnahmen, mit der er sein neues gewagtes Unternehmen ins Werk setzte, so konnte er auch in andrer Beziehung auf günstige Umstände rechnen. Nicht nur

beſaß er einen Kern von talentvollen, obſchon jungen Schriftſtellern an den Freunden, die er in Leipzig bereits gemacht hatte, ſondern auch in Deſſau war ſein Bekanntenkreis unter den Autoren und Männern der Feder gewachſen, und er hatte einige Verbindungen anknüpfen können.

Die Bedingungen nämlich, unter denen Autoren mit der „Verlagskaſſe" zu verhandeln aufgefordert wurden, waren ſo eigentümlich, daß einige von ihnen den gewöhnlicheren Weg vorzogen. So konnte Göſchen, während er noch in ſeiner Deſſauer Stellung war, auf eigene Rechnung einige Geſchäfte abſchließen. Anſpielungen hierauf und Angebote, die man ihm perſönlich machte, finden ſich in verſchiedenen Briefen. Unter andern bot ihm ein Dichter und Schauſpielſchreiber, der ſich Anton Wall nannte, eigentlich aber Heyne*) hieß, einige dramatiſche Sachen in einem langatmigen, aber intereſſanten Briefe an (1783). Dyk, der bekannte Verleger in Berlin, hatte zwar ſchon Bücher für ihn verlegt, aber Göſchen ſcheint, wahrſcheinlich durch ſein einnehmendes Weſen, das ihm ſpäter bei berühmteren Autoren ſo förderlich war, ſeine Zuneigung gewonnen zu haben. Die Schwierigkeit in dem Anerbieten Walls lag darin, daß er eines ſofortigen Vorſchuſſes von 200 Talern bedurfte. Wie konnte er dies von dem ſchlecht bezahlten Göſchen verlangen? Dyk hätte ihm, wie der Schreiber des Briefes auseinanderſetzt, „auf zwey Bändchen Bagatellen, von denen er noch keine Zeile geſehen hatte, faſt das ganze Honorarium vorgeſchoſſen", aber dies könne er weder Göſchen, der ihn noch nicht genau kenne, noch der „Verlagskaſſe" zumuten, deren Adminiſtratoren ihn mit vielem Recht für halb wahnſinnig halten würden, wenn er einer ſolchen Forderung Gehör ſchenke. Dann ſtellt der Autor ſeine Bedingungen: nämlich drei Louisd'or den Bogen. Dies erſcheint im Vergleich mit den Honoraren der großen Dichter der damaligen Zeit außerordentlich viel, denn Wall war ein

*) Chriſtian Leberecht Heyne (Anton Wall) 1751—1821. Seine Luſtſpiele ſind nicht übel.

Theaterſchreiber ohne große Bedeutung, und ſein Name fehlt in den meiſten Literaturgeſchichten. Am Schluß ſeines Briefes ladet der Verfaſſer den Geſchäftsmann zum Abendeſſen ein, um die Bedingungen des Verlages zu verabreden. „Ein armes, ländliches Abendeſſen von ein paar Eyern und einem Sallat, ein Krug ehrliches Bier und ein freundliches Wirthsgeſicht ſtehen Ihnen zu Dienſten", ſchreibt er und ruft dann, augenſcheinlich ſelbſt überraſcht durch den Gegenſatz zwiſchen ſeinen freundlichen Ergüſſen und der langen Reihe von geſtellten Bedingungen, aus: „Glauben Sie mir, in den zehn Artikeln, die ich Ihnen vorgelegt habe, redet Heyne mehr als Anton Wall; der Juriſte mehr als der Dichter."

Ob das Abendeſſen je ſtattfand, und ob das Geſchäft abgeſchloſſen wurde, vermag ich nicht zu ſagen; ich glaube aber kaum.

Eine wertvollere Verbindung, welche Göſchen der Verlagskaſſe dankte, war die mit J. W. von Archenholz.*) Das Vorleben dieſes Mannes war allerdings etwas fraglich. Er war ein tollkühner Hauptmann in der preußiſchen Armee geweſen, dann aber wegen ſeiner Spielwut kaſſiert worden. Darauf hatte er ſechzehn Jahre eines abenteuerlichen Lebens damit zugebracht, faſt alle Teile Europas zu durchreiſen. Endlich hatte er ſich, ernüchtert durch einen Sturz vom Pferde, wobei er das Bein brach, ganz der Literatur gewidmet. Obſchon ohne große Gelehrſamkeit, wußte er doch ſeine Weltkenntnis, ſeine Beobachtungsgabe und die Lebendigkeit ſeines Stils ſo gut anzuwenden, daß er innerhalb weniger Jahre eine angeſehene Stellung gewann und viel größeren Einfluß in der ſchriftſtelleriſchen Welt ausübte, als ein Mann von ſeiner Erziehung und von ſeiner Vergangenheit je bei dem damaligen Zuſtand der deutſchen Literatur hätte erwarten dürfen. Seine Zeitſchrift: die „Literatur- und Völkerkunde" begründete ſeinen literariſchen Ruhm, aber ſeinen glänzendſten Erfolg verdankte er ſeinem in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzten Buche: „England und Italien". Archenholz

*) Geb. 1743 zu Langfuhr bei Danzig, † 1812.

hatte für die „Verlagskaſſe“ und die „Buchhandlung“ geſchrieben und beiden Inſtituten durch ſeine übertriebenen Forderungen endloſen Verdruß verurſacht. Göſchen aber muß froh geweſen ſein, dieſe Zeitſchrift als eine ſeiner Veröffentlichungen auf ſeinem erſten Kataloge anführen zu können, trotzdem er von den genannten Widerwärtigkeiten wußte.

Huber, wie ſchon erwähnt, ein geniales, aber unſtätes und weniger zuverläſſiges Mitglied des Leipziger Kreiſes, hatte ſchon zu Anfang des Jahres 1785 mit Göſchen geſchäftlich korreſpondiert, alſo noch vor dem Umzug des letzteren nach Leipzig, und hatte ſeine Briefe nicht an den Faktoren der Vereinskaſſe, ſondern an den „Buchhändler“ adreſſiert. Er ſchrieb über ein „Ethelwolf“ *) betiteltes Drama (eine freie Überſetzung aus Beaumont und Fletcher) und auch über eine Überſetzung von Beaumarchais' „Figaros Hochzeit“. Beide Werke wurden von Göſchen angenommen und finden ſich in ſeinem erſten Kataloge.

So hatte denn der junge Verleger, als er im April 1785 nach Leipzig ging, bereits verſchiedenes in Bereitſchaft, und er verſandte zur Oſtermeſſe dieſes Jahres einen eigenen Katalog, obſchon die Zeit bis dahin ſehr kurz gemeſſen war. „Predigten“ von dem älteren Körner; die „Ephemeriden“, die Körner hätte ſchreiben ſollen, die aber ſchließlich infolge ſeiner übergroßen Saumſeligkeit von andrer Hand verfaßt wurden; Hubers „Ethelwolf“ und „Figaros Hochzeit“; ein Schulbuch, das ſpäter einen gewiſſen Ruf erwarb; und vor allen Dingen Archenholz' wohlbekannte Zeitſchrift: dies waren die Erſtlinge, mit denen Göſchen auf dem Markte des Buchhandels erſchien. Die meiſten derſelben zeigten als Verlagsort Leipzig und Deſſau, als ob ſie noch halb und halb zu ſeinem alten Aufenthaltsort und Wirkungskreis gehörten. Zu gleicher Zeit konnte er ankündigen, daß alle Werke Bertuchs, ſeines treuen Freundes und Beiſtandes, die bis dahin von

*) „Ethelwolf“ oder „der König kein König“, Schauſpiel nach Beaumont und Fletcher, Deſſau und Leipzig, 1785.

der „Buchhandlung“ verlegt worden waren, auf seinen Verlag übergegangen seien. Göschens Katalog war bescheiden; aber seine Verbindungen versprachen das Beste. Ich würde jedoch vorgreifen, wollte ich auf den großen Kontrast hindeuten, der zwischen seinem Meßkatalog des nächsten Jahres und dem diesjährigen bestand. Bertuch hatte Vertrauen zu ihm, und Bertuch stand mit allen Weimarer Berühmtheiten auf freundschaftlichstem Fuße. Ehe das Jahr um war, sollten viele von diesen dem Katalog des tätigen Anfängers Glanz verleihen. Außerdem standen ihm Körner, Huber und Jünger zur Seite, ermutigten ihn und unterstützten ihn, und benutzten ihn jeder für seine eigenen Zwecke.

Unterdessen trug sich ein Ereignis zu, dessen Folgen für die literarische Welt von größtem Interesse sein sollten, und in welchem Göschen eine Rolle zu spielen bestimmt war. Schiller trat auf.

Um diese Zeit hatte der Dichter immer noch den Posten eines Theaterdichters inne mit dem bescheidenen Gehalt von dreihundert Gulden. Die „Räuber“, „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“ hatten das Licht erblickt und waren aufgeführt worden. Der Verfasser wußte sich aber in seiner finanziellen Bedrängnis nicht zu raten. Um seinen kärglichen Mitteln aufzuhelfen, hatte er eine Zeitschrift „Die rheinische Thalia“ geplant. Das erste Heft war auch erschienen, hatte aber, obwohl es den Anfang des „Don Carlos“ enthielt, des Dichters Hoffnungen nicht erfüllt. Da entdeckte er mitten in diesen niederdrückenden Geldsorgen einen Lichtstrahl, der ihm aus der fernen Stadt Leipzig zuwinkte.

Die reizende Geschichte der vier anonymen Briefe, die, wie Schiller später erfuhr, von Körner, Huber und den beiden Schwestern Dora und Minna Stock*) herrührten, und deren

*) Töchter des Kupferstechers Stock, des Lehrers Goethes. Minna war die Gattin Körners, Dora war als Pastelmalerin bekannt, blieb unverheiratet und lebte als treue Hausgenossin bei ihrem Schwager in Dresden. Sie starb im Jahre 1832.

Dora Stock

Dora Stock.
Nach einem Portrait von Graff
im Körner-Museum zu Dresden.

Reſultat Schillers Überſiedelung nach Leipzig war, ebenſo wie des Dichters enthuſiaſtiſche Aufnahme in den Familienkreis Körners und der beiden Mädchen braucht hier nicht wiederholt zu werden. Ich nehme den Faden da wieder auf, wo mein Großvater in der weiteren Entwicklung dieſes romantiſchen Dramas erſcheint. Während auf der einen Seite ein unwiderſtehlicher Drang des Gefühls Schiller nach Leipzig zog, wo er „beſſere Menſchen und friſchere Nahrung für ſeine Seele“ zu finden hoffte, ſo konnten doch unglücklicherweiſe auf der andern Seite Geſchäftsangelegenheiten nicht ganz bei Seite gelaſſen werden. Schiller ſetzt dies Huber auseinander, wenn er ſchreibt, daß, abgeſehen von dem Rufe ſeines Herzens, ein zweites Motiv zu ſeiner Leipziger Reiſe das ſei, durch das „beſtmögliche Emploi“ ſeiner Arbeiten ſeine Umſtände in Ordnung zu bringen. Dieſe Erwägung bezog ſich hauptſächlich auf ſeine Thalia, die er, wegen der „äußerſt läſtigen Brief- und Krämercommerce ganz an einen Buchhändler zu überlaſſen“ entſchloſſen war, ſollte er auch einige 100 Taler dabei verlieren. Er ſei ſo wenig zum Kaufmann wie zum Mönch geeignet. Dann fügte er hinzu, er könne Mannheim nicht verlaſſen, „ohne wenigſtens 100 Dukaten zu verſchleudern“, und es ſeien außer dem erſten Hefte der Thalia, das ſchwerlich mehr als 100 Taler „auf den erſten Anlauf abwerfen könne, keine anderen Subſidien zu erwarten“. Würde es Huber nicht möglich ſein, ihm einen Vorſchuß von 100 Talern von Buchhändlern oder anderen Juden zu verſchaffen?

Der Dichter ſchließt mit den folgenden Worten: „Meiner ganzen Berechnung zufolge beläuft ſich meine jährliche Einnahme von der Thalia auf ungefähr 800—900 Thaler nach Abzug der Unkoſten. Sollte mir ein Buchhändler in Leipzig den ganzen Verlag der Thalia abnehmen, ſo würde ich ſchnell aus dem Embarras ſeyn, aber dieſes kann doch eigentlich nur durch meine perſönliche Gegenwart bewirkt werden, und dieſe Gegenwart iſt ein Unding, wenn ich nicht jene Summe erhalten kann.“

„Meine ganze Reise nach Leipzig hängt davon ab und von dieser zuverlässig auch mein künftiges Schicksal. Doch was habe ich nötig, Ihnen, mein liebster Freund, weitläufige Deklamationen vorzulegen? Sehen Sie das freimüthige Geständniß für das entscheidende Zeichen an, daß diese Sache unendlich wichtig für Ihren Freund ist . . . Schreiben Sie mir mit dem schleunigsten, liebster Freund, was Sie ausrichten können, und wie bald, denn mir ist über der Sehnsucht es zu verlassen, in Mannheim nicht anders zu Muthe, als den Egyptern, da der Würgengel herumging.“ *)

Dies war das Schreiben, das Huber erhielt. Das Geschick des Dichters, dessen Genius ihn und seine Freunde so oft entzückt hatte, war in ihre Hand gelegt. Die 300 Taler mußten ohne Zögern gefunden werden. Huber, der die Geschäftsverbindungen zwischen Göschen und Körner kannte, schrieb deshalb in größter Eile an beide, aber sein Brief an meinen Großvater trägt keine Spuren der Übereilung. Vielmehr zeigt er, abgesehen von dem Eifer Schiller einen Dienst zu leisten, das sichtliche Bestreben, einem älteren Freunde keine Verlegenheiten zu bereiten, und eine klare Erkenntnis der gegenseitigen Vorteile, die beiden, dem älteren wie dem jüngeren Freunde, aus ihrer Bekanntschaft erwachsen dürften. Sein Brief ist vom 5. März 1785 datiert.

„Ich schrieb während Ihres Hierseins an Schillern“, heißt es darin, „über seine Absichten wegen der Rhein. Thalia. Vor acht Tagen antwortete er uns allen und gab uns die erfreuliche Nachricht, daß er in Mannheim alles aufgesagt hätte und in 3—4 Wochen hier zu seyn dächte. Gestern erhielt ich einen Brief an mich insbesondere, aus welchem ich Ihnen die hieher gehörigen Stellen abschreiben werde, weil damit mehr gethan ist als mit dem Wiedererzählen.“ **) Huber schreibt dann diese Stellen wörtlich ab mit einer diplomatischen Ausnahme. Er läßt die im Schillerbriefe vor-

*) Schillers Briefwechsel mit Körner (Goedeke) I, 12.

**) Original im Besitze des Verfassers.

Minna Körner geb. Stock.
Nach einem Gemälde von Graff
im Körner Museum zu Dresden.

handenen, auf die Verleger bezüglichen Worte: „oder andern Juden“ aus. In dem Briefe heißt es weiter:

„Aus dem Vorigen ſehen Sie, daß er, Schiller, Willens iſt ſeine Thalia an einen Buchhändler zu verkaufen, und daß er ſie ſogar ietzt ſchon verkaufen würde, wenn er glaubte, daß der Handel anders als durch ſeine perſönliche Gegenwart bewirkt werden könnte. Sie ſehen wie hoch er ſie ſchäzt, und wenn auch ſeine Unbekanntſchaft mit Handelsgeſchäften Schuld iſt, daß er etwas übertreibt, ſo kann der würkliche Werth doch wenn er hier iſt, dokumentirt und in einem Orte wie Leipzig noch erhöht werden.“

Nachdem der Schreiber dann zwei Methoden vorgeſchlagen, die 300 Taler auf die „Thalia“ vorzuſchießen, fährt er fort:

„Nun iſt die Frage: Können Sie bei Ihren iezigen Umſtänden dieſe Summe ſchlechterdings entbehren? Ich weiß, daß Körner bei Ihrem Handel für eine gewiſſe Summe für ſich ſelbſt intereſſirt iſt. Sollen die 300 Thaler von dieſer Summe genommen werden und ſoll alſo Körner auch bei dieſem Verlagsartikel mit intereſſirt ſeyn? Sie können glauben, daß ich aus Begierde, Schillern dienlich zu ſeyn, nicht einen älteren und mir mehr bekannten Freund in Gefahr bringen möchte; aber meinen Ideen nach iſt dies hier der Fall nicht. Dieſer Artikel und vielleicht andre Sachen die Schiller Ihnen zu verlegen gäbe, würden Ihr Etabliſſement außerordentlich heben, und dieſe Verhandlungen würden, ſo wie ich die Sache einſehe, indem Sie Schillern vollkommen hülfen, auch für Sie nicht anders als vortheilhaft ſeyn können. Als Buchhändler und da Sie beide zuſammen an einem Orte lebten, würden Sie ihn treiben und in Bewegung ſezen können, und Sie hätten das Vorrecht auf alle Früchte ſeines Talentes, eine Sache, um die ſich mancher hier bewerben wird, denn es ſind von allen ſeinen Werken ſchon mehrere Auflagen gänzlich erſchöpft worden. Schnell mus die Sache betrieben werden, denn es kommt, wie ich aus ſeinen Briefen weis, auf ſeine Ankunft hieher alles an, und er iſt bei der iezigen

Lage seiner Seele, in Mannheim durchaus zu nichts nuze... Ferner, da dieser Vorschus von einem ihm unbekannten Buchhändler ihn vielleicht könnte fürchten lassen, daß er dadurch in einen unvortheilhaften Handel verwickelt werden möchte, von dem er nicht zurückgehen dürfte (denn er scheint überhaupt nicht sehr Ursache zu haben, das Betragen der Buchhändler gegen ihn zu rühmen), so ist es gut, wenn er weis, daß Körner dabei interessirt ist, denn diesen kennt und liebt er. Körnern habe ich also gebeten, wenn er meinen Vorschlag schicklich fände .. mir zugleich mit der nächsten Post einen Brief an Schillern mitzuschicken, von dem ich nur Gebrauch machen würde, wenn Sie derselben Meinung wären. Sie könnten, glaub ich, auch auf denselben Fall und mit denselben Konstruktionen, mir einen Brief an Schillern über diese Sache beilegen, ich würde alsdann Eure beiden Briefe fortschicken, und es wäre ein Posttag erspart.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und antworten Sie mir schleunig.

Huber."

Körner seinerseits hatte nicht so bald den besagten Brief empfangen, als er auch schon, ohne einen Tag zu verlieren, mit fast noch größerer Dringlichkeit an Göschen schrieb:

„Jetzt noch von einer Sache, die keinen Aufschub leidet. Es äussert sich eine Gelegenheit, Schillern einen Freundschaftsdienst zu erweisen und ihn zugleich für unsern Verlag zu gewinnen. Huber hat Ihnen schon davon ausführlich geschrieben. Mein Entschluß ist, ihm die 300 Thaler vorzuschießen, doch muß es das Ansehn haben, als ob es von Ihnen geschähe um den Verlag der Rheinischen Thalia zu bekommen. Ich werde Schillern schreiben, daß ich in Ihrer Handlung ein Kapital hätte, daß ich daher mit Ihnen in Abrechnung stünde, daß er aber die Bedingungen wegen der Übernahme der Rheinischen Thalia bloß mit Ihnen auszumachen hätte, daß Sie ihm auf eine Art, wie er es verlangte, 300 Thaler zuschicken würden, gegen einen Schein, den

Sie mir auf den Fall, daß Sie über die Bedingungen nicht einig werden könnten, als baar Geld anrechnen würden. So ſieht er, daß man ihm nicht etwa einen nachtheiligen Handel abnöthigen will. Werden Sie mit ihm einig, wie ich nicht zweifle, ſo wird uns hernach wohl nichts von ſeinen übrigen künftigen Schriften entgehen."*)

Die zartfühlende Art und Weiſe, wie ſowohl Körner wie Huber die Sache Schiller vorzuſtellen wünſchten, verdient Beachtung. Auf keinen Fall ſollte ihr unbekannter Freund ſich dadurch beengt fühlen.

Die 300 Taler wurden ſofort an Schiller geſandt. Er ſchüttelte den Staub Mannheims von ſeinen Füßen und kam am 17. April in Leipzig an. Es war Huber, den er in einem aus dem „Blauen Engel" datierten Briefe von ſeiner Ankunft benachrichtigte.

„Endlich bin ich hier", ſchreibt er. „Wenige Augenblicke noch, mein Beſter und ich eile in Ihre Arme. Zerſtört und zerſchlagen von meiner Reiſe . . . bin ich trotz meines innigſten Wunſches nicht fähig, jetzt ſchon bei Ihnen zu ſein. Aber ich bin doch mit Euch, meine Beſten, innerhalb der nämlichen Mauern. Verſchweigen Sie, mir zu Lieb', unſern Mädchen, daß ich hier bin. Wir wollen erſt einen kleinen Betrug miteinander verabreden."**)

Aber Huber, Göſchen und Jünger kamen ihm mit einer Myſtifikation zuvor.***) Die Geſchichte wurde nach Schillers Tode in dem „Journal für Frauen", einer von meinem Großvater veröffentlichten Zeitſchrift, deren Mitarbeiter eigentlich lauter Frauen ſein ſollten, veröffentlicht, und wird obſchon in den Mund einer Dame gelegt, doch für ein Werk meines Großvaters ſelbſt gehalten. Sie iſt auch deshalb intereſſant, weil ſie eine Beſchreibung von Schillers äußerer Erſcheinung enthält, wie ſie ſich einem intimen Freunde darſtellte. Es

*) Goedecke, Geſchäftsbriefe Schillers, S. 5.
**) Schillers Briefwechſel (Jonas) I, S. 240.
***) Siehe Geſchäftsbriefe Schillers.

wird uns zuerſt erzählt, wie die Dame Schiller gebeten hatte, ſie bei ſeiner Ankunft in Leipzig zu beſuchen, und wie ſie ſich auf dieſen Beſuch durch das Leſen der hauptſächlichſten Szenen in den „Räubern“ und „Fiesko“ vorbereitet hatte. Einige Zeit vor der beſtimmten Stunde wurde „Herr Doktor Schiller“ gemeldet. Die Dame war erſtaunt über den Kontraſt zwiſchen ihrer Vorſtellung von des Dichters Geſtalt und Benehmen und der Wirklichkeit. „Wie? Dieſe gefällige, gut genährte, ſich vollkommen wohlhabende Geſtalt; dieſe lebhaften und petillanten Augen mit dem freien, ſichern Blick; dieſen ſatyriſchen Zug um den Mund; dieſe elegante, leichte Kleidung; dieſes gewandte Benehmen, dieſes artige Zuvorkommen, dieſes leichte, neckende Wenden des Geſprächs — dieſes, dieſes alles hat Er? hat Schiller? So rief ich einmal über das andere, als er mich nach einem halben Stündchen verlaſſen hatte. Himmel, wie haſt du dich einmal wieder ſelbſt angeführt! Gefallen hat er mir, recht ſehr gefallen; aber doch gar nicht auf die Art, wie er mir hätte gefallen ſollen.“

Als ſie noch über die Begegnung nachdachte, trat der Bediente wieder ein und meldete: „Herr Schiller.“ Jetzt ſchien das Geheimnis auf einmal gelöſt; ein Fremder hatte ſich einen Scherz erlaubt, und dies war der wirkliche Schiller. Der, der jetzt eintrat, war ein völlig verſchiedener Mann!

„Eine kaum mittellange, etwas unterſetzte, kräftige aber nicht fleiſchige Geſtalt, große offene Augen voll Geiſt, ernſte Miene, ziemlich feſter und haftender Blick; anfänglich ein etwas kaltes, abgemeſſenes, aber durchaus anſtändiges, gebietendes Betragen; wenig Worte, aber bedeutende, etwas langſame, nachdrückliche, wohlklingende Sprache. . . Nach den erſten Höflichkeiten wendete ich das Geſpräch auf Poeſie und Kunſt. Er ging gern und willig darauf ein, er ſprach gedacht und ungemein einnehmend. Nachgerade fing er an zu kritiſieren; je dunkler ſeine Ausſprüche wurden, je heller wurden ſeine Augen, und ſo bildete ich mir wenigſtens ein, ihn zu verſtehen.“

Der Beſucher entſprach ſicherlich mehr dem Bilde, das die Dame ſich entworfen. Während ſie noch darüber nachdenkt, iſt auch der Bediente wieder da: „Es iſt noch ein Herr Schiller draußen und bittet . .“ Herein trat ein ſehr langer, hagerer Mann von ſtarkem Knochenbau, ſehr markierten Zügen, blaßgelber Geſichtsfarbe, tiefliegenden, aber durchdringenden Augen, etwas ſtarrem, doch nicht zurückſcheuchendem Blick, nicht vorteilhaft gefärbtem und gehaltenem Haar, in etwas nachläſſiger Kleidung, mit nicht eben behelfenem Äußeren, und alles, was er mit tiefer, faſt hohler Stimme eintönig hinſagte, war: „Ich bin Ihnen Dank ſchuldig, daß Sie mir ſelbſt Gelegenheit gegeben haben, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen.“

Dieſen Schiller hielt die Dame nun natürlich für eine „Myſtifikation“. Ehe es aber zu einem ernſten Mißverſtändnis zwiſchen ihr und ihrem Beſucher kam, wurde noch einmal gemeldet, daß die zwei andern Herren Schiller Sie zu ſprechen wünſchten. Sie kamen, um ſich wegen des Scherzes zu entſchuldigen, und der Dichter erkannte in ihnen lachend ſeine Freunde Huber und Jünger.

So erzählt das Frauenjournal. Ich habe aber Briefe von Thereſe Huber*), der Dame, die der unglückliche Huber ihrem Gatten entführte und ſpäterhin heiratete, an meinen Großvater gefunden, worin ſie ihm gegenüber die Genauigkeit dieſer Geſchichte anzweifelt. Göſchen hatte ihr einige Nummern des betreffenden Journals geſandt und ſie antwortete: „Die Nummern enthalten viel Amüſantes, aber die Anecdote von Schiller, Jünger und Huber iſt ſicherlich nicht wahr.“ Sie gründet ihren Zweifel darauf, daß Huber ihr die Geſchichte niemals erzählt, und auf die Unvereinbarkeit dieſer Geſchichte mit Hubers Charakter.**) Man bedenke jedoch,

*) Thereſe Huber, geb. Heyne, „abgetretene Forſter“, wie Goedeke ſie im Briefwechſel Schillers und Körners nennt. Vgl. auch Schillers wegwerfendes Urteil über ſie ebendaſ. II, 485.

**) Auch Boxberger im Archiv für Literaturgeſchichte VIII, 370 f. bezweifelt die Geſchichte der Myſtifikation Schillers.

daß sie mehr als zwanzig Jahre nach dem Ereignis schrieb. „Als ich Hubers Namen unter den beiden falschen Schillern fand", erklärt sie, „hatte ich eine Empfindung, die ganz körperlich einem heftigen, elektrischen Schlage glich. Nun sah ich ganz unläugbar, der Verfasser muß Huber gekannt haben, denn die von ihm entworfene Schilderung ist von einer treffenden Ähnlichkeit. Aber wie kommt es, daß mir Huber, der von allem, was Schiller anging, mit so viel Genuß und Theilnahme sprach, daß er diese Anecdote mir nie erzählte? oder vergaß ich sie seit — seit manches anders ward? und sieht das dem mißtrauisch in sich und stolzen Huber ähnlich, daß er mit einer Fremden, einer Dame, wie der Schriftsteller zu verstehen giebt, einer jungen Dame, diese Farce spielte? Denn so drollig der Einfall ist, so gutherzig er endet — ich weiß nicht in welchen Verhältnissen der Welt ich, am Platz der Dame ihn vergeben hätte. Und kann eine so gleichgültige Geschichte Erfindung sein? und erfindet man etwas so gleichgültiges so schön, so passend, mit so viel Tact, da im Innern dennoch indelicatesse ist? Einen Brief brauchen Sie mir nicht zu schreiben, aber mit nächster Gelegenheit mir — wenn Sie dürfen, den Autor nennen? Ich bitte Sie! Der meinen Freund so lebendig schildert, ist mir theuer, wer er sei."

Wir können aus diesem Briefe auf die Wärme schließen, mit der Schiller von seinem Leipziger Freundeskreise willkommen geheißen wurde. Nur Körner, dasjenige Mitglied, das vor allen andern sein lebenslanger Freund werden sollte, ein Freund, der seinen Fleiß anspornte, seine Werke kritisierte, seiner Geldnot abhalf, während er ohne Aufhören das Feuer seines Genies schürte, war abwesend. Seine amtlichen Pflichten hielten ihn in Dresden zurück.

Einer der Biographen Schillers erzählt, er habe in Leipzig bei Huber gewohnt*); dies kann aber nicht auf lange der

*) Schiller hat nicht bei Huber gewohnt, sondern bei Albrecht im sog. Joachimsthale. Siehe Minor, Leben Schillers, Bd. II, Anm.

Fall geweſen ſein, denn nach einigen Wochen ſchon ſuchte er ſich einen ſtillen Sommeraufenthalt in dem etwa eine halbe Stunde von Leipzig entfernten kleinen Dorfe Gohlis, dem Beiſpiel andrer Leipziger Bürger folgend, die ſchattige Bäume, grüne Wieſen und ländliche Einfachheit in der Nähe des „Roſentals“ dem Gewühle der Stadt vorzogen. Hier teilte Schiller ſeine Wohnung mit meinem Großvater.*) Dora und Minna Stock gingen auch nach Gohlis und wohnten in einem Nachbarhauſe bei ihrem Stiefbruder Endner, der wie ſein Stiefvater Kupferſtecher war. Düntzer behauptet, Schiller habe bei dieſem gewohnt**), andre, daß mein Großvater dort gewohnt habe. Aber der folgende Brief meines Großvaters, der ſpäter aufgefunden wurde, beweiſt unwiderleglich, daß Schiller und Göſchen Hausgenoſſen waren; es könnte beinahe ſcheinen, als ob der erſtere ſo oder ſo ſein Gaſt geweſen ſei.

Sept. 17. 1785.

„Mein theuerſter Freund,

Sie beſchämen mich durch Ihre Güte. So ſehr ich auch wünſche, mir ſolches Lob als das Ihrige von einem ſolchen Manne als Sie ſind in Abſicht meines Beſtrebens Ihnen den Gohlitzer Aufenthalt angenehm zu machen zu verdienen, ſo ſagt mir doch mein eigenes Bewußtſeyn, daß ich es mir nicht zueignen kann.

Ach, Lieber, unſer einem ſind die Flügel noch zu beſchnitten. Segnet mich der Vater alles Guten, ſo beſuchen Sie mich nach fünf Jahren auf ähnliche Weiſe wieder, und Sie ſollen ſehen, . . .

Unterdeſſen verkenne ich den ſchönen Zug Ihrer Seele nicht: Toleranz der Menſchen und Genügſamkeit mit dem was ſie vermögen. Ich habe ihn lange an Ihnen bewundert und er hat den erſten Funken der Liebe für Sie in

*) In dem Schillerhäuschen zu Gohlis wird noch jetzt das untere Stübchen als das Göſchens gezeigt.

**) Schillers Leben, 215.

meinen Herzen lebendig gemacht. Seit Sie weg sind, bin ich nicht wieder in Gohlitz gewesen, das ich sonst so liebte. Übermorgen will ich doch wieder hingehen, denn es wohnt ja doch noch eine Seele dort, die mir werth ist. Das Übrige ist fast Alles Stoppel, das die Blüthe und die schöne Frucht des Lebens verloschen (verloren?) hat, vielleicht nie gehabt hat. Behalten Sie mir dero Freundschaft, die mich in einsamer Stunde so glücklich macht, und Gott belohne Sie dafür mit der Liebe der Besten unter den Sterblichen.

Ewig Ihr

Göschen."

Während dieses Sommeraufenthaltes in Gohlis trafen Minna und Dora mit ihrem Stiefbruder, Huber und Jünger, die von Leipzig herauskamen, an manchem fröhlichen Abend mit Göschen und Schiller zusammen.

Folgende Beschreibung des Dichters und seines Einflusses auf seine damaligen Genossen aus der Feder Göschens ist in einem Briefe an Bertuch vom 28. Februar 1786 enthalten und wird meine Leser ohne Zweifel interessieren, da sie von einem Manne herrührt, der Schiller genau kannte, und der von ihm schrieb, ehe noch der Glorienschein seines späteren Ruhmes über seinem Haupte erglänzte.

„Ich habe mit Schillern ein halbes Jahr auf einer Stube gewohnt, und er hat mir die zärtlichste Freundschaft und Achtung eingeflößt. Es ist mir sein sanftes Betragen und die sanfte Stimmung seiner Seele im geselligen Cirkel, im Vergleiche mit den Producten seines Geistes ein großes Rätsel. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie nachgebend und dankbar er gegen jede Critik ist, wie sehr er an seiner moralischen Vollkommenheit arbeitet, und wie viel Hang er zum anhaltenden Denken hat! Er wußte daß Moritz ihn hämisch in der Berliner Zeitung recensirt hatte, demohngeachtet empfing er Moritz, bei seinem Hiersein mit einer Achtung und mit so gefälliger Zuvorkommenheit, daß ihn Moritz, beym Weggehn,

in ſeine Arme ſchloß und ihm ewige Freundſchaft verſicherte. Dieſer Schiller hat mich und den jungen Huber, künftigen Legationsſekretär in Madrid, den Oberkonſiſtorialrath Körner, anjetzt in Dresden, Jüngern, den Dichter, oft mit dem größten Ernſt, mit hinreißender Beredſamkeit, mit Thränen in den Augen ermuntert, ja alle unſere Kräfte, ein jeder in ſeinem Fach, anzuwenden, um Menſchen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte. Wir alle haben ihm viel zu verdanken und in der Stunde des Todes werde ich mich ſeiner mit Freuden erinnern. Verzeihen Sie der Freundſchaft, wenn ſie zu viel geplaudert hat . . .*)

Einige der Biographien Schillers erwähnen meinen Großvater bei der Beſprechung des Gohliſer Zuſammenſeins zuerſt. Palleske ſchreibt von dem „lebhaften und energiſchen Göſchen", der zu des Dichters intimſten Freunden gehörte, und Wychgram erzählt: „Ein gern geſehenes Mitglied dieſes Kreiſes war Göſchen der mit Körner durch Freundſchaft verbunden war, ein Mann von guter Bildung und weitem Bildungstrieb. Als Buchhändler entfaltete er eine außerordentliche Betriebſamkeit, und er begrüßte die neue Beziehung zu Schiller mit großer Freude. Aber auch perſönlich wurde Göſchen, ein braver, feingebildeter Charakter, Schiller bald lieb, und er ſelbſt fühlte ſich wiederum zu dem Menſchen Schiller mächtig hingezogen. So wurden ſie Stubengenoſſen in Gohlis." **)

Wo aber ſollten unterdeſſen, trotz der äußerſt beſcheidenen Lebensweiſe Schillers und ſeines Kreiſes, die Exiſtenzmittel hergenommen werden? Dreihundert Taler waren in Mannheim verſchleudert, um die Reiſe möglich zu machen, und das zweite Heft der „Thalia" mit der Fortſetzung des Carlos war noch lange nicht fertig. Göſchen lebte ebenfalls von der Hand zum Mund, und ſeine Freunde wußten, daß er von ſeinem ſpärlichen Kapital keine weiteren Vorſchüſſe gewähren konnte. In dieſer bedenklichen Lage brachte eine

*) Abgedruckt im Archiv für Literaturgeſchichte, XII, 450.
**) Dr. J. Wychgram, Schillers Leben, 1895.

Begegnung zwiſchen Körner und Schiller ein Übereinkommen zuſtande, welches den Dichter aus ſeinen ſchlimmſten Verlegenheiten riß. Die Leipzig-Gohlis-Freunde d. h. Schiller, Huber, Minna und Dora Stock und Göſchen hatten eine Zuſammenkunft mit Körner auf den 1. Juli, und zwar auf einem zwiſchen Leipzig und Dresden gelegenen und dem Profeſſor Erneſti gehörenden Gute verabredet. Von dieſer erſten Begegnung zwiſchen Körner und Schiller iſt keine Beſchreibung auf uns gekommen. Aber beredte Nachklänge dieſes für beide ſo merkwürdigen Tages ertönen in einem Briefe, den Schiller zwei Tage danach an ſeinen Freund von Gohlis aus ſchrieb. Aus dieſem Schreiben erſieht man, daß der Dichter, der ſeinem Freunde früher über alles, was ihn betraf, ſein Herz mit dem äußerſten, brüderlichen Freimut ausgeſchüttet hatte, jetzt bei ihrer Begegnung aus einem nicht unnatürlichen Zartgefühl ſich enthalten hatte, ſeine Geldverlegenheit zu berühren. Sein Brief begann mit einer Apotheoſe der Freundſchaft, aber man mußte den widrigen Tatſachen des Lebens ins Geſicht ſehen, und ſo endete er mit einer langen geſchäftlichen Auseinanderſetzung. Schiller ſchrieb:

„Ich habe jetzt einige Fragen an Dich zu thun, deine Verbindung mit Göſchen betreffend. Iſt euer Verhältniß ſo, daß Du z. B. in ſeiner Handlung Verleger eines Buches ſein kannſt, woran er bloß die Commiſſion zu beſorgen hat? Mir liegt darum viel daran, dieſes zu wiſſen, weil ich dann meine Autor Commerce ganz allein tractire und nach einer vorhergehenden Verabredung mit Dir, ſelbſt den Verlag meiner Sachen zu übernehmen Luſt hätte.“ *)

Dann legt er Körner einen andern Plan vor. Seine erſten Verleger, Schwan und Götz, hatten eine neue Ausgabe des „Fiesco“ veranſtaltet, ohne dem Verfaſſer auch nur ein Wort davon mitzuteilen. Dies Vorgehen entband ihn in ſeinen Augen von allen Verbindlichkeiten gegen die Firma

*) Schiller und Körner, Briefwechſel I, 25.

und rechtfertigte ihn, ſelbſt Maßnahmen für eine neue Ausgabe ſeiner Werke zu treffen.

Er hatte keinen Zweifel an dem Erfolge eines ſolchen Unternehmens. Indem er noch den Grund ſeiner dringenden Geldverlegenheit darlegt und nachdrücklich geltend macht, daß auch Huber dringend der Hilfe bedürftig ſei, erklärt er, daß, wenn Körner ſich an dieſem Verlage durch das Geſchäft Göſchens beteiligen wolle, die Sache ſofort abgemacht werden könne, entweder durch die Zahlung einer baren Abſchlagsſumme oder durch ein beſtimmtes Honorar für den Bogen.

„Dies überlaſſe ich ganz und gar Deiner Entſcheidung. Der Umſtand iſt der, daß dieſer Plan für Dich (oder Göſchen) mehr als nicht nachtheilig, für mich aber ſehr von großem Vortheil iſt, denn ich bin für meine drei Stücke bisher erbärmlich bezahlt worden, und ich glaube doch, daß mir das Publikum einigen Erſatz ſchuldig iſt. . . . Antworten Sie mir ausführlich, liebſter Freund, überlege aber, daß Huber und ich nothwendig Geld brauchen. Wirſt Du mit mir über meinen Vorſchlag einig, ſo thäteſt Du mir einen großen Gefallen, wenn Du mir jetzt gleich einen Theil avanciren könnteſt. Göſchen habe ich von der Sache noch kein Wort ſagen wollen . .*)

Körner beantwortete dieſen Brief in der edelmütigſten Weiſe. Er las zwiſchen den Zeilen, daß Schiller von Geldſorgen gedrückt und beinahe überwältigt war. „Warum haſt Du mir nicht grade heraus geſagt, daß Du Geld brauchteſt?“ Das iſt das Thema ſeiner Antwort. Überdies ſchloß er, wie bekannt, eine gewiſſe Geldſumme ein und machte dem Dichter das hochherzige Anerbieten ihn „auf ein Jahr aller Nahrungsſorgen zu überheben“. Was die Verlagsvorſchläge anbetrifft, ſo ſtimmte er mit dem Plane überein, daß Göſchen die Kommiſſion deſſen, was Schiller ſchrieb, übernehmen und daß er, Körner, den Druck aus anderen Mitteln als den in Göſchens

*) Schiller und Körner, Briefwechſel I, 26 f.

Händen befindlichen bestreiten, auch Schiller, wenn nötig, Vorschüsse machen sollte.

In einem höchst charakteristischen Briefe nahm der Dichter seines Freundes brüderliches Anerbieten in dem Geiste, in welchem es gemacht war, nicht im Gefühle der Demütigung oder falscher Scham, sondern mit grenzenlosem Vertrauen zu sich und seinem Freunde an, und mit einem prophetischem Vorgefühl, daß der Menschheit ein Dienst dadurch geschehe, daß seine großen Gaben sich frei entwickeln konnten. Aber trotz der Annahme der Körnerschen Hilfe war Schiller, lange ehe das Jahr um war, wieder in äußerster pekuniärer Bedrängnis. Im Dezember schrieb er an Göschen, er sei „erstaunlich en peine".*)

Was nun Schillers von Körner gebilligten Plan betraf, daß die „Thalia" auf seine eigenen Kosten veröffentlicht werden sollte, so fiel er durch und wurde durch ein direktes Übereinkommen mit Göschen unter gewöhnlichen Verlagsbedingungen ersetzt.

Göschen zahlte Schiller immer regelmäßig und manchmal im voraus, zwei Louis d'or für den Bogen. Oft wurden Geldsummen vom Herausgeber verlangt und ihm sofort zugesandt, ehe noch das gesamte Manuskript für das laufende Heft der „Thalia" empfangen worden war.

Die andern von Schiller in seinem langen Brief besprochenen Verlagspläne wurden um diese Zeit noch nicht und nur zum Teil erst später verwirklicht.

Durch die Übernahme der „Thalia" trat Göschen in regelmäßigen Geschäftsverkehr mit Schiller. Der Briefwechsel zwischen beiden wurde im Tone herzlichster Freundschaft geschaft geführt, aber natürlich ohne jenen Zug idealer Schwärmerei, wie sie den Körnerschen Briefwechsel mit dem Dichter charakterisiert. Um die Beziehungen zwischen Körner, Schiller und Göschen im allgemeinen zu würdigen, muß man ihre frühere

*) Schiller und Körner, Briefwechsel, S. 11.

Lebenserziehung nicht vergeſſen. Romantiſch waren ſie alle drei; romantiſch bis zu einem Grade, den die jetzt lebende Generation kaum noch verſteht; aber mein Großvater war ein romantiſcher Geſchäftsmann, während Schiller ein romantiſcher Dichter, Körner ein romantiſcher Philoſoph und Dilettant war. Göſchen war zehn Jahre älter als die beiden andern, und einen großen Teil ſeines jetzt 35jährigen Lebens hatte er mit der Plackerei harter Geſchäftsarbeit, nicht mit revolutionärer Schriftſtellerei oder anziehenden Reiſen ins Ausland zugebracht. Wie er es möglich gemacht, ſich ſeine lebendige Phantaſie und den wunderbaren Zug des nach modernen Begriffen an reine Sentimentalität grenzenden Gefühls zu bewahren, iſt ſchwer zu begreifen. Aber ſo verhält es ſich. Wenn der Verleger, der beinahe das mittlere Lebensalter erreicht hatte, der 16 Stunden täglich arbeitete und ſich kaum den notwendigſten Lebensunterhalt gönnte, in ſeinen unausgeſetzten Anſtrengungen dem aufblühenden, aber ſorgenreichen Geſchäfte gerecht zu werden, wenn dieſer Verleger als ein Liebender vor uns hintritt, ſo atmen ſeine Briefe die Romantik eines 19jährigen Jünglings. Sein Verhältnis zu Wieland, ſeinem großen literariſchen Freund und Gönner, war durchdrungen von einer poetiſchen Gefühlsſtimmung; und in der ſchrecklichen und traurigſten Zeit der Erniedrigung Deutſchlands unter dem erdrückenden Alp napoleoniſcher Tyrannei geht die Geſtalt des ernſten Geſchäftsmannes faſt unter in dem teilnehmenden Zuſchauer und dem beredten Kritiker der zeitgenöſſiſchen Ereigniſſe, während in ſeinen Briefen bald der Geiſt poetiſcher Reſignation wehte, bald der einer glühenden Hoffnungsfreudigkeit. Aber dieſer romantiſche Zug war kein Selbſtbetrug, gab ſich nicht Täuſchungen irgendwelcher Art hin. Wenn er, wie das öfter geſchah, eines Verlegers Profit dem Ehrgeiz eines Verlegers opferte, wenn er ſich auf Unternehmungen einließ, die beſtimmt waren, den Ruhm deutſcher Typographie zu erhöhen, und danach ſtrebte, prächtige Ausgaben herzuſtellen, die

alles übertrafen, was man in der Art jemals in Deutschland gesehen hatte, so tat er dies nicht in der eitlen Hoffnung, Ruhm und Nutzen miteinander zu verbinden. Er wußte, daß der letztere nur gering sein würde, aber er war damit zufrieden. Und doch besaß er alle Kenntnis und alle Fähigkeiten eines vorzüglichen und gründlichen Geschäftsmannes, und daher galt er bei seinen noch hitzigeren und noch romantischeren schriftstellernden Freunden als ein solider Mensch, der zwar mit ihnen verkehrte, aber seinen Gaben und seinem Wesen nach kaum zu ihnen gehörte.

Körner insbesondere verabscheute das „merkantilische" Element, wo es sich auch zeigte. Er war jetzt freilich gezwungen, als ein Mann, der mit literarischen Werken handelte, auch die ihm auferlegten Verpflichtungen anzuerkennen und solch weltliche Dinge, wie Profit und Kapitalanlage, fortwährend vor Augen zu haben; aber die Idee, daß er selber die Teilhaberschaft an einem Geschäftshause mit dem Streben nach dem absolut Idealen verbinden könne, mußte von vornherein in Enttäuschung enden; wir werden im Verlauf sehen, wie die Geschäftsteilnahme Körners, die für Göschen am Beginn seiner Laufbahn als Verleger von so unschätzbarem Werte war, nach wenigen Jahren zur Zufriedenheit beider auf freundschaftlichem Wege gelöst wurde.

Viertes Kapitel.

Der Verlagskatalog eines Anfängers. — Erfolgreich aber überarbeitet.

1785—1786.

Viele Monate verfloſſen, ehe der Verleger das von Schiller verſprochene Heft der „Thalia“ erhielt; aber er war unterdeſſen nicht müßig.

Auf Grund eines unveröffentlichten Briefes an Zacharias Becker, der mir nicht vorlag und deſſen Datum ich deshalb feſtzuſtellen nicht imſtande war, hat man behauptet, daß Göſchen unmittelbar nach ſeiner Niederlaſſung in Leipzig eiligſt auf eine „Autorenjagd“ nach Weimar gefahren und im Triumph, mit Verſprechen vieler hervorragender Schriftſteller, unter andern von dem alten Wieland ſelbſt, von Schriften für ſeinen Verlag beladen, zurückgekehrt ſei. Wir laſſen es dahingeſtellt, ob dieſe Reiſe nach Weimar zu der Zeit ſtattfand oder nicht. Soviel iſt indes gewiß, daß Göſchen Wieland nicht ſo früh perſönlich ſah, denn noch ein Jahr ſpäter ſchreibt er an Bertuch, daß der große Dichter begierig ſei, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen.*) Die Tatſache, daß Göſchen außerordentliche Energie bekundete, wird von allen übereinſtimmend beſtätigt, und Bertuch ſowohl wie Becker liehen ihm ihren wirkſamſten Beiſtand.

Schon früher iſt von Becker die Rede geweſen, als von einem damals bekannten Manne, der das Vertrauen Göſchens genoß. Die grauſame Behandlung, die er von Napoleon er-

*) Datiert 19. April 1786.

fuhr, machten ihn zu einer historischen Persönlichkeit.*) Anfänglich (1812) Hauslehrer in Dessau, hatte er sich im Jahre 1783 in Gotha niedergelassen, wo ihm der Hofrattitel verliehen wurde. Er ist ein „kosmopolitischer Schriftsteller für das Volk" genannt worden und zeichnete sich vor vielen seiner berühmteren Kollegen durch unermüdlichen Eifer für Volksliteratur aus und für die Herausgabe von Büchern, die unter den Massen zu zirkulieren und ihre Wohlfahrt zu befördern bestimmt waren. Göschen und er waren intime Freunde; und es fehlte nicht viel, so wären sie durch verwandtschaftliche Bande noch enger aneinander geknüpft. worden. Zwischen meinem Großvater und Sophie Becker, der Schwester, entwickelte sich ein vorübergehendes zartes Verhältnis, aber eine der beiden Parteien zog sich später, wie wir in der Folge sehen werden, zurück.

Als Göschen im Begriff stand, sich in Leipzig niederzulassen, legte ihm Becker den Plan zu einem Vademekum für Landleute vor, und der Verleger ging mit Eifer darauf ein. Der Titel des Handbuches lautete: „Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute, welches lehret, wie man vergnügt leben, mit Ehren reich werden und sich und Andern in allerhand Nothfällen helfen könne, durch einen dem lieben Bauernstande redlich zugethanen Bürger."**) Wenige aus meines Großvaters Firma hervorgegangene Bücher sind seltsamer. Papier, Druck und Holzschnitte sind sehr gewöhnlich; es wurden aber auch die 400 Seiten, die es enthält, für den außerordentlich niedrigen Preis von nur acht Groschen verkauft. Das eigentliche Handbüchlein wird in die Mitte einer Dorfgeschichte ein-

*) Becker wurde wegen einiger angeblich kompromittierender Artikel in Zeitungen, deren Eigentümer er war, verhaftet und 17 Monate lang auf Befehl Napoleons in Magdeburg gefangen gehalten. Endlich gelang es dem Herzog von Gotha, seine Freilassung zu bewirken (1812).

**) Ein mir vorliegendes Exemplar trägt als Datum das Jahr 1788 und bezeichnet als Druckort Gotha und Leipzig.

gefügt, welche den Titel führt: „Eine lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim. Für Junge und Alte beschrieben." Sie beginnt, wahrscheinlich um die Aufmerksamkeit zu fesseln, mit einem aufregenden, in allen seinen beinahe schauerlichen Einzelheiten geschilderten Ereignis, nämlich der Auffindung eines Skelettes in einem Grabgewölbe, das, wie sich herausstellte, der Stiefmutter des jungen Herrn von Mildheim angehörte. Sie war vorzeitig begraben worden, während sie in einer starken Ohnmacht gelegen, war dann aus ihrem Sarge herausgestiegen und wurde vorgefunden mit einem kleinen Kindchen in ihrem Schoße. Später gelangte der junge Gutsherr in den Besitz des Not- und Hilfsbüchleins, das Verhaltungs- und Vorsichtsmaßregeln in allen Unglücksfällen des Lebens, unter anderm auch gegen die Beerdigung Scheintoter enthält, und die Moral ist, daß die Vorschriften eines solchen Buches eine so fürchterliche Katastrophe verhindert haben würden. Demgemäß stellte der Gutsherr es den Dorfbewohnern zur Verfügung. Dieser höchst abenteuerliche Anfang bildet die Einleitung zu einem höchst praktischen Buch, dessen einziger Zweck der ist, die Lage der Menschen auf praktischer und wirtschaftlicher Grundlage zu bessern. Da wird Rat in bezug auf jede häusliche Frage erteilt, die den Bauern interessieren dürfte, ebenso mit bezug auf seine moralischen Pflichten. Backen und Brauen, Kochen und Käsebereiten, Gartenarbeit und Landwirtschaft: alles wird gelehrt. Die sanitäre Einrichtung der Wohnungen, das sorgfältige Achten auf das Trinkwasser, Winke über Wein und Branntwein und Mittel gegen Krankheiten finden ebenfalls Aufnahme.

Dann folgen Vorschriften über die Ehe (mit einer altmodischen Abbildung von Adam und Eva), über die Erziehung der Kinder zur Tugend, über Reue auf dem Totenbett, über Ehre, Wahrheitsliebe und Gewissen: alles durch ansprechende, kleine Geschichten illustriert.

Nach einem zweiten Teile, in welchem von dem Erwerb kleiner Bauernstellen die Rede ist, werden in einem dritten

Teile noch spezielleren Lehren darüber gegeben, wie Bauern sich selbst helfen können und zu benehmen haben in Notfällen, in Hungersnöten, in Kriegszeiten oder bei Streitigkeiten und Prozessen. Vorsichtsmaßregeln wider Stürme und Überschwemmungen und Feuersbrünste werden empfohlen; ja, eine ganze Feuerordnung wird abgedruckt mit einem Katechismus über die Pflichten von jung und alt in Augenblicken der Gefahr. Dazu wird die Kunst, alt zu werden, gelehrt mit einem kurzen Lebensplan für die Gesunden, Kranken und Genesenden.

Aber diese Unterrichtsstücke würden nicht vollständig sein, ohne Bezugnahme irgendwelcher Art auf den Staat. Deshalb wird am Schluß des Buches die Geschichte des Dorfes wieder aufgenommen. Der junge Gutsherr ist auf seinen Reisen nach Berlin gekommen und hat Friedrich den Großen gesehen, den er nun den Dorfbewohnern als den einzigen, den unerschrockensten und größten Bauernfreund unter allen Königen preist.

Das war in breiten Umrissen der Inhalt des Beckerschen Buches. Der riesige Absatz, den es hatte, bezeugt seine Volkstümlichkeit. Schiller schreibt zwar dieses Resultat der Energie derer zu, die den Betrieb des Buches in Händen hatten, aber sein Erfolg gründete sich auf tieferliegende Ursachen. Die hier gegebenen Ratschläge nämlich, so schlicht sie waren, nahmen in vielen Beziehungen große soziale Reformen vorweg und enthielten ein Fortschrittsprogramm, von dem einige Forderungen noch jetzt unerfüllt sind.

Göschens Freunde zollten der Verlagsidee ihre volle Anerkennung, als der Plan des Buches ihnen vorgelegt wurde. Schiller schrieb, das Projekt habe seinen wärmsten Beifall, und er versprach „Pränumeranten nachzuweisen“*), während Göschen, wie wir sehen werden, den Plan als einen der drei bezeichnete, die seinem Herzen am nächsten lagen. Subskrip-

*) Geschäftsbriefe Schillers, S. 9.

tionslisten wurden eröffnet, und der Verleger unternahm den Druck von 30000 Exemplaren, eine für die damalige Zeit ungeheure Auflage. Aber dies war noch nichts im Vergleich mit der späteren Verbreitung des Buches. Becker selbst stellte in einem Briefe aus dem Jahre 1811 fest, daß eine Million Exemplare ausgegeben seien, und daß das Buch unter andern auch ins Ungarische übersetzt worden sei.*)

Obschon nun das Erscheinen des Hilfsbüchleins sich um beinahe zwei Jahre verzögerte, so war es trotzdem keine Kleinigkeit, die 30000 Exemplare fertig zu stellen,

In einem Briefe Göschens an Wieland aus dem Jahre 1788, in welchem der erstere wegen einer Gesamtausgabe der Werke dieses fruchtbaren Schriftstellers Vorschläge macht, heißt es:

„Bedenken Sie, daß ich ein fast ebenso großes Unternehmen mit dem Noth- und Hülfsbuch ausführte, daß ich 20 Bogen und eine Auflage von 30 000 in sechs Druckereyen wagte, daß ich es glücklich ausführte und dem Beckern, auf seine Bitte, den ganzen Nutzen der folgenden Auflagen überließ. Das that ich zu einer Zeit, da ich noch nicht vier gute Groschen eigenes Vermögen und nur 4000 Subscribenten hatte." **)

Ein anderer Autor von Bedeutung, den sich Göschen im Laufe des Sommers sicherte, war Dr. Gottlieb Hufeland, Professor der Rechte in Jena***) und im Verein mit Professor Schütz Herausgeber der „Allgemeinen Litteraturzeitung".

Hufelands Verbindung mit einem so einflußreichen Organ würde schon an und für sich wertvoll für einen Verleger gewesen sein, aber auch als Autor erschien sein geschätzter Name auf Göschens Katalog. Das Werk, das er jetzt veröffentlichte, war eine Abhandlung über das natürliche Recht.

*) Gödecke hält 30000 für einen Druckfehler statt 3000. Aber die Zahl ist vollkommen richtig.

**) Handschriftlich.

***) Gottlieb H. Hufeland, geb. zu Danzig 1760, wurde Professor der Rechte in Jena und Würzburg. Er starb 1817 in Halle a. S.

Etwas ſpäter hätte Göſchen ſich die Leipziger Agentur der „Litteraturzeitung“ ſelbſt ſichern können. Sie wurde ihm durch Bertuch, der ſtets darauf bedacht war, ſeinem Freunde zu dienen, angeboten. Aber Göſchen hatte ſo viel auf Händen, als er überſehen konnte, und es lag ihm beſonders viel daran, nicht durch neuere, kleinere Unternehmungen ſeine Kräfte zu zerſplittern. Denn eigentlich tat er die ganze Arbeit der Firma ſelbſt. Als Antwort auf Bertuchs Anerbieten ſchrieb er:

„Ich handle nicht mit Sortiment, mein theuerſter Herr und Freund, folglich iſt es mir unmöglich, die Kommiſſion für die Litteraturzeitung zu übernehmen. Überhaupt mag ich auch nicht zu viel übernehmen, um mich nicht in Unordnung zu ſtürzen.

„Mein eigener Verlag und die Beſorgung der Geſchäfte der Akademiſchen Buchhandlung in Strasburg, der Merkur uſw. werden mich (sic) Beſchäftigung genug geben. Für Gehülfen verdien ich noch nicht genug, folglich muß mein eigener Kopf, meine eigene Hand und die Hülfe zweyer Zöglinge zum Buchhandel alles beſtreiten.“ *)

Die Anſpielung auf den „Merkur“ bringt uns zu einem andern wichtigen Schritt Göſchens in ſeiner buchhändleriſchen Laufbahn. Der Vertrieb dieſer bekannten Weimarer Zeitſchrift war ihm durch den unermüdlichen Bertuch überwieſen worden. Niemand konnte dieſen an Vielſeitigkeit ſeiner Verbindungen übertreffen. Wir haben ihn bereits als einen der Hauptaktionäre der Deſſauer Verlagskaſſe und als Miteigentümer der Jenenſer „Litteraturzeitung“ angeführt. In Weimar war er Miteigentümer und Mitherausgeber des „Teutſchen Merkur“, zuſammen mit dem alten Wieland. Er nahm ein lebhaftes Intereſſe an der Zeichenakademie in derſelben Stadt und entwarf und publizierte im Verein mit Kraus**), der an

*) Nov. 23. 1785. Handſchriftlich.

**) Kraus, Georg Melchior, 1737—1806. Über ihn ſiehe „Dichtung und Wahrheit“, Buch XX.

ihrer Spitze stand, ein Modejournal. Er plante eine „Bibliothek für alle Nationen", eine wertvolle Sammlung von Märchen in vortrefflichen Übersetzungen, für die er eine Vorrede schrieb. Später begründete er ein geographisches Institut und korrespondierte mit Göschen betreffs der Errichtung einer Buchdruckerei. Endlich wurde er, noch nicht zufrieden mit allen diesen Unternehmungen, der Gründer eines nicht unbedeutenden Verlagsgeschäftes.

Schiller war ihm nicht besonders gewogen. Er beschreibt ihn als einen Mann mit „merkantilischer Seele", und es war richtig, daß seine Tätigkeit sich stets in dem Jagen nach neuen Unternehmungen äußerte. Seine ruhelose, praktische Veranlagung, die sich auf literarischem Gebiet zu betätigen strebte und Pläne für die intellektuelle und künstlerische Fortbildung mit steter Beachtung des pekuniären Vorteils verband, widerstrebte Schillers und Körners idealeren Gesinnungen. Sie nahmen meines Großvaters intimen Verkehr mit ihm übel auf. Aber für den Verleger waren Bertuchs Dienste unschätzbar, und die Vereinigung von Eifer und Enthusiasmus, an dem es ihm nicht fehlte, mit praktischer Geschäftsbegabung, machte ihn zu einem schätzenswerten Verbündeten.

Wie Körner Göschen zuerst mit Geldmitteln unterstützte und ihm dann gemeinsam mit Huber Schiller zuführte, so war es Bertuch, der ihm äußerst werthvolle Verbindungen in Weimar eröffnete und ihn mit Wieland und später, wie wir sehen werden, mit Goethe bekannt machte.

Daß er den Vertrieb des „Merkur" Göschens Händen anvertraute, war kein geringer Dienst. Zu jener Zeit war die Zeitschrift eine gemeinsame Unternehmung von ihm und Wieland; letzterer war ihr geistiger Urheber, während der erstere das nötige Kapital hergab und den geschäftlichen Teil überwachte.

Sie wurde an keinen bestimmten Verleger verkauft, sondern wurde lediglich zugunsten der Eigentümer vertrieben. Dieser Vertrieb an die Buchhändler wurde Göschen übertragen,

während eine Anzahl Subſkribenten ihre Exemplare direkt durch die Poſt erhielten, wie das damals ſehr üblich war. Der „Merkur“ ſollte im Meßkataloge unter Göſchens Firma eingetragen werden, und es wurde ferner abgemacht, daß dieſer ſich alle mögliche Mühe zu geben habe, die Zirkulation zu ſteigern, und deshalb von Zeit zu Zeit den Herausgebern ſeine Meinung und ſeine Vorſchläge übermitteln ſolle. Dieſen Teil des Kontraktes erfüllte Göſchen ſofort, denn die Tinte, womit derſelbe geſchrieben, war kaum trocken, als er auch ſchon, als ein offenherziger Freund, ſehr unangenehme kritiſche Urteile über die Zeitſchrift an Bertuch entſandte.*)

„Sie müſſen mirs verzeihen“, ſchreibt er, „daß ich Ihnen offenherzig ſchreibe, was ich von nun an vom Merkur höre. Man urtheilt hier — ob falſch oder richtig, weis ich nicht — daß er zu wenig Intereſſe für das Allgemeine habe. Die pindariſchen Oden, ſagt man, ſind nicht ſchicklich für den Merkur; der Aufſatz, im September über einen italiäniſchen Dichter ſey ſehr unbedeutend. Damen, Männer von Welt, etc. ſind Leſer des Merkurs, nicht blos Gelehrte allein, für die erſten iſt zu wenig darin. So urtheilte ein Mann, der nicht wuſte, daß ich beym Merkur intereſſirt ſey und ich ſchrieb mir's hinter's Ohr um es Ihnen mitzutheilen. Glauben Sie nicht, daß ich theil daran habe. Es machte dieſe Klage, eben ſo wenig Eindruck auf mich, als die Urtheile und Klagen der Venediger Zettel auf die beyden Löwen, in die ſie geworffen werden.“

Später fügt er dann noch hinzu: „Es iſt ſchändlich, wie wenig Reitzbarkeit das deutſche Publikum hat. 20 leſen und einer kauft. Man iſt zufrieden wenn man nur die Sachen nach zwei Monaten erhält und die 3 Pf. erſparen kann. Archenholz L. und V.kunde wird allenthalben geleſen und ich ſetze nunmehr 400 ab.“

Durch den Erwerb des „Merkur“ hatte Göſchen die Zahl der Zeitſchriften in ſeinem Vertriebe bis auf vier erhöht.

*) d. 23. Nov. 1785.

Schillers „Thalia“ und Archenholz' „Zeitschrift“ waren schon in seinen Händen; daneben erwähnt der Meßkatalog von 1785 noch das von ihm verlegte und von Professor Engel*) in Berlin redigierte „Magazin der Philosophie“. Besonders wichtig aber war ihm der „Merkur“, denn er enthielt Kritiken über alle neuen Erscheinungen, und der Einfluß, den er auf diese Weise über ein solches kritisches Organ auszuüben vermochte, förderte nicht nur den Verkauf der in seinem Verlag erschienenen Bücher, sondern setzte ihn auch in den Stand, die Dienste, die seinen Autoren anderwärts geleistet wurden, reichlich zu lohnen.

So schickte Göschen im Januar 1786 ein Verzeichnis der Verlagsartikel der Straßburger Akademischen Buchhandlung und seiner eigenen an Bertuch für den „Merkur“ und schrieb dazu: Lorenz Lesebuch**) sei ein wirklich gutes Buch und habe viel Geld gekostet. Er wäre seinem Freunde Dank schuldig, wenn er es dem „Götterboten“ wie auch Herrn Schütz***) empfehlen wolle für die „Litteraturzeitung“, mit der Bitte, es so früh wie möglich anzuzeigen. Dafür werde er eine Ankündigung seiner „Modezeitung“ im zweiten Hefte der „Thalia“ finden, in den „Ephemeriden“ und in Archenholz „Völkerkunde“.

Während sich auf diese Weise Göschens Handelsverbindungen in gedeihlicher Weise entwickelten, und sein Geschäft sich ausdehnte, war es auf der andern Seite nicht zu verwundern, daß sich dem ehrgeizigen und unternehmenden Anfänger Schwierigkeiten entgegenstellten. Der folgende Briefauszug gibt uns einen Einblick in seine Lage, wie er sie

*) Joh. Jacob Engel, 1741—1802, Professor am Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin. Belletristisch tätig.

**) Ein von Göschen verlegtes „Lesebuch für die Jugend der Bürger und Handwerker“.

***) Chr. Gottlieb Schütz (1747—1832) war zuerst in Jena, dann in Halle Professor der Poesie. Er redigierte gemeinsam mit Bertuch, Wieland und Hafeland die „Literaturzeitung“, eine der vorzüglichsten Vorkämpferinnen des Rationalismus.

seinem Freunde Bertuch beschreibt. „Meine Sachen gehen nun zum Anfang gut genug", teilt er diesem mit. „Ich muß suchen nach und nach weiter zu kommen. Wenn ich nur erst einige Jahre auf dem Rücken habe, so hoff ich, ein ganz hübsches Ding von Handlung zu besitzen. Reich werd ich nie werden, dazu hab ich zu wenig Eigennutz. Wenn ich nur erst Herr über ein Sechs Tausend Thalerchen bin, so soll es wohl gehen. Sorge und Mühe von Innen, Neid und Mißgunst und Verachtung von Außen, das ist so das Schicksal aller Anfänger. Wohl mir, ich hab es mit in meinen Calkül gebracht und bin also darauf gefaßt. Am Ende soll doch Alles gut werden, wenn sich nur einmal ein Mann von Ansehen entschließt und etwas aus Liebe für einen jungen Mann thut, der sich durcharbeiten will. Ich mag nichts geschenkt haben; nur ein Verlagsbuch, daß (!) einer Handlung Ansehen giebt und ich bezahle es mit eben der Großmuth als unser Chef Reich . . ." *)

Immer wieder Reich! Dieser berühmte Verleger wurde Göschen immer von seinen Geschäftsfreunden vorgehalten, um seinen Wetteifer anzuspornen. Und zwar nicht ohne Erfolg. Was Göschens Wunsch betrifft, ein Buch verlegen zu können, das seiner Handlung „Ansehen" verliehe, so wurde er noch innerhalb Jahresfrist erfüllt.

Aber der in diesen Anfangsjahren bedrohliche Kampf des jungen Verlegers mit der Eifersucht von Konkurrenten und mit finanziellen Schwierigkeiten vermochte nicht, ihn von einem Gebiet fern zu halten, auf dem er mit weiteren Gegnern in der Gestalt von Behörden, die eine despotische Zensur ausübten, in Kollision zu geraten riskierte. Mit gewohnter Energie und gewohntem Enthusiasmus schreckte er nicht davor zurück, die Leipziger Behörden beim Barte zu nehmen. Der folgende Brief von Zacharias Becker bezieht sich auf ein theologisches Buch, dessen Verlag Göschen übernommen hatte.

*) 1785, wahrscheinlich im Sommer.

„Mein lieber Göschen!"

„Ich breche jetzt mitten in meiner Lektüre der Untersuchungen über das Alte Testament ab; weil ichs der Mühe werth achte, Ihnen ein Wort darüber zu sagen, ehe die Post abgeht.

Ich finde, daß dieses Werk ein Meisterstück ist, so weit ich's bis jetzt gelesen habe. Ich werde es so recensiren, daß die höchste Neugierde darauf erregt wird: Aber ich bitte Sie um Ihrer leiblichen Wohlfahrt willen, sorgen Sie, daß der ganze Verlag an die Buchhandlungen ausgetheilt und womöglich die Packete schon ausser Leipzig sind, ehe es bekannt wird. Sie riskiren Arrest u. s. w. wenn Burscher und Consorten darüber gerathen — und wenn der Lärm losgeht, ehe Sie die Buchhandlungen versorgt haben, so wird es nachgedruckt und Sie haben den Schaden, ohne vielleicht auf Ihre Kosten zu kommen. Mich freut es in der Seele, daß Sie dieses Werk zu übernehmen nicht durch Scrupulösität sind abgehalten worden. Sie verdienen damit den Dank der Menschheit, wenn nur der Pfaffendespotismus nicht Mittel findet, dem Verleger zu schaden. Wäre ich Autor, und hätte nur trockenes Brot, ich glaube, ich hätte meinen Nahmen auf den Titel gesetzt, und diesen auffallender gemacht. . . .

Könnten Sie nicht den Hauptvorrath der Untersuchung des A. T. in Dessau liegen lassen? Oder kann ich einen Theil der Versendung von hier aus besorgen? . ." *)

Es ist erfreulich zu bemerken, wie die Schriftsteller selbst zu dieser Zeit in Deutschland durch ihre Verleger unterstützt wurden im Kampf für die Freiheit des Gedankens und angesichts persönlichen Risikos.

Göschen selbst schrieb an Bertuch mit der Bitte, das Buch im „Merkur" anzuzeigen und durch einen hervorragenden Theologen besprechen zu lassen. „Es soll ein Meisterwerk

*) Sept. 1. 1785.

ſein, aber ich werde in Arreſt kommen, wenn man erfährt, daß ich der Verleger bin," fügte er hinzu.

Das Buch wurde demgemäß im Merkur angekündigt, erſchien aber nicht im offiziellen Katalog zur Michaelismeſſe, ſo daß Göſchen es wahrſcheinlich, wie Becker vorgeſchlagen, in Deſſau veröffentlichte.

Die Michaelismeſſe hatte zwar nie die Bedeutung der Oſtermeſſe, aber Göſchen konnte doch mit ſeinen Verlagsartikeln Ehre einlegen. Außer den Büchern von Hufeland und Becker, den Zeitſchriften von Archenholz und Engel und dem „Merkur" erſcheinen Beiträge in ſeinem Verzeichniſſe von Autoren, deren Verbindung mit Göſchen in der in meinem Beſitz befindlichen Korreſpondenz nicht näher erwähnt wird, unter andern das vorhin genannte und in der „Litteraturzeitung" viel geprieſene Schulbuch von Lorenz, wie denn Unterrichtsbücher einen großen Teil der Aufmerkſamkeit meines Großvaters während ſeiner ganzen Laufbahn in Anſpruch nahmen.

Ein Name fehlte in dem Kataloge, den Göſchen vor allen andern gerne darin geſehen hätte. Schiller hatte das zweite Heft der „Thalia" für Michaelis in Ausſicht geſtellt. Aber der prächtige Herbſt an der Elbe und die ergötzlichen Zerſtreuungen des geſelligen Verkehrs mit der Körnerſchen Familie und mit Huber, der gleichfalls nach Dresden gezogen war, hatten die notwendige Sammlung verzögert.

„Wir ſchwärmten mehr als daß wir arbeiteten", das war das offene Bekenntnis des Dichters, wenn er von jenen Tagen redete.

Körner hatte ebenfalls literariſche Arbeiten in Ausſicht geſtellt, doch auch dieſe Ausſicht erwies ſich als eine Täuſchung. Darauf bedacht, ſeine Einnahmequellen zu vergrößern, denn Göſchen war um dieſe Zeit, wie wir ſehen werden, begierig eine neue Anleihe bei ihm zu erheben, hatte er bei ſeinem Freunde angefragt, ob er ihm nicht einen franzöſiſchen oder engliſchen Roman zum Überſetzen geben könne. Aber der

folgende Vorschlag ist noch charakteristischer. „Ich habe", schreibt er, „auch eine Art periodischer Schrift im Kopfe: ‚Antisophist', Bestreitung schädlicher Sophistereien im populären Ton und in mannigfaltiger Einkleidung, Erzählung, Dialog, Fabel, Brief usw.; kleine Bändchen könnten einzeln herauskommen, so wie sie fertig wurden, ohne sich an eine Zeit zu binden."*) Es war wieder einer von den vielen Träumen Körners, die sich nicht realisierten.

Was seine Bitte um Übersetzungen betrifft, so muß jedem Leser der damaligen Literatur die große Rolle auffallen, die Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen spielten. Huber hatte, wie man sich erinnern wird, Beaumarchais' „Figaro" übersetzt, und Göschen schrieb darüber an Bertuch gelegentlich der Übersendung eines Exemplares: „Ein halbes Hundert Übersetzungen, alle das Werk nicht voller vierzehn Tage, sind erschienen. Auch meine würde besser geworden seyn, wenn man die gehörige Zeit hätte darauf verwenden können."**)

Im Laufe des Herbstes sicherte sich Göschen einen sehr wichtigen Autoren, der ihm eine Übersetzung von Fieldings***) „Tom Jones" anvertraute. Es war dies der schon erwähnte Dr. Bode, der jetzt als Hofrat in Weimar lebte. Er blickte auf eine merkwürdige Vergangenheit zurück, hatte sein Leben als einfacher Bauernjunge begannen und war der „dumme Christoph" genannt worden. Dann hatte er mit unendlicher Ausdauer seine Eltern überredet, ihn Musik studieren zu lassen, und bald darauf trat er in Musikkapellen als Hoboespieler auf. Während ihm dies seinen Lebensunterhalt sicherte, verfiel er auf ein besseres Mittel zum Erfolg: er lernte Englisch, Französisch und Italienisch von einem Studenten, dem er dafür wahrscheinlich Musikunterricht erteilte. Auf

*) 9. Jan. 1786.

**) 10. Juni 1785.

***) Berühmter englischer Romanschreiber; geb. 1707. „Tom Jones oder die Geschichte eines Findlings" ist sein bestes Werk.

dieſe Weiſe erwarb er ſich, obwohl ungelehrt in literariſchen Produktionen — außer durch ſeine eigenen Anſtrengungen — die Gewandtheit eines vorzüglichen Überſetzers. In Hamburg hatte er zuerſt durch ſeine Überſetzungen bedeutende Erfolge erzielt. Daneben aber vernachläſſigte er ſeine Muſik nicht, und eine ſeiner Schülerinnen reichte ihm die Hand und brachte ihm ihr Vermögen zu. Ihre Mitgift ſetzte ihn in den Stand, einen Lieblingsplan zur Ausführung zu bringen. Er eröffnete eine Druckerei, und das erſte Werk, welches aus ſeinem Geſchäft hervorging, war Leſſings „Dramaturgie". Dann entwarf er den noch ehrgeizigeren Plan, gemeinſam mit Leſſing ein Verlagsgeſchäft zu gründen. Es ſollte eine Art Buchhandlung der Gelehrten werden, in der von mir oben beſchriebenen Art, aber weder Leſſing noch Bode beſaßen die nötige Geſchäftskenntnis und Erfahrung, und ſie verloren einen großen Teil ihres Kapitals bei dem Unternehmen. Darauf zog es Bode nach Weimar, wo er ſich mit großem Eifer und Fleiß den Überſetzungen und andrer literariſcher Arbeit widmete. Seine Verdienſte um die Literatur wurden anerkannt durch die Verleihung des Hofrattitels.*)

Mit dieſem Manne hatte Zacharias Becker in Göſchens Auftrag wegen einer Überſetzung von „Tom Jones" unterhandelt, über die er ſich dem Verleger gegenüber höchſt anerkennend ausgeſprochen hatte. Er war erſtaunt über die komiſchen und lebhaften Schilderungen, ja über den glücklich nachgeahmten Klang der Worte und den dadurch hervorgerufenen Effekt, ſowie über das Pathos vieler Stellen. Ganz beſonders überraſcht war er, zu finden, wie in einigen derbkomiſchen Stellen das Obſzöne des Originals ſo verwiſcht und verſteckt war, daß man es gleichſam nur von ferne ahnte; wie der Überſetzer deutſchen Witz an die Stelle des engliſchen geſetzt hatte, wo der letztere dem Volksidiom fremd war, und wie er ſelbſt engliſche Wortſpiele durch ent-

*) J. J. Chriſtoph Bode, 1730—1793. Vgl. über ihn „Dichtung und Wahrheit", III, S. 312.

sprechende deutsche ersetzt hatte. Göschen freute sich, dies Werk erwerben zu können, und betrieb seine Herstellung mit solchem Eifer, daß es zur Ostermesse 1786 fertig vorlag.

Während der Zeit zwischen der Michaelismesse 1785 und der Ostermesse 1786 finden wir in Göschens Korrespondenz vielfache Spuren seiner Überarbeitung und seiner Unfähigkeit, die Masse der ihm übertragenen Geschäfte zu bewältigen. Schiller und Körner drängten wegen der „Thalia". Andere Freunde beklagten sich, daß er ihre Briefe so lange unbeantwortet ließ, eine wie es scheint, eingewurzelte Gewohnheit bei ihm. Möglicherweise kann indeß sein so eigensinniges Stillschweigen als eine von der Klugheit diktierte Schutzmaßregel angewandt worden sein, wenn er in die Enge getrieben wurde. Ich habe mich oft darüber gewundert, warum angesehene Autoren, die keine Antwort von ihm bekommen konnten, ihn nicht in jenen Anfangsjahren verließen, da sie ihm doch eine größere Gunst erwiesen als er ihnen.

Unter Fällen derart war der des Grafen Friedrich Stolberg und seines Bruders der merkwürdigste. Göschen war durch einen Freund namens Lock mit ihnen bekannt geworden, und die Einführung war deshalb besonders wertvoll, weil sie ihn mit dem Göttinger Dichterbunde in Verbindung brachte, deren Mitglieder die Brüder Stolberg bekanntlich waren. Die neueren Kritiker nennen den älteren Grafen einen ganz unbedeutenden Mann und behaupten von dem jüngeren, er habe zwar viel Lärm in der Welt gemacht, aber seine Schriften seien jetzt durchaus veraltet und vergessen.

Was aber auch die wahren Verdienste der Brüder Stolberg als Schriftsteller gewesen sein mögen, jedenfalls nahmen sie in den letzten zwanzig Jahren des 18. Jahrhunderts eine Stellung ein, die sie einem Verleger, der ihrer Werke habhaft werden konnte, als sehr wertvolle Autoren erscheinen lassen mußte.

Ich habe mich im allgemeinen im Lauf meiner Arbeit bemüht, die Männer, deren Schriften mein Großvater veröffentlichte, nicht so darzustellen, wie sie von den Geschichts-

ſchreibern und der Nachwelt beurteilt werden, ſondern ſo, wie ſie den Mitlebenden und Mitſtrebenden erſchienen. Von einigen hat das Urteil der ſpäteren Zeit den Lorbeer genommen, den ihre Zeitgenoſſen ihnen in reichem Maße ſpendeten, bei andern iſt der ſchwache Ruhmesſchimmer der früheren Zeit zu hellerem Glanze erſtarkt. Mein Wunſch iſt, ſie alle dem Leſer in dem größeren oder kleineren Verhältnis ihrer Größe, zur Zeit als ſie noch lebten, darzuſtellen, nicht in der Perſpektive der Entfernung.

Die Grafen Stolberg waren trotz ihrer jugendlichen tyrannenmörderiſchen Oden Ariſtokraten durch und durch; ſie fragten wenig nach der Höhe des Honorars, aber viel nach der Ausſtattung ihrer Werke. Als Lock zu Anfang des Jahres 1786 ihnen den Namen meines Großvaters erwähnt hatte, antwortete Graf Friedrich, daß er und ſein Bruder ihn als ihren Verleger wählen würden, und zwar beſonders aus dem Grunde, weil er, Lock, ihnen denſelben als einen ſehr ehrenhaften und vertrauenswürdigen Mann geprieſen habe. Lock ſollte aber Göſchen zu außergewöhnlichen Anſtrengungen anſpornen. Stolbergs baten ihn, ſeinem Freunde zu melden, daß ſie die von Reich ihnen gebotenen Bedingungen ausgeſchlagen hatten, obwohl dieſer bereit geweſen ſei, faſt dasſelbe Honorar zu bezahlen und eine ſchöne Ausgabe der Werke um Oſtern fertig zu ſtellen. Welch ein Sporn für Göſchen, ſich ſo aus der Sache zu ziehen, wie der größte Mann in ſeinem Berufe es getan haben würde!

Der Graf hatte ein detailliertes Verzeichnis von Bedingungen niedergeſchrieben. Er legte wenig Gewicht auf das Honorar, ſechs Taler pro Bogen, verlangte aber nicht weniger als fünfzig Freiexemplare, um ſich dem ſehr großen Kreiſe ſeiner hochgeſtellten Freunde durch das Geſchenk ſeiner Werke gefällig erweiſen zu können. Die gerechtfertigte Eitelkeit eines bemittelten Schriftſtellers, ſeine Werke in möglichſt eleganter Ausſtattung erſcheinen zu ſehen, zeigte ſich in den genaueſten Vorſchriften über Typen, Titel, Papier und das

Lesen der Korrekturbogen. Seine Originalschauspiele sollten sofort gedruckt werden, um zu Ostern fertig zu sein. Aber die Ostermesse kam, und das Buch erschien nicht; auch brachte Göschen, so viel ich weiß, keine genügenden, wenn überhaupt irgend welche Entschuldigungsgründe vor. Ihm waren Entschuldigungen in jeder Form verhaßt. Von einem Posttag zum andern wartete Stolberg auf einen Brief mit dem eingeschlossenen Korrekturbogen. Ende Juni kam heran, und die Erzeugnisse der Messe waren über ganz Deutschland versandt. Er konnte es nicht verstehen. Endlich erfuhr er die Wahrheit: sein Buch war nicht fertig. Dennoch sprach er nur mit freundlicher Höflichkeit seine Überzeugung aus, daß diese Verzögerung für Göschen ebenso unangenehm gewesen sei wie für ihn selber; er schlug jetzt vor, den Druck seiner Werke zu Michaelis zu vollenden, denn es würde ihn sehr kränken, wenn seine und seines Bruders Schauspiele wieder „durch den Schwarm werthloser Bücher, an denen die Messe so reich sei" verdrängt werden sollten.

Der Stil der Briefe des Grafen ist der eines Gönners und bildet einen amüsanten Kontrast zu dem intimen Tone der Leipziger Freunde und bürgerlichen Autoren. Sein Benehmen war aber durchaus das eines Weltmannes; außer den milden Vorstellungen, von denen ich geredet habe, finden sich keinerlei heftigere Vorwürfe, und Göschen blieb in Verbindung mit ihm.

Unterdessen wurde auch zur Michaelismesse nichts fertig. Beim Empfang des letzten gräflichen Schreibens hatte Göschen andere Dinge im Kopfe. Um die Zeit machte er sich nämlich auf die Reise, um wegen der Herausgabe nicht von „wertlosen Büchern, an denen die Messe so reich war", sondern von Goethes gesammelten Werken Anstalten zu treffen.

Man kann sich nicht wundern, daß Göschen, in dem Drange, das durch seine große Tätigkeit so schnell gegründete und vergrößerte Geschäft auch tüchtig zu leiten, begierig war, diejenigen Verlagsartikel, die viel Mühe erforderten und wenig einbrachten, los zu werden. Einer derselben war

Archenholz' Völkerkunde. Der Verfasser hatte sich über Mangel an Sorgfalt und andere Fehler auf Seiten des Druckers beklagt, und daraufhin schlug Göschen vor, lieber ihre Verbindung aufzulösen. Zu dem Schritte aber konnte sich Archenholz, obschon in seiner Schriftstellereitelkeit gekränkt, nicht entschließen. Er bot leichtere Bedingungen betreffs seines Honorars an, und ein neues Übereinkommen wurde getroffen. Ich denke mir jedoch, daß nicht die Frage des Honorars sondern vielmehr die fortwährend damit verbundene Mühe Göschens Eifer für den Verlagsartikel abgekühlt hatte. Und doch war es für ihn von Wert, Archenholz auf seiner Liste zu behalten, denn sein Name war, wie wir sahen, in Deutschland hoch angesehen.

Übrigens zeigen seine Briefe sowohl wie die anderer Freunde meines Großvaters die verzweifelten Schwierigkeiten, mit denen deutsche Verleger damals zu kämpfen hatten. Ihre Autoren, deren Wohnsitze über ganz Deutschland verbreitet waren, und die in anderen Staaten lebten, befanden sich in vielen Beziehungen in fremden Ländern. Ein Verlagsrecht existierte zwischen den verschiedenen Staaten nicht; daher der außerordentlich verbreitete Nachdruck. Die Zollbehörden öffneten Pakete, die Manuskripte enthielten, aus Furcht vor Schmuggel. Die Brief- und Paketbeförderung war damals nicht das, was sie jetzt ist. Unter diesen Umständen war das Ab- und Rückschicken von Manuskripten und Korrekturen keine Kleinigkeit, während die Zensur und das fortwährende Risiko, sich Arrest zuzuziehen, die Schwierigkeiten und Sorgen des Verlegers noch steigerten. Die meisten dieser Leiden ertrug mein Großvater mit ziemlichem Gleichmut, aber der Nachdruck seiner Bücher brachte ihn fast zum Wahnsinn. Während er sich Geschäftsverbindungen, die viel Mühe im einzelnen und kleinen erforderten, möglichst fern zu halten suchte, erhellt aus den Briefen an Bertuch, daß er andererseits mit außerordentlicher Energie viel neue Unternehmungen ins Werk setzte. Zwei Schriften, welche die philosophischen und religiösen Kontroversen jener Zeit in treffender Weise

beleuchten, befanden sich zwischen der Michaelismesse von 1785 und der Ostermesse von 1786 in den Händen meines Großvaters. Die eine stammt aus der Feder J. F. Jacobis. Dieser hatte nach Lessings Tode Briefe über ihn und Spinoza geschrieben und veröffentlicht, in denen Mendelssohn, der aufgeklärte Jude und furchtlose Philosoph, einen hämischen Angriff der Lessing'schen Lehren erblickte. Er schrieb deshalb eine in starken Ausdrücken abgefaßte Gegenschrift, die er als das letzte Werk seiner Hand dem Verleger Voß übergab, der sich die größte Mühe nahm, die Veröffentlichung der letzten Worte seines Freundes zu beschleunigen. Jacobi seinerseits war nicht geneigt, die Sache auf sich ruhen zu lassen, sondern veröffentlichte eine Antwort unter dem Titel: „J. F. Jacobi, Wider Mendelssohns Beschuldigungen, betreffend die Briefe über die Lehre des Spinoza". Diese Antwort verlegte er bei Göschen. Es war nur ein kleines Buch, aber als eine weitere Stufe in diesem sehr bitteren und bekannten Streite jener Tage dem Verleger ohne Zweifel von Nutzen. Göschen unterzog sich der Arbeit mit dem größten Eifer. An Bertuch berichtet er darüber im Tone der Bewunderung für den Charakter Jacobis und der Rivalität mit Bezug auf Mendelssohns Verleger Voß.

„Jacobi wird Ihnen", so schrieb er, „aus Düsseldorf zwei Exemplare seiner Schrift wider Mendelssohn schicken. Ich, der Verleger habe diesem raschen, aber edlen Mann versprochen, Alles zu thun was in meinen Kräften steht, um seine Schrift bald ins Publikum zu bringen. Helfen Sie mir dazu durch eine Bekanntmachung in der Literaturzeitung und dem Merkur. Sie dürffen keinen Theil an der Streitigkeit nehmen. Nur wenigstens eine Anzeige, daß die Schrift erschienen ist, aber nicht eher als bis Sie solche in Händen haben. In 14 Tagen ist die Schrift in Ihren Händen. Ich bitte Sie, liebster Herr Rath, versagen Sie mir diese Freundschaft nicht. Voß brachte die Mendelssohn'sche Schrift in drei Wochen heraus, und ich muß Voß übertreffen." *)

*) D. 9. April 1786.

Die philoſophiſchen Kämpfe jener Zeit wurden nicht bloß zwiſchen den Anhängern der Illuminaten und den Helden des Myſtizismus ausgefochten; es beſtand auch eine ſonderbare Verwickelung zwiſchen den Illuminaten, den Freimaurern und den Jeſuiten. Die letzteren ſollten ſich der Bogen bedient haben, um ſich unter der Maske der Freundſchaft bei den Freimaurern einzuſchleichen; außerdem wardas Verhältnis zwiſchen dieſen und den Illuminaten nicht klar. Ein ſehr intereſſantes Buch über Geheimgeſellſchaften wurde Göſchen durch Bertuchs Vermittlung angeboten und im Frühjahr 1786 angenommen. Es trug den wunderbaren Titel: „Enthüllung des Syſtems der Weltbürger-Republik, in Briefen aus der Verlaſſenſchaft eines Freymaurers, wahrſcheinlich manchem Leſer um zwanzig Jahr zu ſpät publicirt".*)

Göſchen konnte, trotzdem er Schiller mitgeteilt, daß er kaum noch länger imſtande ſei die Feder zu halten, und trotzdem er viele Briefe unbeantwortet ließ, doch gelegentlich, wenn ein Buch ſeinen Verſtand oder ſeine Gefühle mächtig anregte, lange Schreiben abfaſſen. So ſchrieb er auch jetzt über das genannte Buch, in welchem ſowohl die Illuminaten als die „Freymaurer" angegriffen werden, und verbreitet ſich über die nach ſeiner Anſicht gebotene Politik des Verlegers. Wie bei den „Unterſuchungen über das alte Teſtament" ſo will er auch hier Licht ſpenden und auf ſeine Zeitgenoſſen einen heilſamen Einfluß ausüben.

Der Brief iſt ein wenig dunkel; man erſieht aber daraus, daß Göſchen ein ſtarkes Vorurteil gegen die Freimaurer hegte und bedauerte, daß ſich der Angriff auch wider die Illuminaten richtete, die ihm große Achtung einflößten. „Aber ein Verleger muß unparteiiſch ſein." Er ſchrieb:

„Das Buch hat viele ſonderbare Ideen in mich (!) erweckt. Ich bin von keiner Geſellſchaft, ſie mag Nahmen haben wie ſie will, Mitglied. Ich bin ein Chriſt, aber da-

*) Der Verfaſſer iſt E. A. A. von Göchhauſen, auf deſſen Koſten auch das Buch gedruckt wurde.

rum lieb ich doch Freyheit im Denken über die Verhältniſſe des Menſchen, über die Bibel und über die Zukunft; ich halte ſie für ein ſehr großes Gut! Dieſe Freyheit des Denkens und die Freyheit ſeine Gedanken andern ehrlichen Menſchen mitzutheilen, ſcheint mir durch die ‚Enthüllungen‘ zu verdächtig gemacht zu werden. Auch ſcheint mir der Verfaſſer noch zu allgemein zu reden. Ich halte einige Menſchen für Illuminaten, die wirklich nichts anderes unter Aufklährung ſuchen als Glückſeeligkeit der Menſchen und Befreyung von Aberglauben und Vorurtheilen. Dieſe redlichen Menſchen werden den Credit verliehren. Ich glaube, daß dieſe Männer welche ich für Illuminaten halte, die eifrigſten Kämpfer gegen Jeſuitismus ſind. Demohngeachtet muß das Buch gedruckt werden. Man wird doch wenigſtens einſehen, daß kein geſcheuter, ehrlicher Mann jetzt Freymaurer werden kann; und daß der Orden keine Geheimniſſe hat, als die welche ihm von Leuten untergeſchoben werden, die durch ihn wirken wollen zu ihren privaten Abſichten. Längſt habe ich gedacht, das ganze Weſen der Maurerey ſey nichts als Form, wodurch man Menſchen zuſammenhalten wolle, den Neugierigen zu feſſeln, die Leichtſinnigen aufmerkſam zu erhalten, dem Enthuſiaſten Mahnung zu geben und den Denkenden zu beſchäftigen, ſo lange bis man ſeine Leute geprüft habe, und den Weiſen dann zu ſagen: unſer Geheimniß iſt, daß wir die Menſchen näher an einander bringen und zur allgemeinen Menſchenliebe ſtimmen durch Benutzung ihrer ſchwachen Seiten. Noch bin ich geneigt, das zu glauben; allein ich ſetze auch hinzu, daß ich nun überzeugt bin, daß der Orden von allen ſchlauen und klugen Köpfen, welche ſich planmäßig darin empor ſchwingen, zu allen Schurkereyen gebraucht werden kann, und deswegen werd’ ich nie ein Freymaurer. Für mich alſo kam das MS. nicht zu ſpät in die Welt. Noch eins muß ich Ihnen entdecken. Jene redlichen Greiſe, welche ich für Illuminaten halte, riethen mir einſt ab in den Fr. M. Orden zu treten, als ich mich genauer nach ihm erkun-

digte, und ſagten grade heraus, er ſey durch böſe Buben entſtelt und verwirrt. So viel zur Apollogie (?) dieſer Männer, um deretwillen ich meinen Nahmen nicht auf den Titel ſetze. Vielleicht werden ſie bethört und ebenfalls geleitet; allein ſie ſcheinen mir zu klug dazu zu ſein, Welt- und Menſchenkenntniß zu haben und durch Schaden ſchon klug geworden zu ſeyn. Im Grunde mach ich mir auch nichts daraus, wenn ſie mich als Verleger erkennen. Der Buchhändler muß neutral ſeyn, und es muß ſein größter Ruhm ſeyn, wenn er durch Unpartheylichkeit Wahrheit und Licht hat verbreiten helfen. Man kann in einer Lage, wie die meinige, ſo leicht in Verbindungen verflochten werden, und zu dieſer oder jener Geſellſchaft kommen, die hernach das erſte Hinderniß wird um recht thätig und gemeinnützig zu ſeyn, daß ich dem unbekannten Herrn Verfaſſer herzlich danke mich auf ewig für alle geheime Orden in Sicherheit geſetzt zu haben . . ."*)

Der Leſer wird die Worte „Wahrheit" und „Licht" bemerkt haben. Wenn es ſich nicht im Laufe dieſer Memoiren klar herausſtellt, daß die Verbreitung von Wahrheit und Licht ſein ganzes Leben hindurch eins der Ziele war, die meinem Großvater am meiſten am Herzen lagen und für die er oft bereit war, die Gebote der Klugheit hintanzuſetzen: wird ſicherlich die Schuld davon dem Biographen gebühren. Wahrheit aber bedeutete für ihn im allgemeinen die Wahrheit des geſunden Menſchenverſtandes; nützliche, praktiſche, ſoziale und moraliſche Wahrheit, und das Licht, welches er auszubreiten beſtrebt war, war ein freundliches Licht, ein Licht, das den Obſkurantismus, der ſein Vaterland ſeit vielen Generationen wie eine Wolke verdunkelt hatte, vertreiben konnte, doch ohne die flammende Wut, die von der Fackel der franzöſiſchen Republik bald über ganz Europa ihren feurigen Schein ergoß.

*) 20. Febr. 1786. An Bertuch. Gedruckt im „Archiv für die Geſchichte der Literatur", VIII, 312 ff.

Schiller
. Nach einem Portrait von Graff.

Fünftes Kapitel.

Raſche Entwicklung des Verlages.

Michaelis 1785 bis Oſtern 1786.

Wir haben im vorigen Kapitel geſehen, daß Schiller zu Anfang des Herbſtes 1785, gefeſſelt von dem genußreichen Leben in Dresden, ſo untätig geweſen war, daß das zweite Heft der „Thalia“ nicht zur Michaelismeſſe fertiggeſtellt werden konnte, daß er aber im Verein mit Körner Göſchen wegen der Herausgabe jener Zeitſchrift gedrängt hatte. Jetzt war eine glückliche Veränderung mit dem Dichter vorgegangen, und als ſich das Jahr 1785 ſeinem Ende zuneigte, hatte er ſich endlich energiſch an die Arbeit für die „Thalia“ gemacht, und zwar als Herausgeber wie als Hauptmitarbeiter. Göſchen muß große Genugtuung empfunden haben, als er gegen Ende des Novembermonates folgenden Brief von ſeinem hervorragendſten Geſchäftsfreunde empfing:

„Endlich, liebſter Freund, empfangen Sie Manuſcript. Sie werden zum Anfang unſeres Commerce eine ſchöne Idee von meiner Zuverläſſigkeit erhalten, da ich Ihnen 2 Monate ſpäter Wort halte, als bedungen war. Aber, Liebſter, machen Sie mir vorher Dresden zur Mördergrube, und meine lieben Freunde zu ſchlechten Geſellſchaftern, wenn Sie haben wollen, daß ich fleißiger ſeyn ſoll. Doch in Ernſt und Wahrheit: die Urſachen, welche dieſe erſte Verzögerung veranlaßt haben, dauern nicht immer fort, und nun werden meine Geſchäfte in vollkommener Ordnung vor ſich gehen ...

Das Gedicht ‚An die Freude‘ iſt von Körnern ſehr ſchön komponirt. Wenn Sie meinen, ſo können wir die Noten,

welche nur ½ Seite betragen, dazu ſtechen laſſen? . . . Und nun genug von dieſem, lieber Freund. Ich hoffe, Sie ſind vergnügt, und meine herzlichſten Wünſche ſtimmen für Ihr Glück. Kommen Sie bald, bald zu uns und ſeien Sie in unſerm Zirkel willkommen. Das Beckeriſche Project hat meinen und aller deren wärmſten Beifall, die kompetente Richter in dieſer Sache ſind. Ich erwarte ſehr viel davon, und ganz gewiß reuſſiert der Plan. Auch ich, liebſter Freund, kann Ihnen binnen einigen Monaten Pränumeranten anweiſen . . .

Empfehlen Sie mich ihren und meinen Freunden, und bleiben Sie mir gut.

Fridrich Schiller."*)

Hocherfreut, nun endlich von dem großen Dichter ſo ſchöne Beiträge erhalten zu haben, antwortete Göſchen umgehend. Es war aber ein unglücklicher Zufall, daß die ſeit vielen Monaten angekündigte „Thalia" jetzt in eine Zeit der Überarbeitung fiel, wo der Verleger nach vielen Seiten hin ſeinen Verpflichtungen nachkommen mußte und infolgedeſſen nicht imſtande war, ſo ſchnell vorzugehen, wie es Schiller, der jetzt endlich für eine baldige Veröffentlichung mit allem Eifer eintrat, wünſchen mochte. Die Antwort vom 1. Dezember 1785 lautete:

„Liebſter Freund, Sie haben mir durch das geſandte Manuſcript viele Freude gemacht. Keine Stunde habe ich's bey mir behalten: und ſo begierig ich auch war, dieſe Kinder Ihres liebenswürdigen Geiſtes kennen zu lernen, ſo ſchickte ich ſie doch gleich unbeſehens zum Schneider, um ihnen das Kleid machen zu laſſen, worin ich ſie der Welt präſentiren will. Senden Sie mir ja, lieber Freund, bald die Muſik von Körner zu Ihrem Liede ‚An die Freude'. Sie muß mit gedruckt werden und ich will das meynige redlich dazu beytragen, daß es ein Rundgeſang zur Erhebung des Herzens

*) Geſchäftsbriefe Schillers, S. 8: d. 29. Nov. 1785. Siehe auch Schillers Briefe (Jonas) I, S. 272f.

unter guten Menſchen wird. Wohl, unſerer Seits ſoll alles Feuer angewandt werden, um den Druck ſchnell zu liefern... Ich bin mir gram, daß mein Körper nicht mehr Arbeit mit der Feder aushalten will; oft eß ich erſt um drey Uhr. Sobald ich durch bin, komme ich nach Dresden und erhole mich in Ihrem Umgang. In der Abſicht des Preiß-Stücks bin ich noch ganz in der nämlichen Stimmung. So oft ich daran denke, brenne ich vor Begierde. Denn ich ahnde, daß, wenn ich's Leben behalte, meine Geſchäfte ſich ſchnell ausbreiten werden, und daß, wenn ich gleich nicht Reichthum erlangen werde, doch ein hübſches Stück Arbeit mir zu theil werden wird. ‚Was Du thun willſt, thue bald.' Durch das Beckeriſche Unternehmen öfne ich mir ohnedem manche Thür, die uns zum Vortheil der Preiß Pränumerationsſache führen ſoll. Ich geſtehe es, wenn dieſes Project und die Bibel zu Stande iſt, ſo bin ich bereit zu ſterben. Nur für dieſe 3 Dinge leb ich — in einer andern Welt wird dann auch für mich Freude genug ſeyn. Und wenn denn das auch nicht wäre — welches ich jedoch mit feſter Zuverſicht hoffe — ſo ſoll mir der Augenblick, worin ich ſagen kann es iſt vollendet, ein Himmel ſeyn. Rechnen Sie auf mich, wenns auf treue Freundſchaft, innige Liebe, volle Achtung ankommt, und ich bin

der Ihrige

Göſchen." *)

Bald kam neues Material an. Schillers Muſe war zu neuem Leben erwacht. Dem prächtigen Lied „An die Freude" folgten andere Gedichte, und an dem Lieblingskinde ſeines Geiſtes „Don Carlos" verſchwendete der Dichter ſeine höchſten Kräfte. Um die Mitte des Dezembers ſchrieb er:

„Hier mein Lieber, folgt einſtweilen etwas, das den 4ten Bogen complet machen wird. Aber der Inhalt dieſer 2 erſten Gedichte veranlaßt mich zu einer wichtigen Anmerkung.

*) Ebendaſ. S. 9 f.

Es ist möglich, daß die Censur Anstand nehmen kann, sie passiren zu lassen, und ich habe sehr wichtige Gründe, diese 2 Gedichte bekannt zu machen, weil ich sie in einem andern gänzlich widerlege. Im Fall also, daß die Censur Einwendungen machte, so bitte ich Sie, um unserer Freundschaft und um des Ruhmes der ‚Thalia' willen, die Ihnen wie mir am Herzen liegen muß, sogleich andere Anstalten wegen des Drucks — wenn auch nur bei diesem einzelnen Bogen — zu machen. Lassen Sie ihn, wenn es nicht in Leipzig seyn kann, in Dessau drucken, das ist auch Körners Idee.

Sorgen Sie übrigens nicht im geringsten, daß ich den Sezer aufhalte; noch vor Weinachten folgt neues Manuscript.

Um was ich Sie in meinem letzten Briefe gebeten habe, bester Freund, bitte ich Sie jetzt wieder. Ich bin ganz erstaunlich en peine. Schicken Sie mir doch ja noch vor Weihnachten, denn in den Feiertagen muß ich bezahlen.

Von ganzem Herzen der Ihrige. Das Paquet habe ich erhalten. Der Druck ist sehr schön. Das weitere beantworte ich mit nächstem.

Schiller.

NB. Besser ist es auf allen Fall, wenn Sie gar nicht bei der Censur in Leipzig anfragen, sondern die Gedichte gleich in Dessau drucken lassen." *)

Die beiden Gedichte, wegen welcher Schiller Schwierigkeiten bei dem Zensor befürchtete, waren „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation". Die Unberechenbarkeiten der Zensur bedeuteten für die Verleger ein sehr ernsthaftes Hindernis, und es scheint, daß die Beamten in Sachsen ganz besonders strenge waren. Die eigentümliche Tatsache, daß dort ein katholischer Hof über ein protestantisches Volk herrschte, soll die Beschränkungen seitens der Behörden noch vermehrt haben. Die Aufführung der „Räuber" war in Leipzig untersagt worden. Bei der Gelegenheit der Gedichte

*) Briefe Schillers, I, S. 274.

aber erwies ſich der betreffende Zenſor, dem die Beurteilung derſelben oblag, zugänglich und vernünftig. Er forderte, da ihnen von unwiſſenden und intoleranten Leſern eine unmoraliſche Tendenz untergeſchoben werden könne, Göſchen auf, eine ſchriftliche Erklärung vom Verfaſſer beizubringen, worin die Grundloſigkeit eines ſolchen Vorwurfes gezeigt würde. Schiller gab dieſem Verlangen ſofort nach, und ſchrieb am 23. Dezember 1785:

„Ich habe Ihren und meines Herrn Cenſors Wunſch erfüllt, liebſter Freund, und ſende Ihnen die verlangte Note. Dieſe, hoffe ich, wird den intoleranten Theil des Publikums zum Schweigen bringen.

Haben Sie die Güte und verſichern meinen Herrn Cenſor (deſſen Namen ich mir in Ihrem nächſten Briefe ausbitte), daß ich mich glücklich ſchätze, meine ‚Thalia‘ in ſolcher Kennerhand zu wiſſen. Er hat den Geſichtspunkt, aus welchem meine 2 Gedichte betrachtet werden müſſen, ſchnell und ganz verſtanden, und wie wenige werden das! . . .

Das Bewußte habe ich erhalten und finde darin Ihre Freundſchaft und brüderliche Theilnehmung aufs neue beſtätigt. Leben Sie wohl, lieber Freund, und behalten Sie mich lieb.

Unveränderlich der Ihrige

Schiller.“*)

Die Wärme, mit der der große Dichter die brüderliche Teilnahme meines Großvaters anerkennt, iſt ſeinem Enkel ſehr wohltuend.

Der wichtigſte Beitrag zum zweiten Heft, die Fortſetzung des Carlos, wurde von Schiller nicht vor dem Januar abgeſandt. Dann aber ſchlug er in dem erhebenden Gefühl des vollendeten Heftes, dem Verleger vor, das dritte Heft möchte dem zweiten nach drei oder vier Wochen folgen, und der Druck möchte dann ohne Unterbrechung das ganze Jahr

*) Der Zenſor war Profeſſor Wenck. Schillers Note ſiehe in den Geſchäftsbriefen, S. 12.

hindurch fortgesetzt werden. So sanguinisch waren seine Erwartungen zu der Zeit.

Göschen aber sah keine Möglichkeit, so schnell vorzugehen, so erfreut er über das fertige Heft war. Wir, die wir hinter die Kulissen sehen können, kennen die Schwierigkeiten, die ihn zu überwältigen drohten. Er antwortete Schiller im Januar 1786 folgendermaßen:

„Ungeachtet ich kaum die Feder mehr halten kann, so will ich doch einige Worte schreiben.

Lieber, alles was ich thun kann, soll geschehen. Das heißt: täglich in die Druckerey gehen und treiben. Aber mehr als ein Stück kann ich nicht schaffen vor Ostern und wenn es Alles kosten sollte. Dieses eine Stück so bald als möglich — hoffentlich in vier Wochen. Gewiß versprech ich nichts, um nicht zum Lügner zu werden. Eine gar zu schleunige Erscheinung hinter einander halte ich auch merkantilisch berechnet nicht für gut. Ich dachte aber, Sie wüßten es doch, daß ich bei Ihnen nicht als Kaufmann denke, wenns darauf ankommt, Ihre Wünsche zu befriedigen. Ist das Mspt. zum 4. Heft Ostern in meiner Hand, so wird es 14 Tage nach der Messe fertig. Denn erst nach der Messe werden die Pressen leer, und ich bin dann der erste, welcher sie in Beschlag nimmt." *)

Endlich kam der langersehnte Augenblick heran, Schiller erhielt ein Exemplar des zweiten Heftes der „Thalia" und war mit der äußeren Ausstattung sehr zufrieden. Verleger und Herausgeber wetteiferten nun in der Fertigstellung der folgenden Hefte. Schiller schrieb am 23. Februar 1786:

„. . . Jetzt, liebster Freund, fordern merkantilische Politik und mein schriftstellerisches Point d'honneur, das dritte Heft auf das schnellste zu expedieren.

Die Thalia hat, wie Sie wissen, fast 10 Monate geruht, Sie ist beinahe vergessen worden. Nun mehr erscheint

*) Geschäftsbriefe Schillers, S. 13 f.

ſie mit 8 Bogen, mit 12 Blatt Carlos, wovon das erſte Heft 36 enthält. Wird es nicht alſo ſehr zweckmäßig gehandelt ſein, mein Lieber, wenn wir den dritten Theil in 3—4 Wochen nachbringen können? Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen innerhalb 3 Wochen alles MScrpt. dazu liefere . . .

Jetzt, mein Lieber, wollen wir beide uns den Handſchuh hinwerfen nach Ritterbrauch, wer am beſten zum Ziele kömmt, wer am meiſten Wort hält . . .

Und nun adieu. Gutes Gedeihen zum 1. Verlag und glückliche Ärndte von allen folgenden!

Ihr herzlich ergebener

Friedrich Schiller.*)

Göſchen ſeinerſeits war begierig, ſein Äußerſtes zu tun, um dieſen Erfolg herbeizuführen. Der „Merkur“ ſollte eine Beſprechung der „Thalia“ bringen und nachdrücklich die Aufmerkſamkeit des Leſers darauf lenken. Er ſelber ſchreibt am Neujahrstage 1786, als er die Herausgabe des „Merkur“ in Leipzig zu überwachen begonnen hatte, in ſcherzhafter Weiſe an Bertuch:

„Im Nahmen der Thalia mach ich den Akkord mit ihrem himmliſchen Verwandten Merkur, daß ſie alle ihre Kräfte und ihre weiblichen Reize, die ſich ſehr ſchön ſeit ihrer erſten Erſcheinung entwickelt haben, aufbieten ſoll um den Merkur zu empfehlen. Der Herr Merkur wird dagegen ſo galant ſeyn, und dieſe Höflichkeit zu erwiedern ſuchen.“

Aber ſchon als das erſte Heft der „Thalia“, für das er verantwortlich war, erſcheinen ſollte, ſchrieb Göſchen ohne Metaphern in dringendſter Weiſe an Bertuch:

„Und nun noch ein Wort von der beykommenden Thalia, 2. Heft. Sie ſind ein Freund Schillers, Ihnen kann ich alſo ein Wort von der Lage dieſes Mannes ſagen. Sein

*) Briefe Schillers, I, 279 f.

ganzes Einkommen nimt er einzig aus der Thalia, er hat alſo der Sorgen genug. Er ſtrebt darnach nur ſo viel zu gewinnen, daß er die Medizin ſtudiren kann. Können Sie, theuerſter Freund, ſo unterſtützen Sie ihn durch eine Anzeige im Merkur, welche das Publikum für ſein Journal einnimmt und es auf dieſe Weiſe eine Quelle des würklichen Verdienſtes wird. Oft hat er ſich bitter gegen mich beklagt, daß man dem erſten Heft nirgends eine Critik gegönnt hat. Tadel wäre ihm willkommen geweſen, aber die bloßen trockenen Anzeigen des Inhalts, ohne ein Wort über Werth, haben ihm ſehr weh gethan. ‚Ich bin mir bewust, daß ich mit Anſtrengung des Geiſtes arbeite‘, hat er oft geklagt, ‚ich fühl‘, daß ich nicht unter den Troß von jungen Schmierern gehöre; aber wie behandelt man mich!?“ *)

Nachdem Göſchen dann noch von dem Einfluß Schillers auf ſeine Genoſſen geredet, in einer von uns bereits zitierten Stelle **), bittet er Bertuch am Schluß „nichts von dem allen, vorzüglich nichts von der Lage der Finanzen Schillers“ bekannt werden zu laſſen, denn in dieſem Punkte ſei der Dichter „äußerſt delikat“.

Während der ganze Brief ſchon inſofern intereſſant iſt, als er das grenzenloſe Zutrauen, das ſeine nächſten Freunde in Schiller ſetzten, bezeugt, ganz abgeſehen von dem Zutrauen, das er in ſich ſelber ſetzte, ſo iſt er auch dadurch wichtig, daß er auf die Stellung, die Schiller damals in der literariſchen Welt Deutſchlands einnahm, ein Licht wirft. Trotz der erſtaunlichen Popularität ſeiner erſten Stücke ſehen wir hier wie ein neugebackener Verleger, mit einem kleinen, geborgten Kapital, in einem Tone ernſter, dringender Bitte ſchreibt, um ſich für den Verfaſſer der „Räuber“ und des „Fiesco“ die Gunſt einer Weimariſchen Zeitſchrift zu ſichern.

Bertuch beeilte ſich, Göſchens Wünſche zu erfüllen, und der letztere ſandte ihm den herzlichſten Dank für ſein Intereſſe an Schillers Wohlergehen.

*) D. 28. Febr. 1786.
**) Siehe S. 59.

Das zweite Heft der „Thalia“, das ſo viele Korreſpondenz nötig gemacht hatte, enthielt ſchließlich den zweiten Akt des Carlos; das „Lied an die Freude“; die zwei Gedichte, deretwegen die Zenſur beunruhigt war; einen Aufſatz Hubers über „Moderne Größe“; Schillers Erzählung: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“; die Überſetzung einer Studie über „Philipp den Zweiten“, die beſonders deshalb intereſſiert, weil der Herausgeber ihr einen Platz neben ſeiner eigenen Behandlung des Gegenſtandes im Carlos angewieſen hatte; und einige Kleinigkeiten, für die der Dichter Jünger zum Teil verantwortlich war. Man ſieht, wie die Zeitſchrift durchaus von dem Kreiſe abhing, mit dem wir bereits bekannt geworden ſind.

Das dritte Heft wurde von Göſchen in ziemlicher ſchneller Folge veröffentlicht. Es enthielt einen weit längeren Abſchnitt des Carlos und außer einigen Verſen von Jünger nur noch einen ungezeichneten, tatſächlich aus der Feder Schillers und Körners herrührenden Artikel, betitelt „Philoſophiſche Briefe“.

Während für uns die Wege, auf denen Schiller die höchſte Zinne literariſchen Ruhmes erklimmen ſollte, an Intereſſe alles, was von ſeinen Zeitgenoſſen, Goethe ausgenommen, erzählt werden kann, weit übertreffen, ſo konnte ſich im Jahre 1786 ein Verleger auch durch andere Autoren Ehre erwerben und Anſehen verſchaffen. Der große Name eines Führers des deutſchen Gedankens ſollte zur bevorſtehenden Oſtermeſſe in Göſchens Katalog erſcheinen, nämlich der Herders.

Der hochfahrende Charakter dieſes geiſtlichen Würdenträgers berührte die empfindliche Natur Göſchens unangenehm, und wir werden im Verlauf finden, daß er ſich in ziemlich heftigen Ausdrücken über ihn ausläßt.

Wie er zuerſt mit Herder bekannt wurde, weiß ich nicht; keinesfalls iſt es, wie man behauptet hat, durch Goethes Vermittelung geſchehen, denn Göſchens Beziehungen zu dem letzteren hatten noch nicht begonnen, als Herder im März 1776 mit Bezug auf die Überſetzung einer Gedichtſammlung

von Johann Valentin Andreä, einem berühmten, ſchwediſchen Theologen, betitelt: „Zur Beherzigung für unſer Zeitalter“ an den Leipziger Verleger folgendermaßen ſchrieb:

„Euer Hochedelgebohren danke ich für das Zutrauen, das Sie zu meiner Vorrede von Andreä Apologen haben; an mir ſoll es nicht liegen, eine ſo gute Unternehmung als die Überſetzung dieſes Werkchens iſt, zu unterſtützen, zumal ich ſie in den Händen ſehe, die ich dem guten und feinen Andreä wünſche.

Die Art der Übertragung gefällt mir durchaus, da ſie den Geiſt des Verfaſſers unſerm Jahrhundert auf eine Weiſe zu genießen giebt wie es ſolchen faſſen kann, und Richtigkeit mit zweckmäßiger Wahl ſehr ausgeſucht verbindet . . .

Ich verharre mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenſter Diener

Weimar, d. 5. März 86. Herder.“

Das kleine Werk zierte, wie geſagt, den Göſchenſchen Katalog und wurde im Juni in der „Völkerkunde“ beſprochen. Augenſcheinlich war der Name eines durch ganz Deutſchland höchſt angeſehenen Autors für einen Anfänger wie Göſchen überaus wertvoll.

Aus ungefähr derſelben Zeit ſtammt ein Brief des ſchon erwähnten Auguſt Gottlieb Meißner*) an Göſchen. Der Brief iſt intereſſant, weil er einerſeits die hohe Meinung, welche die Autoren von einer ganz beſonders charakteriſtiſchen Seite in Göſchens Charakter als Verleger hegten, illuſtriert, und dann, weil er von den Schwierigkeiten, mit denen zu jener Zeit die Schriftſtellerei und Korreſpondenz in Deutſchland zu kämpfen hatten, Zeugnis ablegt.

„Eine wahre Freude, mein theuerſter Herr Göſchen“ ſchreibt Meißner aus Prag am 28. Februar 1786, „haben Sie

*) Siehe oben S. 21.

mir durch die Wilfährigkeit, mit welcher Sie die Korrekturen ſo weit verſenden, gemacht, eine wahre Freude durch den ganzen Ton Ihrer Briefe. Ich hoffe, wenn anders nur meine Schriftſtelleriſchen Kleinigkeiten Ihnen behagen, daß wir hinführo in wichtigern Geſchäften noch, als das gegenwärtige iſt, Freunde und Gehilfen von einander ſeyn werden; denn nichts freut mich mehr, als wenn ich den Verleger in einem andern Tone als der halb- oft ganz kaufmänniſche Ton iſt, mit den Gelehrten ſprechen höre . . . Ihre Avertiſſements will ich nach Möglichkeit auszuſtreuen ſuchen. Aber erwarten Sie nicht viel noch von Prag. Die Nachdrucker verderben hier allen ächten teutſchen Buchhandel. Briefe in Prag werde ich auch immer — obſchon alles gewogen und danach geſchätzt wird — mit Vergnügen beſorgen; aber Einſchlüſſe weiterhin machen hier verzweifelte Umſtände. Man bricht ſie auf der Mauthe ſofort auf, wenn ſie nur im geringſten dick ſind, und will ſie ohnedem nicht paſſiren laſſen. Überhaupt iſt es unglaublich wie ſehr man in K. K. Staaten Korreſpondenz mit dem Ausland — je nachbarlicher, je ſchlimmer, erſchwert.

Das Stück von Schillers Thalia, wofür ich Ihnen verbindlichſt danke, iſt ſehr brav und die Szenen aus dem Don Carlos haben faſt gleich ſtark meinen Neid und meine Freude rege gemacht. Herrn Jüngers Lob meiner Kleinigkeit iſt mir ſehr angenehm, denn ich ſchätze ihn hoch . . . Er ſteht in Prag hier noch in Andenken und Liebe" . . .

Auch Jünger hatte Göſchen nicht im Stiche gelaſſen. Dieſer Jugendfreund ſandte ihm außer ſeinen Beiträgen zum zweiten Heft der „Thalia" eine freie Überſetzung aus dem Franzöſiſchen, betitelt „Die Launen des Vetter Jacobs". Damit war auch der leichteren Literatur ein Platz in Göſchens Katalog eingeräumt, neben der Philoſophie und den ernſteren Werken, von denen er ſo hervorragende Proben gegeben hatte. Und ſo war, als die Oſtermeſſe des Jahres 1786 erſchien, aus dem Herrn der beiden Lehrjungen, mit ſeinen geringen eigenen

Hilfsquellen, ſeinem kleinen geborgten Kapital, ſo ganz außer Verhältnis zu ſeinem Ehrgeiz und ſeinem Streben, ein Verleger von Ruf geworden. Er hatte Recht ſich wegen des Reſultates ſeiner nur einjährigen Tätigkeit zu beglückwünſchen. Vermöge des „Merkur“ fiel ein Strahl von dem Glanz der Weimarer Berühmtheiten und vor allem Wielands auch auf ſeine Verlagsliſte. Herders Name bewies, daß der hochmütigſte der Schriftſteller es nicht verſchmäht hatte, ſeine Feder in den Dienſt eines Werkes zu ſtellen, das von dem jüngſten der Leipziger Verleger herausgegeben wurde. Bezaubernde Genialität verlieh den Heften der „Thalia“ einen beſtrickenden Glanz. Jacobi vertrat philoſophiſche Kontroverſe; Hufeland die Wiſſenſchaft, unter der mächtigen Ägide des Jenenſer Kreiſes. Die Schönheiten des klaſſiſchen Dramas wurden unter dem Schutz des ſtolzen Namens der Stolbergs eingeführt. Zacharias Beckers Not- und Hilfsbüchlein vertrat die Nationalökonomie in anſprechender populärer Form, ſein Namensvetter W. G. Becker machte ſich mit den „Ephemeriden der Menſchheit“*) zu ſchaffen; Bode bot dem deutſchen Leſer ein engliſches Meiſterwerk in deutſchem Gewande, während Meißner und Jünger Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen lieferten. In der Tat für einen Anfänger eine ſchöne Sammlung von Erſtlingen, und dazu noch eine gute Ernte von andern weniger berühmten Autoren!

Freilich müſſen Göſchens Sorgen beinahe ebenſo groß geweſen ſein wie ſeine Befriedigung. Autoren warteten nicht auf ihr Honorar, Drucker nicht auf ihren Lohn, Papierfabrikanten nicht auf die Bezahlung für ihre Lieferungen. Und dann erhob ſich wieder die Frage, die er ſich ſchon vor einem Jahre geſtellt hatte, wie verſchafft man ſich Geldmittel?

Von den dreitauſend von Körner als die finanzielle Grundlage der Firma zu zahlenden Talern waren am 1. Mai 1875 nur tauſend eingelaufen, und es dauerte, trotz der energiſchen Anſtrengungen Körners geraume Zeit, ehe die übrige Summe

*) Es war dies eine Bibliothek der Sittenlehre, der Politik und der Geſetzgebung. Zwei Bände à ſechs Stücke erſchienen.

flüſſig gemacht werden konnte. Im September ſandte er einen geringfügigen Beitrag mit dem Zuſatz, daß das Geld rar ſei. Unterdeſſen kam Göſchen in große Not. Er mußte ſeinen Verpflichtungen nachkommen, und er litt Qualen unter den Geldſorgen. Sein Mitinhaber jedoch tadelte ihn im freundlichſtem Tone:

„Schämen Sie ſich Ihrer Furchtſamkeit", ſchreibt er.*) „Hatte ich Ihnen nicht geſagt, daß Sie mir ſogleich ſchreiben ſollten, wenn Sie ſonſt nichts zu hoffen hätten? Ich eile Ihnen 500 Thaler ſogleich zu ſchaffen. Laſſen Sie ſich indeſſen doch von Kunzen etwas geben. Wegen der 1000 Thaler zu Michaeli ſchaffe ich auch Rath. Meine Quelle iſt der Garten, den ich nunmehr ſo bald als möglich verkaufen will .. 1500 Thaler ſind mir ſchon geboten." Mit charakteriſtiſchem Zartgefühl fügt er am Schluſſe noch hinzu: „Den Garten verkaufe ich nicht Ihrentwegen. Es war ſchon vorher meine Abſicht."

Vor Ende Oktober gelang es Körner die verſprochene Summe von 3000 Talern zuſammenzubringen, und Göſchen war ſehr dankbar. Ehe aber ſechs Monate verfloſſen waren, rief die große Ausdehnung ſeines Geſchäftes neue Sorgen in den Herzen des Verlegers, Körners, ſeines Theilhabers, und Schillers, ſeines Freundes, wach. Endlich reiſte Körner vor der Oſtermeſſe 1786 ſelbſt nach Leipzig, um die finanzielle Lage zu prüfen, und Schiller ſchrieb, augenſcheinlich um Göſchen auf Körners etwaigen Wunſch vorzubereiten, ihrer gegenſeitigen Geſchäftsverbindung eine regelrechtere Baſis zu geben, einen freundlichen Brief; zugleich gab er ihm darin die Verſicherung, daß Körner um das Wohlergehen ſeines Freundes ängſtlich beſorgt ſei.

„Da Sie jezt mit Körnern wieder zuſammen kommen", heißt es darin, „ſo hoffe ich, daß Sie einige Schritte zum Beſten Ihrer Handlungs-Entwürfe thun können. Er ſagte

*) Dresden, d. 18. September 1875. Kunze war ein angeſehener Kaufmann in Leipzig und ein intimer Freund Schillers.

mir vor einigen Tagen, daß er nunmehr etwas bestimmtes mit Ihnen ausmachen müsse. Ich vermuthe also, daß er Ihnen davon sagen wird. Er interessirt sich sehr für Sie, und ließ sich auch merken, daß er keinen Anstand nehmen würde, Ihnen bei einem Banquier in Leipzig Credit zu verschaffen. Wir sehr, liebster Freund, wünsche ich, daß Ihre Hoffnungen möchten erfüllt werden, und Freude sollte es mir machen, wenn ein Theil davon in meinen Kräften stände. Rechnen Sie wenigstens auf meine dringendste Mitwirkung, auf meine ganze Freundschaft, wenn Sie Gelegenheit wissen, davon Gebrauch zu machen." *)

Es ist nicht klar, ob bei dieser besondern Gelegenheit neue Hülfsquellen für Göschen flüssig gemacht wurden. Was die Teilhaberschaft anbetrifft, so fanden allerdings Verhandlungen statt, aber es erhellt aus einem Briefe aus dem folgenden Juni, daß damals keine endgültigen Abmachungen stattfanden. Noch vier weitere Jahre wurde der eifrige Verleger die dringende Sorge nicht los, wie er bei seinem ausgedehnten Geschäft und seinen beschränkten Mitteln, Einnahmen und Ausgaben miteinander in Einklang bringen sollte.

Gleich nach der Ostermesse 1786 eilte Göschen, Wieland einen Besuch abzustatten. Ehe er sich auf die Reise machte, schrieb er an Bertuch: „Wieland schreibt mir, er möchte mich persönlich kennen. Ich wolte, Sie trennten sich nicht von ihm." **) Diese Worte beweisen klar, daß selbst, wenn eine „Autorenjagd" im Jahre 1785 stattgefunden hätte, Göschen doch damals Wieland nicht gesehen haben konnte. Freilich hatten sie viel von und übereinander gehört. Wieland als Aktionär der „Verlagskasse" in Dessau und eng verbunden mit Bertuch erinnerte sich natürlich des energischen Faktors, der ihren Bankerott so deutlich vorausgesagt hatte. Auch durch den von Bertuch und Wieland gemeinsam redigierten „Merkur" waren die beiden in Berührung gekommen.

*) D. 7. April 1786. Geschäftsbriefe S. 18 f.
**) D. 29. April 1786.

Die Behauptung, daß Bertuch ſchon vor Göſchens Beſuch bei Wieland den „Merkur“ ganz in die Hände des letzteren übergeben habe, wird durch Böttiger,*) einen gemeinſamen Bekannten, widerlegt. Er ſchreibt im Jahre 1796 aus Weimar und erzählt:

„Wieland wünſchte ſeinem Schwiegerſohn Reinhold den Antheil an dem Merkur zu verſchaffen, den bisher Bertuch gehabt hatte. Göſchen trat als Unterhändler ein und bewirkte durch eine rührende Vorſtellung, daß Bertuch auf der Stelle zurücktrat, und ſeine Erklärung in einem Billet an Wieland ſchickte. Göſchen war der Überbringer dieſes Billets, das Wieland natürlich mit größter Begierde in Göſchens Gegenwart ſogleich durchlas. Indem Wieland mit ganzer Seele auf dies Papier geheftet war (!), trat die Hofräthin in die Stube. Der Hofrath, der bei gewiſſen Unterbrechungen erſchrecklich böſe werden kann, fuhr mit der ſichtbarſten Ungeduld auf und zeigte ſeinen Mismuth. Dagegen that ſeine Frau nichts, als daß ſie ſich ganz unbefangen lächelnd verbeugte, und wieder davon ſchlich. ‚Welch' eine edle Gattin haben Sie?‘ rief Göſchen mit Begeiſterung. Blitzſchnell fuhr Wieland von ſeinem Sitz auf und ergriff Göſchen mit herzlichem Händedruck. ‚Junger Mann‘, rief er mit einer Verklärung der Freude im Angeſichte, ‚daß ſie den Werth dieſer Frau ſo ſchön erfaſſen und würdigen, macht Sie auf immer zu meinem Freunde. Und dieſe Freundſchaft will ich Ihnen thätig beweiſen, ſobald Reich**) todt iſt.‘ Göſchen nahm dieſe Äuserung mit Dank und Rührung auf, legte aber kein größeres Gewicht darauf, als er auf eine Ausſtrömung augenblicklicher Gutmüthigkeit legen zu müſſen glaubte.“

Gruber, der Biograph Wielands, der fünfunddreißig Jahre ſpäter ſchrieb, erzählt den erſten Teil der Geſchichte anders, aber der coup de théâtre am Schluß iſt ganz derſelbe. Nach

*) K. A. Böttiger lebte zuerſt in Weimar, war dann Oberaufſeher des Antikenmuſeums in Dresden.

**) Der Buchhändler Reich war Wielands Hauptverleger.

ihm ging Göſchen zu Wieland nur mit dem Wunſche, ihn als Autor für ſein Geſchäft zu gewinnen, ohne mit einem Worte des „Merkurs“ zu gedenken. Er ſtellt die Sache ſo dar, als wäre Wieland durch Göſchens Lebhaftigkeit und Intelligenz eingenommen worden, während das der Hofrätin geſpendete Kompliment gewiſſermaßen „nur der Punkt über dem ‚i‘ geweſen ſei“.

Der Einfluß, den mein Großvater auf den ehrwürdigen Dichter bei ihrer erſten Begegnung auszuüben vermochte, war nicht auf Tag und Stunde beſchränkt. Nach Reichs Tode machte Wieland ſeinem damaligen Verſprechen gemäß Göſchen zu ſeinem Verleger, und die beiden Männer wurden herzliche Freunde. Es wird im Verlauf klar werden, wie Göſchen für Wieland eine begeiſtertere Liebe hegte als für irgend einen anderen ſeiner vielen Freunde und Autoren. Viele Neigungen waren ihnen gemeinſam. Beide beſaßen eine gewiſſe häusliche Schlichtheit, beide fanden Freude und Genuß in ſtillen, ländlichen Vergnügungen, beide wurden im ſpätern Leben ihrem Weſen nach Familienväter, beide beugten ſich vor dem alles überſtrahlenden Genie Schillers und Goethes, und bewunderten dieſe geiſtigen Rieſen ſelbſt dann, wenn ſie vieles von dem, was beiden, Wieland ſowohl wie Göſchen, teuer war, zerſchlugen. Im Laufe der Zeit wurde ihr Verhältnis zueinander ſehr verſchieden von dem eines gekrönten Dichterheroen und eines Verlegers, der dieſem zuerſt gleichſam mit der Mütze in der Hand gegenübertrat. Der Tag ſollte kommen, wo in Deutſchlands ſchwerſten Leidensjahren der Autor die Hülfe des Verlegers anrief, und der Verleger nicht länger, wie jetzt, um die Gunſt des Autors warb. Bei mehr als einer Gelegenheit wurde ihr Verhältnis durch ihr Temperament, denn beide waren aufbrauſende und leidenſchaftliche Naturen, ein geſpanntes; aber nur für den Augenblick. Ihre Freundſchaft widerſtand den Schlägen des Schickſals und den Ausbrüchen der Reizbarkeit bis zum Tode Wielands im Jahre 1813.

Obſchon nun Göſchen Weimar ohne ein Manuſkript in ſeiner Taſche verlaſſen mußte, ſo erhielt er doch kurz darauf den folgenden anerkennenden Brief von Wieland:

„Hochgeſchäzter Herr und Freund!

Es iſt kein leeres Kompliment, ſondern aufrichtige Wahrheit, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Sie von Herzen hochachte, und daß jeder Ihrer Briefe dieſe Geſinnung in mir verſtärkt und befeſtiget. Wie gerne wollte ich Ihnen alſo einen thätigen Beweis derſelben durch Gewährung deſſen, worum Sie mich in Ihrem ſoeben erhaltenen Schreiben vom 20ten huj. erſucht haben, geben, wenn es noch in meiner Gewalt ſtände! Aber dies iſt es nicht mehr. Ich habe mit Herrn Reich, dem Verleger der Horaz Satyren, ſchon vor einem Jahre auch wegen der intendirten neuen Ausgabe der Epiſteln vorläufig aus eigner Bewegung kontrahirt, und dieſe Ausgabe wird bloß aus Rückſichten gegen die Verlagskaſſe, die mir ſo übel mitſpielt, noch zurückgehalten.

Möchte es in meiner Gewalt ſeyn, Sie für dieſe fehlgeſchlagene Erwartung ſchadlos zu halten! Aber — es wäre unedel, mit einem Manne wie Sie nicht aufrichtig zu ſeyn — ältere Freundſchaften und Verbindungen haben unverlierbare und gewiſſermaßen heilige Vorzugsrechte vor jüngeren; und ſo lange Reich und Steiner leben und meine Freunde bleiben, macht es mir mein Herz (auch ohne irgend eine andere Rückſicht) unmöglich, einem jüngeren Freunde, wie ſehr dieſer auch meine Hochſchäzung und gute Wünſche verdienen mag, den Vorzug vor ihnen zu geben. Dies iſt eine Denkart, wodurch ich die Achtung eines Mannes von Ihrem Charakter nicht verlieren kann; indeſſen thut es mir gleichwohl vielleicht weher als Ihnen ſelbſt, daß ich nicht alle braven Männer Ihres Standes zugleich befriedigen kann. — Ihr Nahme heißt nicht Legion . . .“*)

*) Weymar, d. 22ten Mai 1786.

Einen Dienſt jedoch war der Schreiber bereit, ſeinem neuen Freunde zu leiſten. Anſpielend auf eine verſprochene Kritik im „Merkur“, ſchließt Wieland: „Tom Jones ſoll mit verdienten Ehren in die Welt introduciret werden . . .“

So mußte ſich denn Göſchen für den Augenblick mit einem Briefe anſtatt mit einem Buche zufrieden geben; dennoch aber war eine Saat geſät, die eine prächtige Ernte verſprach, ehe noch viele Jahre verfloſſen waren, und Bande waren geknüpft, die nachmals in der Literaturgeſchichte den Namen des Verlegers unlöslich mit dem des greiſen Autors verbinden ſollten, der zur Zeit ihrer erſten Begegnung als das anerkannte Haupt der deutſchen literariſchen Welt daſtand.

Goethe in seinem 30. Lebensjahre
Nach einem Pastell von Mayer
von Schultze des Verlages von Cotta, Stuttgart

[illegible] bereit, [illegible]
[illegible] versprochene
[illegible] Tom Jones soll mit
[illegible] werden [illegible]
[illegible] den Augenblick mit
[illegible] zufrieden geben; dennoch
[illegible] prächtige Ernte versprach,
[illegible] und Bande waren
[illegible] Naturgeschichte den Namen
[illegible] neuen Autors verbinden
[illegible] gaung als das anerkannte
[illegible] dastand.

Goethe in seinem 30. Lebensjahre
Nach einem Portrait von Mag
im Besitze des Freiherrn von Cotta, Stuttgart.

Sechstes Kapitel.

Goethe.

Juni 1786 bis Ostern 1787.

Nicht lange nach der Begegnung, bei welcher Göschen sich die Gunst des Patriarchen der deutschen Literatur im Sturme gewonnen, aus welcher er jedoch nur ein wenn auch wertvolles Versprechen heimgebracht hatte, feierte er einen größeren und unmittelbaren Triumph. Er wurde mit der Veröffentlichung der gesammelten Werke Goethes beauftragt, eine Ehre ohnegleichen für einen so jungen Anfänger.

Die Ausführung dieses ehrgeizigen Unternehmens hat eine an Wechselfällen reiche Geschichte. Kleinliche Sorgen, finanzielle Bedrängnisse und Mißverständnisse verdunkelten sie und kühlten den Enthusiasmus, womit Göschen an das Werk herantrat. Auch war schließlich der Gewinn nur ein höchst bescheidener. Aber der durch die Verhandlungen mit einem berühmten Autor gewonnene Ruhm übte eine sofortige Wirkung aus, und der Vorteil, seinen Namen in Verbindung mit einer Unternehmung zu sehen, welches die Aufmerksamkeit eines jeden literarisch gebildeten Mannes in Anspruch nahm, war für Göschen unberechenbar.

Bertuch war der Unterhändler, der seinem Freunde diesen Dienst erwies. Da er sich in demselben Freundeskreise bewegte wie Goethe, so war er in der Lage sich mit allen literarischen Plänen des letzteren bekannt zu machen, und so hörte er denn, daß die Verlagsfirma Unger in Berlin von dem Dichter sondiert worden war, mit der Absicht, seine zerstreuten und unvollendeten Schriften zu sammeln und als

Ganzes zu veröffentlichen. Bertuch fand ferner Goethes Honoraransprüche heraus und teilte sie Göschen mit. Der letztere hielt sie zwar für hoch; aber welcher Verleger konnte eine solche Chance abweisen? So schrieb er dann zurück:

„In der That ist drei Louisd'or alles mögliche was Goethe erwarten kann; in der That ist es schon etwas hart für Unger und wenn Goethe mit zwei Carld'or zufrieden ist, so hat U. es immer noch nicht wohlfeil. Doch nehmen muß U. es auch zu 3 Louisd'or und muß nachher desto lauter und anhaltender trommeln." *)

Aber obwohl Göschen meinte, Unger könne nicht ablehnen, wurde doch das Geschäft nicht abgeschlossen. Es hatte nämlich um diese Zeit eine gewisse Gleichgültigkeit den Goetheschen Werken gegenüber Platz gegriffen. Seit der Veröffentlichung des „Clavigo" waren keine weiteren Schriften von ihm gedruckt, und die Erwartung künftiger bedeutender Werke war nicht groß. Außerdem war es vom kommerziellen Standpunkt aus ein großer Nachteil, daß Heimburg in Berlin Goethes Schriften nachgedruckt hatte. Es war daher die Zögerung, acht Bände zu drei Louisd'or den Bogen anzukaufen, durchaus nicht unbegreiflich. Und dennoch hatte Göschen erklärt, kein Verleger könne Goethes Forderung zurückweisen. Diese Meinung betätigte er jetzt, indem er trotz seiner geringen Mittel und seines unentwickelten Geschäftes ein Wagnis unternahm, das die ältere und reichere Berliner Firma abgewiesen hatte.

Wiederum war Bertuch Göschens Vertrauensmann. Für ihn mit seinen nimmer rastenden Ideen hatte der Plan etwas ganz besonders Anziehendes. Ihm waren wahrscheinlich die geringen Hilfsquellen meines Großvaters bekannt. Er bot ihm daher an, den Plan gemeinsam zur Ausführung zu bringen, und einen Teil des nötigen Kapitals beizusteuern. Da die junge Firma in der Tat die Last kaum allein hätte

*) 17. Juni 1786. Siehe Goethe Jahrbuch II, 395 ff.

tragen können, so wurde zwischen den beiden Freunden ein Übereinkommen getroffen und in einem sehr kurzen, aber formellen Dokument dahin präzisiert, daß sie sich zu der gemeinsamen Herausgabe von Goethes Werken gegenseitig verpflichteten mit dem gleichen Anteil an den Kosten und an Profit und Verlust; und zwar sollte Göschen für sich und seinen Teilhaber für $^2/_3$, Bertuch für $^1/_3$ haften. Dies „hatten sie überlegt, besprochen und abgeschlossen als Ehrenmänner". Der Teilhaber, auf den hier angespielt wird, ist natürlich Körner.

Diese Verbindung mit Bertuch machte einen fortwährenden Briefwechsel zwischen Weimar und Leipzig nötig, und die Korrespondenz setzt uns nicht nur in den Stand, die beträchtliche geschäftliche Begabung und die Energie wahrzunehmen, mit der dieser Plan ausgeführt wurde, sondern sie entwirft uns auch ein lebhaftes Bild von den verschiedenen Stimmungen der Hoffnungsfreudigkeit und der Niedergeschlagenheit, der Zuversicht, der Besorgnis und gelegentlich des heftigen Unwillens, die nacheinander in des Verlegers Brust Platz griffen.

Sobald nun Bertuch erfahren hatte, daß Unger sich zurückgezogen hatte, wandte er sich in Göschens Namen an Goethe, und die Unterhandlungen wurden mit größter Schnelligkeit abgeschlossen. Man faßte zunächst zwei Ausgaben ins Auge, eine gewöhnliche in Klein-Oktav und eine schönere in Groß-Oktav. Der Dichter forderte die runde Summe von 2000 Talern. Wenn man die 8 Bände zu je 20 Bogen berechnet, so ergibt sich eine etwas geringere Summe als die drei Louisd'or den Bogen, die Unger zu zahlen sich geweigert; aber Goethe blieb dadurch die mühsame und oft wenig zufriedenstellende Berechnung nach der Bogenzahl erspart.

Bertuch berichtete über die Begegnung bei der diese Bedingungen gestellt wurden, an Göschen in einem Briefe vom 29. Juni:

„Am Dienstag", schreibt er, „war ich bei Goethe und sprach mit ihm über seine Erklärung. ‚Sie haben die Schraube

sehr scharf angezogen', sagte ich ihm; ‚Göschen wird zucken; indessen wir wollen sehen, was er darauf sagt; einige Milderung werden Sie ihm auf alle Fälle akkordiren müssen.' ‚Es ist wahr', sagte er, ‚ich habe meine Forderung etwas gesteigert, meine gedruckten und ungedruckten Werke in eine Brühe geworfen, und eine Summe überhaupt gefordert 1, weil ihm beyde wegen der neuen Bearbeitung gleich, und so gut wie ganz neu sind; 2, um uns nicht wegen der diversen Bogenabrechnungen zu geniren; 3, weil ich, da Göschen nicht fangirt, sondern blos coulant handelt, auf eine zweite Auflage so gut als nichts rechne, und also alles, was ich hoffen kann, von dieser erwarten muß. Hingegen will ich ihn wegen der Stärke der Auflage gar nicht einschränken, und für die gute Auflage in gr. 8° auch nichts verlangen, auch die Subscription auf alle Art durch meine Freunde unterstützen helfen u.s.w. Dies war ungefähr seine Meinung, und ich merke, daß er von den 2000 Rt. wohl nicht abgehen wird." *)

Göschen feilschte wirklich nicht, und ein Abzug von den 2000 Talern wurde weder gefordert noch gewährt. Einige Erörterungen fanden statt betreffs künftiger Ausgaben und der Zahl der Freiexemplare, aber schon am 6. Juli konnte Goethe an seine teuerste Freundin, Frau von Stein, schreiben:

„Mit Göschen bin ich wegen meiner Schriften einig, in einem Punkte habe ich nachgegeben; übrigens hat er zu allem ja gesagt." **)

Der Dichter war augenscheinlich mit dem Resultat zufrieden. Wieland hatte ihm gleichfalls zu dem vorteilhaften Geschäftsabschluß gratuliert, wie Bertuch an Göschen schrieb, und so „sei die Ratifikation der Artikel gesichert".

Den Wortlaut des Kontraktes wird man weiter unten finden; indessen verdienen zwei Punkte in Goethes Erklärung

*) Goethe Jahrbuch II, 395 ff.

**) Goethes Briefe an Frau von Stein, III, 267. Siehe auch „Grenzboten" von 1881, I, 118 f.

besonderer Erwähnung, da sie in der Folge eine sehr wichtige Rolle spielen. Der Dichter hatte seine Bedingungen in der Überzeugung gestellt, „daß man auf eine zweite Auflage nicht rechnen dürfe", und „daß er Göschen mit Bezug auf die Stärke der Auflage nicht einschränken wolle."

Die Gründe, die Goethe bewogen, eine vollständige Ausgabe seiner Werke zu veranstalten, sind leicht zu verstehen. Obschon ein langer Zwischenraum verstrichen war, seit er dem Publikum ein neues Werk seiner Feder geschenkt, so war er doch nicht ganz und gar träge gewesen. Einige schöne Bruchstücke, die leider Bruchstücke geblieben waren, hatte er geschrieben. Andere Stücke hatte er in Weimarer Kreisen vorgelesen oder auf der Weimarer Bühne aufführen lassen. Es war daher natürlich, daß er eine Anstrengung machen sollte, diese Arbeiten zur künstlerischen Vollendung und Vollkommenheit zu bringen, während zu gleicher Zeit die pekuniären Hilfsquellen, welche er in dem so angesammelten Material besaß, nicht zu verachten waren, insbesondere angesichts seiner bevorstehenden Reise nach Italien.

Im Interesse des Dichters sowohl als des Verlegers hielt man es übrigens für geraten, das Publikum durch Goethe selbst endgültig über die Gründe der bevorstehenden Herausgabe und über ihre volle Bedeutung aufklären zu lassen. Dies war auch deshalb nötig, weil Pränumeranten gesucht wurden, noch ehe die acht Bände in der Hand des Rezensenten waren. So kam man überein, daß Goethe einen ostensiblen Brief schreiben sollte, in welchem alles so klar wie möglich dargelegt, und daß dieser Brief in die buchhändlerische Anzeige des neuen Verlagsartikels eingeschaltet werden solle. Der Briefentwurf, über den Goethe und Bertuch sich einigten, hatte folgenden Wortlaut:

„Ihnen sind die Ursachen bekannt, welche mich endlich nöthigen, eine Sammlung meiner sämmtlichen Schriften, sowohl der gedruckten als auch der ungedruckten, herauszugeben.

Von der einen Seite drohte wieder eine neue Auflage, welche, wie die vorige, ohne mein Wissen und Willen veranstaltet zu werden scheint, und jener wol an Druckfehlern und andern Mängeln und Unschicklichkeiten ähnlich werden möchte; von der andern Seite fängt man an, meine ungedruckten Sachen, wovon ich Freunden manchmal eine Kopie mittheilte, stückweise ins Publikum zu bringen.

Da ich nicht viel geben kann, habe ich immer gewünscht, das Wenige gut zu geben, meine schon bekannten Werke des Beifalls den sie erhalten, würdiger zu machen; an diejenigen, welche geendigt im Mstrpt. daliegen bei mehrerer Freiheit und Muße den letzten Fleiß zu wenden, und in glücklicher Stimmung das unvollendete zu vollenden. Allein dies scheinen in meiner Lage fromme Wünsche zu bleiben; ein Jahr nach dem andern ist hingegangen und selbst jetzt hat mich nur eine unangenehme Nothwendigkeit zu dem Entschluß bestimmen können, den ich dem Publiko bekannt gemacht wünschte. Sie erhalten in dieser Absicht eine Vertheilung meiner sämtlichen Arbeiten in acht Bänden . . . Von den vier ersten Bänden kann ich mit Gewißheit sagen, daß sie die angezeigten Stücke enthalten werden; wie sehr wünsche ich mir aber noch so viel Raum und Ruhe, um die angefangenen Arbeiten, die dem 6. und 7. Band zugetheilt sind, wo nicht sämtlich, doch zum Theil vollendet zu liefern, in welchem Falle die vier letzten Bände eine andre Gestalt gewinnen würden. Das übrige werden Sie nach Ihrer gefälligen Zusage gütigst besorgen." *)

Diesen Entwurf sandte Bertuch an Göschen, zugleich mit der Skizze einer Ankündigung der Goetheschen Werke, soweit sie ohne des Verlegers Berechnungen aufgesetzt werden konnte. Goethe hatte diese gelesen und gebilligt; Göschen sollte nur noch die vom Publikum zu zahlenden Preise ausfüllen nach genauer Berechnung der Herstellungskosten und dann hinzu-

*) Öfters gedruckt; unter andern in Biedermann, Goethe und Leipzig, II, 100 f. Vgl. jedoch Goethe Jahrbuch V, 347.

fügen, was er für notwendig erachtete. Von dieser Freiheit machte er, wie wir in der Folge sehen werden, den ausgiebigsten Gebrauch.

Der Preis, den Göschen berechnete, war 6 Taler 16 Groschen für Abonnenten und 8 Taler für die übrigen. Die Sortimenter sollten $33^1/_3$ Prozent erhalten.

Daneben legte Bertuch Göschen noch andre Fragen vor betreffs der Stärke und der Form der verschiedenen Auflagen, der Zeit ihrer Fertigstellung und ganz besonders der Maßnahmen gegen den Nachdruck. Von der unerträglichen Frechheit und dem schändlichen Erfolg, mit dem Bücher in allen Teilen Deutschlands nachgedruckt wurden, wird weiter unten die Rede sein. Hier genüge es zu sagen, daß die Nachdrucker sicherlich auch sofort dieser wichtigen Sammlung sich bemächtigen würden. Sogenannte Privilegien mußten in Dresden, Wien und Berlin als eine Art Schutz nachgesucht werden; aber diese waren gänzlich ungenügend, um das Interesse des rechtmäßigen Verlegers zu sichern. Mehr versprach man sich von schlauen Gegenmannövern.

Wie schon erwähnt, war man mit Goethe übereingekommen, eine Ausgabe in klein Oktav und eine schöne in groß Oktav zu drucken. Aber Bertuch und Göschen hatten augenscheinlich noch eine Ausgabe besprochen mit der besonderen Absicht, durch außerordentliche Billigkeit und die Ähnlichkeit mit nachgedruckten Ausgaben die Nachdrucker irre zu führen und in in diesen Herren die Idee zu erwecken, irgend ein Genosse sei ihnen zuvorgekommen und habe eine ordinäre Auflage zu so billigem Preise hergestellt, damit Käufer des rechtmäßig publizierten Werkes dadurch abgeschreckt würden.

Während Bertuch deutlich genug vorschlug, nichts darüber verlauten zu lassen, woher diese Ausgabe stamme, und den Namen nicht auf dem Titelblatt zu drucken, bin ich doch nach einer Prüfung der betreffenden Bände zu der Gewißheit gelangt, daß sie von Göschen selbst in der hergebrachten Weise angekündigt und veröffentlicht wurde.

Als ein Mann der Welt fragte Bertuch ferner an: „Billigen Sie meine Idee die Namen der Subscribenten zu drucken? So wenig ich jetzt mehr darauf halte, so bin ich doch hier noch dafür; denn ich bin sicher, daß in diesem Falle grade Mancher und Manche aus Eitelkeit mit subskripirt, wenn er weiß, daß er gedruckt wird."

Hierzu lautet die Randbemerkung meines Großvaters: „Ganz richtig"; und der Druck erfolgte.

Bertuchs Brief hatte sich mit einem am 30. Juni von Göschen geschriebenen gekreuzt. Hierin zeigte er sich voller Eifer: „heute Nachmittag reisse ich mich von allem los um Ihnen den Sonntag das ganze Arrangement des Avertissements und die Götheſche Sache berichtiget senden zu können .. den 16. Juli steuere ich ab nach Töplitz, Karlsbad, Prag, Brünn, Wien, um den ganzen Böhmischen Adel und die Gäste der beiden frequentesten Bäder bestreichen zu können."

„Mir liegt sehr am Herzen", fügt er hinzu, „daß ich auch Göthes Avertissement noch mit weg bringe. Ums Himmels willen sorgen Sie dafür. Ich will das merkantilische hier hinzusetzen und dann drucken lassen. Die wichtigsten Punkte sind:

1, daß das Publikum erfährt, die bisherige Ausgabe seiner Werke erkenne der Verfasser nicht für Ausgaben seiner Hand. Diese aber sei von diesem selbst veranstaltet. Das muß Göthe bezeugen.

2, daß das Publikum anjetzt die Göthenschen Werke theils in ganz andrer Gestalt, theils vermehrt und viele noch nicht gedruckte Sachen erhalte . . ."

Diese Punkte waren bereits in dem Entwurf, der von Weimar unterwegs war, erledigt.

Aber noch eine andere Frage beschäftigte den Verleger: Würde es möglich sein für die Werke in England und Frankreich einen Markt zu finden?

„Wegen Göthes Werke im Französischen", lautet der Brief weiter, „muß ich erst mit de la Garde sprechen. —

Ohne einen Compagnon, der französischen Handel treibt kann ich und ein andrer deutscher Buchhändler nichts mit den Franzosen machen. Ihr Grundsatz ist den Ausländer nicht mit Geld sondern mit Bücher (!) zu bezahlen, von dem Ausländer aber keine Bücher zu nehmen, sondern Geld. Dabey kommt der Ausländer sehr schlecht zu rechte.

Ich wollte, ich könnte nach England. Dort glaube ich wäre mehr mit Göthens Werke zu machen. Weil Werther auch dort ein gewaltiges Fieber der Empfindsamkeit erregt hat. Wie viel Imitationen sind vom Werther nicht erschienen!"

Aus diesem Plan ist, wie es scheint, nichts geworden. In demselben Briefe kündigt Göschen schließlich seinen Entschluß an, vorläufig die Ausgabe in groß Oktav nicht zu drucken; dagegen solle die gewöhnliche Ausgabe in 4000 Exemplaren*) gedruckt werden, wobei er auf 1000 Subskribenten rechnete, und daß die billige Reserveausgabe in 2000 Exemplaren erscheinen solle. Über diesen Punkt sollte jedoch noch eine Zeitlang Schweigen beobachtet werden.

„Und nun", ruft er in einem späteren Briefe aus, „sind meine Sorgen angegangen. Ich sorge für 2000 Thaler, Körner muß ebenso viel schaffen, und Sie haben auch die Güte, dafür zu sorgen. Jeder liefert zu Michaelis 1000 Thaler und das andere zu Neujahr." Papierlieferanten, Drucker und Kupferstecher mußten bar bezahlt werden, und Goethe hatte die ungewöhnliche Bedingung gemacht, daß jedes Paket mit Manuskripten dem Verleger nur dann ausgehändigt werden solle, nachdem das Honorar dafür seinem Agenten ausgezahlt sei.

Als Körner in Dresden hörte, daß sein Geschäftsteilhaber in seinen Unterhandlungen mit Goethe Erfolg gehabt hatte, war seine Freude groß, als aber Göschen etwas später sich an ihn wandte und um finanzielle Unterstützung in Gestalt von 2000 Talern bat, die seinen Anteil ausmachten, da die

*) Die Zahl wurde schließlich auf 3000 reduziert.

Auslagen für das vorhandene, geringe gemeinsame Kapital viel zu groß waren, da mußte er, dem keine überflüssigen Mittel zu Gebote standen, sich eine Bedenkzeit ausbitten, obwohl es ihn ebenso zu dem Unternehmen drängte wie seinen Freund. Daß sie ein solches Geschäft nicht ablehnen konnten, darüber bestand kein Zweifel, die einzige Frage war, wie man sich am besten die Mittel zu dessen Durchführung verschaffte.

Abgesehen von finanziellen Fragen, war also die Sache in vollem Gange, und Anfang Juli wurde durch die Veröffentlichung folgenden „Avertissements" an das Publikum, das wir als eine literarische Merkwürdigkeit im Wortlaut wiedergeben, der entscheidende Schritte getan:

Des
Herrn G. R.*) von Göthe zu Weimar
sammtliche Werke in acht Bänden
Bey Georg Joachim Göschen in Leipzig.

„Ohnstreitig wird dem Publico die Nachricht sehr angenehm seyn, daß der Herr Geheime Rath von Göthe zu Weimar sich entschlossen hat, eine vollständige Ausgabe seiner sämmtlichen Werke zu besorgen und in meinem Verlage herauszugeben. Lange schon wünschten seine Freunde und die Verehrer seiner Muse in und außer Teutschland diesen Entschluß, und das Publikum sehnte sich nach mehreren Werken von dem Schriftsteller, den es schon von Anfange her unter seine Lieblingsdichter gestellt hatte; man raffte daher ohne sein Wissen zusammen, was man nur von ihm fand, oder glaubte, daß es von ihm seyn könne, druckte, und so entstanden die sogenannten Sammlungen seiner Werke, darin Sachen zusammengestellt wurden, die er theils nicht für seine Arbeiten anerkannt hatte, theils offenbar andern Verfassern zugehörten; und überdieß nicht zur Hälfte complet

*) Geheimer Rat (!)

waren, weil das Meiſte von des Herrn Verfaſſers Schriften bis jetzt noch ungedruckt lag.

Es ſind eigene Veranlaſſungen, welche den Herrn Geheimen Rath von Göthe zu dem Entſchluß bewogen, ſich der Kinder ſeiner Muſe ſelbſt anzunehmen, und dem Publico die erſte, ächte und vollſtändige Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke von eigener Hand zu ſchenken. Er erklärt ſich ſelbſt ausführlich darüber in einem Briefe an einen Freund, und es iſt mir erlaubt von folgender Stelle daraus öffentlichen Gebrauch zu machen."

Hier folgt der Auszug aus Goethes bereits zitiertem Schreiben: „Ihnen ſind die Urſachen bekannt" uſw. und dann fährt Göſchen fort:

„Da dieſe ausführliche Erklärung des Herrn Verfaſſers — welche zugleich das ſicherſte Certifikat über die Ächtheit und meinen rechtmäßigen Beſitz dieſer Ausgabe iſt — mich aller übrigen Erläuterung über die innere Einrichtung überhebt, ſo will ich blos das noch hinzufügen, was ich als Verleger dem Publiko dabey zu ſagen habe.

Ich werde alles Mögliche thun, daß dieſe vortreflichen Werke auch ein ihrem innern Werth entſprechendes Äußere erhalten. Der Herr Verfaſſer hat klein Oktav zum Format gewählt. Sie ſollen daher in ſolchem Format mit ganz neuen deutſchen Schriften gedruckt, mit 8 Kupfern von Chodoviecki und 8 Vignetten von Meil geziert werden.

Ohngeachtet ich ſie mit Röm. Kayſerl., Kön. Preuſſ. und Churf. Sächſ. allergnädigſten Privilegiis drucken werde, ſo finde ich doch nöthig mich bey dieſer Unternehmung gegen die Räubereyen unſerer ehrloſen Nachdrucker, welche auf dieſe Beute gewiß lauern werden, durch den Weg der Subſcription zu decken. Ich bin gewiß, der vortrefliche Herr Verfaſſer hat zu viele Freunde und Verehrer in und außer Teutſchland, als daß nicht viele davon, deren Zeit und Geſchäfte es erlauben, ihm dies Zeichen ihrer Hochachtung gern geben, Subſcribenten zu Sicherung dieſer Ausgabe ſammeln

und mir gütigst melden sollten. Die Subscribentenliste wird dem letzten Bande beygefügt werden.

Der Subscriptionspreiß dieser Ausgabe in klein Oktav für alle 8 Bände, wovon jeder ohngefähr ein Alphabet*) stark werden wird, und wovon vier Bände auf Ostern und die andern vier zwischen Johannis und Michaelis 1787 geliefert werden, ist 6 Rthlr. 16 Gr. in Louisd'or à 5 Rthlr. oder Ducaten à 2 Rthlr. 20 Gr.

Der Subscriptionstermin bleibt bis Ostern 1787 offen, mit Ende der Jubilate Messe aber kostet das Werk 8 Rthlr. im Ladenpreiß.

Die Herren Subscribenten erhalten das Buch nicht allein wohlfeiler, sondern auch den Vortheil der ersten Abdrücke der Kupferplatten, welches ich als ehrlicher Mann verspreche. Den Liebhabern guter Kupfer kann dieses Versprechen bey einer etwas starken Auflage nicht gleichgültig seyn. Die Zahlung der Subscription wird in der Ostermesse 1787 gänzlich entrichtet, und ohne den Empfang der Gelder kein Exemplar abgeliefert.

Ich ersuche alle Liebhaber der Göthenschen Muse, welchen dieses Avertissement zu Gesichte kommt, entweder sich bei mir unmittelbar, oder bey den Buchhandlungen ihres Orts, oder in Ermangelung derselben, bey den löblichen Postämtern wegen der Subscription zu melden. Die Herren Buchhändler und die löblichen Postämter bitte ich die Subscription anzunehmen, und verspreche erstern von der Subscription den völligen Rabat welchen ich ihnen von meinen übrigen Verlagsartikeln, die nicht auf Subscription gedruckt sind, gebe, und letztern eine namhafte Vergütung für ihre Bemühung."

Mit dem Mangel an Gleichgewicht und dem Mangel an der Erkenntnis dessen, was sich paßt und geziemt, der das

*) Jeder Druckbogen wurde damals am Fuß der ersten Seite mit einem Buchstaben des Alphabets gekennzeichnet, die sogenannte Signatur. Nur die Buchstaben J, V und W wurden ausgelassen, sodaß das „Alphabet" aus 23 Signaturen oder 368 Oktavseiten bestand. G.

ſonſt ſo klare Auge meines Großvaters trübte, ſobald die Viſion des Nachdruckes ihn zur Verzweiflung brachte, fügte er noch den folgenden Zuſatz bei:

„An die Herren Nachdrucker.

Ich kann es mir zwar leicht vorſtellen, daß die hier angekündigten Werke auch eine ganz artige Spekulation für Sie ſeyn werden; allein erlauben Sie mir doch, meine Herren, Ihnen ehe Sie zum Werk ſchreiten, die Verſicherung zu geben, daß ich auch ſchon ganz artige Maßregeln gegen Sie genommen habe, und Muth genug beſitze mit Aufopferung meines ganzen Vortheils Ihre Hofnungen zu Waſſer zu machen, wenn Sie mich in meinem rechtmäßigen Erwerbe durch Ihre unrechtmäßige Induſtrie zu ſtöhren gedenken. Beſitzen Sie noch einigen guten Namen in der Welt, ſo heben Sie ihn gewiß durch eine ſolche Unternehmung gänzlich auf. Sie ſollen ſo blamirt werden, daß Ihr eigenes Weib, Ihr eigenes Kind Sie mit Verachtung anſehen und kein ehrlicher Mann mit Ihnen aus einem Kruge trinken ſoll.

Leipzig, im Monat Julius 1786.

Georg Joachim Göſchen."

Bald nachdem Göſchen dieſes „Avertiſſement" in die Welt geſandt, eilte er nach Karlsbad, in der Hoffnung, Goethe, wie verabredet, dort zu treffen. Aber eine große Enttäuſchung wartete ſeiner. Goethe kam nicht, und Göſchen reiſte nach Wien ab, ohne ihn geſehen zu haben. Er ſchrieb darüber an Bertuch:

„Acht Tage habe ich in Carlsbad nach Göthen in tödlicher Unruhe ausgeſehen. Endlich fand ich eine Gelegenheit nach Prag, und am nehmlichen Tage, da ich abgereiſet bin, iſt Göthe angekommen."

Aber der Prospektus war überall verteilt worden. „Unsre Avertissements", so heißt es in demselben Briefe, „sind in alle Hände gekommen durch den Aufseher des Sprudels. Göthen habe ich ein Billet und 1000 Avertissements hinterlassen."

Es war ein Mißgeschick, daß Göschen durch die um einige wenige Stunden verspätete Ankunft Goethes auf eine persönliche Begegnung verzichten mußte. Es wäre interessant gewesen von dem Eindruck zu hören, den dieser große Geheimrat, eine von Göschens intimen Freunden und andern Bekannten so durchaus verschiedene Natur, auf ihn persönlich hervorgebracht hätte, und gleichfalls zu erfahren, ob meines Großvaters liebenswürdige Umgangsformen, die ihn in ein paar Jahren so weit gebracht hatten, und denen die Verfasser vieler Biographie-Notizen Gerechtigkeit widerfahren lassen, auch die Gunst des stolzen Dichters gewonnen. Wie dem auch sei, wir besitzen keinerlei Aufzeichnungen über eine Begegnung zwischen diesen beiden Männern zu irgend einer Zeit, und ihr Verhältnis zueinander blieb ein rein geschäftliches.

Ehe Goethe Karlsbad verließ, schrieb er einen Brief an Göschen und schloß eine Abschrift des Kontraktes für ihn ein zum Unterschreiben. In diesem waren die Bedingungen ihrer Übereinkunft aufgenommen. Sicherlich haben diese Schriftstücke das Herz des Verlegers mit Genugtuung erfüllt. Der am 2. September geschriebene Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Es thut mir leid, daß ich nicht mehr das Vergnügen gehabt habe Sie in Carlsbad zu sehen, besonders da ich den Morgen, da Sie abreisten, Ihnen unbewußt schon angekommen war, und ich schreibe gegenwärtiges vor meiner Abreise aus dem Carlsbade um Sie von der Lage unsers Negotii völlig zu unterrichten.

Da ich noch eine kleine Reise vorhabe und nicht bestimmt weiß, wann ich nach Hause zurückkehre, so habe ich den

Cammer-Calculator Seidel in Weimar, der Ihnen auch dieſen Brief übermachen wird, völlig unterrichtet und ihm deshalb die nöthigen Aufträge gegeben. Es hat derſelbe den erſten und zweyten Band in zugeſiegelten Packeten ſchon in Händen, und wird Ihnen ſelbigen gegen Erlegung des vierten Theils des honorarii aushändigen. Am erſten Band fehlt nur noch die Zueignung ans Publikum, die aber höchſtens einen Bogen ſtark und ganz zuletzt mit dem Titel gedruckt werden kann; auch können die Seitenzahlen mit römiſchen Zahlen bezeichnet oder auch ganz und gar weggelaſſen werden. Die zwey folgenden Bände können um Michaelis, wenigſtens bald nach Michaelis, abgeliefert werden und Sie möchten ſolche alsdann vielleicht noch nicht einmal brauchen. Wegen der vier letztern haben wir bis Oſtern Zeit und es wird ſich dann davon reden laßen. Gegen Neujahr werd ich ſchon ſagen können wie es damit werden kann. Ich habe keine ſonderliche Luſt die Stücke, wie ſie angezeigt ſind, unvollendet hinzugeben, weil dann doch am Ende wenig Dank davon zu erwarten iſt. Genug, was an mir liegt, nun auch die vier letzten Bände intereſſant zu machen, ſoll gewiß nicht fehlen.

Ich lege verſchiedene Bemerkungen hier bey, die Bezug auf den Druck haben; machen Sie davon beliebigen Gebrauch, ein kluger Korrektor muß am Ende doch das beſte thun.

Käme ja ein Fall vor, über den man ſich nicht zu entſcheiden wüßte, ſo erſuch ich Sie deshalb, direckt bey dem Herrn Generalſuperintendent Herder in Weimar anzufragen. Da ich nicht immer zu Hauſ' bin, ſo möcht' es einen Aufenthalt machen, er wird entweder mit mir über die Sache reden, oder ſie ſelbſt entſcheiden, welches ich zum Voraus alles genehmige.

Eben ſo bitt' ich auch, die Proben des Drucks, und in der Folge die Aushängebogen an Hrn. Generalſuperintendent zu überſchicken.

Es liegt auch hier eine Abſchrifft des Contraktes bey welche Sie gefällig unterſchreiben und gegen ein andres

Exemplar, welches von meiner Hand unterschrieben in des Cammer Calculators Seidels Händen ist, auswechseln werden."*)

Der Vertrag mit Göschen lautete folgendermaßen:

Der Herr Geheimrath von Göthe giebt dem Buchhändler Herrn Georg Joachim Göschen in Leipzig seine Schriften in Verlag und zwar folgendermasen:

1.

Die nunmehr gedruckte und hierbey geheftete Ankündigung enthält das Verzeichniß derjenigen bisher sowohl gedruckten als ungedruckten Schriften, von welchen Herrn Göschen der Verlag zugesichert wird; sie enthält auch das bedingte Versprechen, daß der Verfaßer wenn es ihm an Muße nicht fehlen sollte, das möglichste thun wird um den vier letzten Bänden eine vollkommenere Gestalt zu geben, als es der Anzeige nach geschehen würde. Es versteht sich von selbst, daß alsdann, wenn einige der noch unvollendeten Stücke vollendet würden, andere dagegen aus der Sammlung bleiben müßten, wovon man gegenwärtig jedoch nichts sagen kann; genug, daß es des Verfaßers Absicht ist, die vier letzten Bänden denen vier ersten an innerm Gehalt soviel als möglich gleich zu machen.

2.

Die zwey ersten Bände liegen zur Ablieferung bereit; zwey können um Michaelis abgeliefert werden, die vier letztern verspricht man nicht vor Ostern, doch wird man es sich durchaus zur Pflicht rechnen, den Herrn Verleger nicht aufzuhalten.

3.

Überhaupt möchten drey Bände gedruckter, fünfe ungedruckter Schriften gerechnet werden können.

---

*) Goethes Werke, Weimr. Ausgabe, Abteilung IV (Briefe) Bd. VIII, S. 14 f.

4.

Dafür erhält der Herr Verfaſſer überhaupt: Zweitauſend Rthlr. in Louisd'or zu 5 Rthlrn. welches Honorarium gegen das Manuſcript, wie ſolches abgeliefert wird, theilweiſe zu bezahlen iſt.

5.

An jeder künftigen Auflage behält der Autor ſein Recht und zwar

1. daß keine ohne ſein Wiſſen und Einwilligung gemacht werden kann,

2. daß ihm jeder Bogen Druck mit Einem Louisd'or neuere zukommende Aufſätze mit 3 Louisd'ors bezahlt werden.

3. Vergreift ſich aber eine neue Ausgabe innerhalb drei Jahren und iſt ſie 2000 ſtark, ſo zahlt der Verleger oder ſeine Erben an den Verfaßer oder ſeine Erben $2^1/_2$ Rthlr. von den ſchon gedruckt geweſenen Werken nach.

4. Wäre die erſte oder irgend eine folgende Ausgabe vergriffen, und es wäre die Convenienz des Hrn. Göſchen oder ſeiner Erben nicht, eine neue zu veranſtalten, ſo bleibt es dem Herrn Verfaßer oder den Seinigen unbenommen einen andern Verleger zu ſuchen.

6.

Das Format iſt wie das vorige Himburgiſche, klein Oktav mit deutſchen Lettern, neue Schrift auf ſchönes Schreibpapier ſauber und geſchmackvoll gedruckt. Die Anzahl der Exemplarien verlangt der Verfaßer nach geendigtem Druck zu wiſſen, ob er gleich den Verleger nicht einſchränken will.

7.

Ingleichen giebt der Herr Verfaßer zu, daß eine Auflage in groß Oktav für Liebhaber ſchöner Exemplare gedruckt werde, zu welcher er ein nochmals genau revidirtes Exemplar der kleinen Aufgabe dem Herrn Verleger zuſtellen wird,

damit auch der geringſte Fehler, der ſich allenfalls in die kleinere Auflage einſchleichen könnte, aus der großen entfernt bleibe. Wie ſtark die große Auflage gemacht worden, wird dem Verfaßer nach deren Beendigung angezeigt.

8.

Von jeder dieſer beyden Auflagen bedingt ſich der Verfaßer Vierzig Exemplare aus, zwanzig auf Holländiſch Papier und zwanzig auf ordinäres Schreibpapier, zuſammen achtzig Exemplare, in engliſchem Band, jeden Band beſonders gebunden.

9.

Übrigens überläßt der Verfaßer die Einrichtung des Drucks und die Verſchönerung des Werkes ganz dem Verleger; doch wünſcht er einige Proben von Proſa und Verſen gedruckt zu ſehen; dazu der Verleger einige Stellen nach Belieben wählen kann.

10.

Seine folgenden Schriften wird der Hr. Verfaßer Hrn. Göſchen vor Andern anbiethen, behält ſich aber nach den Umſtänden vor deshalb beſondere Bedingungen zu machen.

11.

Nach vollendeten (sic) Druck werden die Manuſcripte in welchem Zuſtand ſie auch ſeyn mögen, dem Herrn Verfaßer zurückgegeben.

So geſchehen, Carlsbad, d. 2. Sept. 1786.

J. W. von Goethe.

So war denn die Unterſchrift des großen Dichters unter einen Vertrag geſetzt, der meinem Großvater die Verbindung mit dem hervorragendſten deutſchen Schriftſteller ſicherte. Allerdings hatte er damit auch ein ſehr ernſtes Riſiko auf ſich genommen. So berühmt Goethe war, ſo war es doch ſehr

zweifelhaft, ob eine ſtarke Nachfrage nach den geſammelten Werken in acht Bänden zum Ladenpreiſe von acht Talern ſtattfinden werde. Und doch war wohl Goethes Äußerung aus ſpätern Tagen übertrieben, wenn er im Hinblick auf die Zeit der Ankündigung der Göſchenſchen Ausgabe meinte, das große Publikum habe ihn damals nicht mehr gekannt und nichts mehr von ihm gewünſcht. Sein Name war hoch geehrt in ganz Deutſchland, und doch lag eine Wahrheit in dieſer nachträglich geäußerten Anſicht, nämlich die, daß man von dem, was der Dichter noch ſchaffen würde, außerhalb des literariſchen Kreiſes, der zu urteilen imſtande war, und der das Zutrauen zu ihm und ſeiner Schaffenskraft niemals verloren hatte, keine großen Erwartungen mehr hegte.

Außerdem war es klar, wie das auch Goethe ſelber fühlte, daß gerade die Form deſſen, was man dem Publikum in der Ankündigung darbot, einem durchſchlagenden Erfolge im Wege ſtand.

Vieles war, obſchon umgeſtaltet und revidiert, doch nicht neu, während Göſchen für alles bezahlte, als wäre es neu. Alles war, wie Goethe ſich ausdrückte, „in eine Brühe geworfen“. Anderes war wieder nur in fragmentariſcher Form verſprochen, ohne die feſte Zuſage einer ſpäteren Vollendung. Der Leſer möge ſich den Inhalt der Bände ins Gedächtnis zurückrufen:

Sechſter Band: Egmont, unbeendet; Elpenor, zwei Akte.

Siebenter Band: Taſſo, zwei Akte; Fauſt, ein Fragment. Uns, denen dieſe Titel wundervolle Meiſterwerke vergegenwärtigen, Edelſteine, die ſelbſt in nicht vollendeter Faſſung immer noch als die glänzendſten Juwelen im Diadem eines Dichters ſcheinen würden, uns, ſage ich, dürfte es vorkommen, als ſei ſchon die bloße Ankündigung dieſer Bruchſtücke verlockend genug. Aber die Ankündigung hatte nur einfach den frommen Wunſch ausgeſprochen, daß mehr Raum und Ruhe den Dichter in den Stand ſetzen möchten, die angefangenen Werke vollendet abzuliefern, und Göſchen fand ſehr bald heraus, daß dieſe Ungewißheit den Wert ſeines Kaufes als einer kommerziellen Spekulation beträchtlich verminderte.

Diese Furcht drückte er auch Bertuch gegenüber in einem etwas später geschriebenen Briefe aus. „Göthe hat mir durch das Avertissement, die Schriften unvollendet zu liefern, einen bösen Streich gespielt. Es thut mir bey den Subscribenten vielen Schaden.“*) Im Februar 1787 jedoch konnte Göschen mit Goethes Genehmigung eine beruhigende Ankündigung betreffs der Vollendung der in dieser Ausgabe enthaltenen Stücke publizieren.

Indessen bleibt es richtig, daß der Vertrag, den Göschen mit sich nach Leipzig brachte, trotz aller seiner Schattenseiten den Grundstein zu den Erfolgen der Firma legte, und es wäre ganz natürlich gewesen, wenn er stolz über den Erfolg seines Unternehmens, zu seinem Teilhaber Körner in Dresden geeilt wäre, um mit ihm ein Ereignis von so großem und bleibendem Interesse zu feiern. Aber ohne ein genügendes Personal, um das Geschäft während seiner Abwesenheit fortzuführen, und daher gezwungen, demselben ohne den geringsten Verzug, seine persönliche Aufmerksamkeit zu widmen, und völlig durch die Pflichten gegen seine Geschäftsfreunde in Anspruch genommen, möglicherweise auch aus Mangel an Rücksicht, verabsäumte er es, seinen Freunden Körner und Schiller, die ungeduldig auf Nachricht warteten, das Resultat seiner Reise sofort mitzuteilen.

Übrigens war Göschens Besuch in Wien, wohin er sich von Carlsbad aus mit dem hauptsächlichen Zwecke begeben hatte, um ein Privilegium für das Reichsgebiet für Goethes Schriften zu erlangen, höchst befriedigend abgelaufen. Das Privilegium wurde erwirkt. Aber auch nach andern Richtungen hin ermunterte und spornte ihn alles, was er dort sah und hörte, an. Er hatte Empfehlungsbriefe von Wieland und seinem Schwiegersohn Professor Reinhold**), einem Österreicher von Geburt, mitgebracht.

*) D. 29. Okt. 1786. Siehe Goethe Jahrbuch II.

**) K. Leonhard Reinhold, 1758—1832, ein bedeutender Philosoph, Professor in Jena und Kiel.

„Da nun auch die Zeit Ihrer vorhabenden Reise heranrückt", schrieb Wieland am 30. Juni 1786, „so übersendet Ihnen mein Reinhold beyliegenden Brief, mehr als ein Zeichen der ungemeinen Hochschätzung und Liebe, so Sie ihm eingeflößt haben, als ob er glaubte, daß Sie etwas anderes als Ihre eigenen persönlichen Eigenschaften nöthig hätten, um in jedem edlen und guten Menschen überall wo Sie hinkommen einen Freund zu erwerben. Der Himmel geleite Sie und segne alles, was Sie unternehmen."

Diese Empfehlungsbriefe leisteten Göschen die größten Dienste; sie erleichterten ihm die Erreichung seiner Zwecke und sicherten ihm für seine Person eine vortreffliche Aufnahme, deren er übrigens durch die Anziehungskraft seines eigenen Wesens, wie schon gesagt, allenthalben gewiß war.

Nach seiner Rückkehr erwähnt er Wieland gegenüber in einem Briefe verschiedene Wiener literarische Größen und erzählt dann weiter:

„Alle diese und viele andre wackere Männer in Wien tragen Ihr Bild mit unglaublicher Liebe und Achtung in ihrem Herzen. Es ist eine wohlthuende Bemerkung: in jenem Theile Teutschlands statt der hiesigen Kälte oder Kühle, einen feurigen Enthusiasmus unter allen Ständen von großen und kleinen, von hohen und niedrigen Menschen für die verdienstvollen Männer unter den deutschen Schriftstellern zu sehen. Archenholz und Meißner wurden allenthalben mit einer Achtung und Zuvorkommung behandelt, welche sie in keiner andern Stadt Deutschlands würden haben erwarten können. Sie, mein theuerster Herr Hofrath, würde man auf den Händen tragen." *)

Ich weiß nicht, bis zu welchem Grade diese große Begeisterung Göschens für den literarischen Ton der Kaiserstadt gerechtfertigt war; doch fehlt es auch nicht an anderen Berichten, welche das wachsende Interesse für das Schriftstellertum innerhalb ihrer Mauern bezeugen; ja, man hatte seit einigen Jahren die Hoffnung groß gezogen, Wien würde

*) [November 1786.]

sich zu einem zweiten Paris entwickeln, wo alle genialen Menschen sich zusammenfänden, und wo eine Akademie der Wissenschaften gegründet werden könne. Winckelmann war dort mit Wärme willkommen geheißen worden, man hatte Lessing dahin eingeladen, und Klopstock ward vom Kaiser Joseph durch Gunstbezeugungen ausgezeichnet. Auch Wieland hatte einmal die Idee gehabt, dorthin auszuwandern, aber er wie andre waren bald zu der Überzeugung gelangt, daß an einem von Pfaffen beherrschten Hofe kein Platz für Freunde der Aufklärung sei. Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse hatte sich dort ein literarischer Kreis von Männern gebildet, und Wieland war es durch die Lebhaftigkeit und Eleganz seiner Schriften gelungen, die Vorurteile der gebildeten Wiener Gesellschaft gegen die Schriftsteller Norddeutschlands zu besiegen. Auch in seinen Briefen an Bertuch gab Göschen seinem Entzücken Ausdruck. Alles erschien ihm größer, kühner, großartiger als in seiner sächsischen Heimat. „Seit vier Tagen bin ich hier", schrieb er von Wien aus am 24. August, „in dem großen Wien, wo Alles, Fluß, Baum, Mensch, Haus mächtig, breit und lang ist. Gott sey Dank, daß ich den Muth hatte, diese Reise zu unternehmen. Ohne sie wäre ich immer nur ein halber Buchhändler gewesen."

Auch in dem Sammeln von Subskribenten zu Goethes Werken in Wien war Göschen erfolgreich; er schreibt schon von 300 Exemplaren sicheren Absatz nach seinem kurzen Aufenthalt, und tat seinen Entschluß kund, keine Gelegenheit zu versäumen, seine Reise nach jeder Richtung hin auszubeuten, und seinem Grundsatz gemäß alles „ganz zu benutzen und nicht halb." Seine Bemühungen galten nicht allein der Goetheschen Angelegenheit; er schloß neue Freundschaften, knüpfte neue Verbindungen an. Unter anderen stellte ihm Alxinger*), ein nicht unbedeutender Dichter, der durch einen

*) Joh. Baptist von Alxinger, 1755—1797. Vgl. „Dichtung und Wahrheit", IV, 171. „Doolin von Maynz, eine Rittergeschichte in zehn Gesängen" erlebte drei Auflagen.

im Jahre 1784 veröffentlichten Band seiner Werke einige Aufmerksamkeit erregt hatte, sein neuestes literarisches Produkt, betitelt „Doolin von Mainz“ zur Verfügung.

Bald nach seiner Rückkehr nach Leipzig jedoch begannen Schwierigkeiten aller Art ihn zu ärgern und zu quälen. Die Entfernung zwischen Rom und Leipzig machte die erforderlichen häufigeren Auseinandersetzungen und Beratungen mit Goethe unmöglich. Anfänglich freilich wurde die schnelle Ankunft von Manuskript dadurch nicht behindert. Die beiden ersten Bände erreichten Göschen zu Anfang Oktober, und da es mit seinen Finanzen grade damals recht schlecht aussah, und doch die Manuskripte, wie wir sahen, gleich bezahlt werden mußten, so war er gezwungen, seine Zuflucht zu Bertuch zu nehmen, der ihm denn auch sofort mit 1000 Talern beisprang.

Es waren aber nicht bloß finanzielle Sorgen, die den Verleger drückten. Ende Oktober schrieb er an Bertuch, er wisse nicht, ob er auf dem Kopf oder auf den Füßen stehe. Die Arbeit hatte sich angehäuft, die Michaelimesse stand vor der Tür, und Zeichner und Kupferstecher raubten ihm seine Gemütsruhe.

„Wollte Gott, Göthe erklährte sich bald über die Wahl der Sujets zu unsern Kupfern“, ruft er in einem Briefe aus, „sonst geht uns Chodowiecki aus dem Garne. Die Pressen werden nun frey. Bald soll die Probe des Druckes erfolgen. Ich weiß nicht, wo Göthe ist.“*)

Diese Druckprobe sollte an Herder gesandt werden; aber Göschen bezweifelte, daß dieser autorisiert sei, eine entscheidende Antwort darüber zu erteilen, ob der Druck Goethes Beifall finde. Er war ungemein begierig, womöglich wenigstens ein vorläufiges Gutheißen zu erwirken, mußte aber in der Zwischenzeit, so gut es eben ging, in der Arbeit fortfahren.

---

*) Siehe Goethe Jahrbuch II, 393 f.

Trotzdem ihm aber die technischen Schwierigkeiten immer neue Mühen und Sorgen bereiteten, ermangelte er nicht, die außerordentliche Schönheit der Dichtungen, die ihm jetzt unter die Augen kamen, in sich aufzunehmen und zu bewundern. „Der ganze Mann ist doch Genie", ruft er einmal aus.*)

Wie Göschen vorausah, hatten Chodowiecki und Meil**) unterdessen andere Aufträge angenommen, da über die Goethesschen so große Ungewißheit bestand. Endlich, Anfang Februar 1787, erreichte ihn ein zweiter Brief Goethes. So viel ich weiß, ist derselbe nicht erhalten, sein Inhalt muß jedoch zu Göschens Beruhigung beigetragen haben, denn am 15. d. M. schrieb er an Bertuch: „Wegen der Kupfer und Vignetten ist schon alles arrangirt, ich wünsche nur, daß ich die aus Rom hätte." Dieser Wunsch ging ein paar Tage später wenigstens teilweise in Erfüllung, indem ein Brief von Herder mit den Platten für Iphigenie und der Anweisung, wo dieselben einzufügen seien, ihn erreichte. „Sie sind sehr schön", schrieb Herder, „und ganz im Geiste des Werkes selbst." Der Schreiber bat dann noch besonders um Beschleunigung des Druckes. Göschen aber bedurfte keiner Anspornung. Was ein Verleger imstande war zu tun, tat er. Er erklärt Bertuch gegenüber, daß er wegen der typographischen Einrichtung jeden Bogen der Goethesschen Werke selbst nachlesen müsse, und am 28. Februar 1787 schreibt er: „Göthe liegt mir so nahe am Herzen. Ich lese jeden Bogen selbst, und würde mich ängstigen, den Buchdruckern die Sache allein anzuvertrauen." ***)

Endlich gegen Ende Februar war das gesamte Material für die vier ersten Bände von Goethe aus Italien bei Göschen

*) In einem Briefe an Bertuch vom 3. Dez. 1786. Vgl. Goethe Jahrbuch II, 398.

**) Chodowiecki, D. Nikolaus, der berühmte Maler und Kupferstecher, wurde 1726 zu Danzig geboren. Er starb als Direktor der Akademie der bildenden Künste zu Berlin im Jahre 1801. Meil war als zierlicher Buchillustrator bekannt (1733—1803).

***) Vgl. Goethe Jahrbuch II.

angelangt, und wir fügen nun einen Brief von Goethe selbst ein, der am 20. Februar in Rom geschrieben wurde.

Rom, den 20. Februar 1787.

„Die vier ersten Bände sind nun bei Ihnen und ich wünsche zu dem Unternehmen Glück. Wie ich Iphigenien umgeschrieben habe, um sie einer guten Aufnahme würdiger zu machen, so bin ich nun beschäftigt, auch den vier letzten Bänden eine andere Gestalt zu geben. Herr General Superintendent Herder wird Ihnen ein Blättchen schicken, wodurch Sie das Publikum von meinem Vorsatze benachrichtigen können. Gegenwärtig arbeite ich an Tasso; dann soll Egmont folgen. Wenn ich es nur irgend zwingen kann, sollen Sie auf Michael wieder zwey Bände haben. Das Publikum wird gerne warten. Wenigstens habe ich von allen Enden her Zuruf, daß ich die Stücke endigen soll.

Meine Reise giebt mir neuen und, wenn ich mein Leben und meine Lebensart betrachte, unendlichen Stoff mit dessen Bearbeitung ich auch nicht säumen werde. So scheint es mir gleich jetzt, daß wir statt acht Bänden zehn haben werden, doch davon läßt sich noch nichts sagen und man schweigt besser davon . . .

Schreiben Sie mir, wie Sie sich befinden, ob Sie sich eine Gattin ausgesucht haben und wie Ihre Unternehmungen gelingen." *)

So durfte denn der gequälte Verleger hoffen, daß alle Hindernisse, die einer sofortigen Ausgabe der ersten vier Bände im Wege standen, hinweggeräumt seien. Wie sich jedoch unglücklicherweise herausstellte, war ein Teil der von deutschen Künstlern gelieferten Arbeit unbefriedigend und verursachte einen weiteren Aufschub. Übrigens aber schien alles damals guten Fortgang zu versprechen, und Göschen sandte, auf ein Billet gestützt, welches Herder von

*) Goethes Werke, Weimar A Abt. IV, Bd. 8, S. 198.

Goethe zur Veröffentlichung erhalten hatte, folgende Notiz an den „Merkur“:

„Den Herrn Subscribenten auf Herrn von Göthes sämmtliche Schriften kann ich nun die angenehme Nachricht geben, daß sie alle die angekündigten Werke erhalten werden. Ein Blatt von des Verfassers eigner Hand wird sie beym Empfang der ersten Lieferung näher davon benachrichtigen. Diese erste Lieferung erscheint in der Ostermesse dieses Jahres 1787 und enthält die Leiden Werthers, sehr vermehrt; Götz von Berlichingen; Stella; Clavigo. Ferner folgende noch nie gedruckten Werke: Die Mitschuldigen, ein Lustspiel in Alexandriner; Iphigenie in Jamben mit drei in Rom gestochenen Kupfern von Oeser; der Triumph der Empfindsamkeit und die Vögel. . .“ *)

Fünf neue Stücke aus Goethes Feder und der außerordentlich populäre Werther in erweiterter Form dürften genügt haben, den Erfolg der Subskription zu sichern. Dennoch war Göschen nach mehreren Hoffnungs- und Zweifelsperioden schließlich enttäuscht. Ein Brief an Bertuch vom 17. März atmet mehr einen erkünstelten Trost als freudige Hoffnung.

„Die Subscription auf Göthe wird zur Ostermesse geschlossen“, schreibt er. „Mann wird und muß die Werke kauffen und wir können den erhöhten Preis auch mitnehmen. . Wir werden in der Osterwoche 1000 absetzen zum Subscriptionspreis, das ist gewiß; oder meine Calculation müßte gewaltig trügen. Diesen Tausenden können wir lauter gute Kupfer geben. Das wird unsern Credit erhalten.“ **)

Wieland hatte schon kurz zuvor sympathische Erkundigungen eingezogen:

„Haben Sie doch die Güte, mir gelegentlich im Vertrauen zu melden, ob die Subscription auf Göthes Werke guten

*) Vgl. „Intelligenzblatt der Allgem. Literatur-Zeitung“, Jena, 1787, Nr. 14.

*) Siehe Goethe Jahrbuch II, 395 f.

Fortgang hat? Es würde mich ungemein freuen, wenn der Muth und Glaube, womit Sie sich in eine so gewagte Unternehmung eingelassen haben, auch nur einigermaßen belohnt wurde. Sie vergessen mich doch nicht unter den Subscribenten?" Hierauf antwortete Göschen:

„Ich habe noch immer große Hoffnung mit Göthe gut zu fahren; daß ich nicht schlecht fahren werde, dafür bin ich schon gesichert. Ich habe dero Nahmen in die Liste schon eingetragen und die Freundschaft, nicht der Kaufmann wird das Exemplar für Sie aussuchen.

Freylich subscribirt das deutsche Publikum nicht so gerne auf Göthens Schriften als auf Geißlers des jüngern seine unsterblichen Werke. Die Subscriptionslisten von beyden werden das zur Ehre Deutschlands beweisen, und den Patrioten wird das Herz darüber schlagen vor Freuden." *)

Einige Beweise der Ermutigung und Anerkennung hatte indessen Göschen doch erhalten. So z. B. schrieb ihm der bekannte Thümmel**), der ihm später sein wichtigstes Werk zur Veröffentlichung anvertraute, ihm aber damals noch fremd war, es habe ihm aufrichtiges Vergnügen gemacht, die Ankündigung der Goetheausgabe zu lesen, und er beeile sich auf sechs Exemplare zu abonnieren; dieselben sollten auf besonders gutem Papier gedruckt sein, eine Liebhaberei, für die er die Extrakosten zu tragen bereit sei.

Die Namen vieler freigebiger Literaturfreunde finden sich auf der nun abgeschlossenen Subskriptionsliste. Diese ist auch deshalb besonders interessant, weil sie uns zeigt, von

*) Die Spalten der „Jenaischen Literaturzeitung" werfen einiges Licht auf diesen Geißler. Die Zeitung nennt ihn einen unbegreiflich schamlosen Papierverderber, den unverschämtesten Skribler und Schmeißfliege. Er verdankte seine zeitweise Berühmtheit, wie es scheint, seinen pikanten Geschichten über Frauen. Es liegt also eine tiefe Verachtung dieser Art des deutschen Patriotismus in dem Sarkasmus Göschens. G.

*) M. A. von Thümmel, bekannter Humorist. Bedeutendstes Werk: „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs".

welcher Seite her die besten deutschen Schriftsteller Unterstützung zu erwarten hatten. Mitglieder verschiedener fürstlicher Familien bewiesen ihren Eifer und ihren literarischen Geschmack, indem sie ihre Namen unter die Förderer des Unternehmens meines Großvaters einrücken ließen, so drei Prinzen von Gotha, zwei von Hessen-Darmstadt, die Herzogin von Sachsen-Meiningen, zwei Prinzen von Mecklenburg-Schwerin, zwei von Anhalt-Dessau und die bekannte Prinzessin Gallitzin.

Dennoch hatte sich die Anziehungskraft dieser vornehmen Namen, von der Bertuch sich so viel versprochen, bis dahin als ein weniger schwer wiegendes Motiv bei dem großen Publikum herausgestellt. Die Ostermesse des Jahres 1787, während der die Ausgabe der ersten vier Bände erfolgen sollte, sah Göschen mit nur 550 Subskribenten statt der erhofften 1000, und er täuschte sich nun nicht länger mit der Hoffnung eines brillanten kommerziellen Erfolges. Die Tatsache blieb aber bestehen: Goethes Name befand sich auf der Liste der jüngsten Leipziger Verlagsfirma. Nun da der Verleger einen so berühmten Schriftsteller gewonnen, brauchte kein andrer Autor vor einer ähnlichen Verbindung zurückzuschrecken; und in glänzenderer Weise konnte Göschens glühender, erst vor einem Jahr geäußerter Wunsch, seine Firma in Verbindung mit einem berühmten Manne zu sehen, der ihr Glanz und Ruhm verleihen würde, nicht erfüllt werden.

Siebentes Kapitel.

Wachsende Sorgen.

September 1786 bis Ostern 1787.

Wir haben im letzten Kapitel erzählt, daß, sobald Göschen nach seiner Wiener Reise die Leitung des Geschäftes wieder in die Hand genommen, er auch unter dem Druck neuer Geldsorgen schwer zu leiden hatte; und sehr zur unrechten Zeit geriet nun auch Körner, sein Kompagnon, auf den er sich verließ, allmählich in finanzielle Bedrängnis.

Als Göschen trotz seiner Rückkehr nach Leipzig seinen Dresdener Freunden immer noch keine Nachricht über sich und sein Vorhaben gab, schickte ihm Schiller am 9. Oktober 1786 einen freundschaftlichen Verweis.

„Mit Ungeduld, liebster Freund, haben wir auf Nachricht von Ihnen gewartet", schrieb er. „Wir wußten schon seit acht Tagen, daß Sie in Leipzig wieder angekommen wären, und keine Zeile von Ihnen und Ihrer Reise. Lassen Sie es uns doch bald hören. Sie wissen, welchen Antheil wir an allem nehmen, was auf Ihr Schicksal Einfluß haben kann."*)

Aber Körner, als der Teilhaber, der das Geld ins Geschäft gegeben hatte, war mit noch größerem Rechte ungehalten, insbesondere, da er voraussah, daß er wieder um Geldmittel angegangen werden würde. Er begann Göschen zu sondieren, mit Bezug auf den äußersten Termin, bis zu

*) Geschäftsbriefe, S. 21.

welchem die Einzahlung der Summe, die er außer dem im Geschäfte bereits angelegten und jetzt auf 4000 Taler erhöhten Kapitale angesichts des Goethe-Unternehmens beizusteuern sich verpflichtet hatte, hinausgeschoben werden könne. Er schrieb zweimal an ihn, ehe er ihm eine Antwort entlockte, die Göschens Besuch in Dresden in Aussicht stellte. Aber der geplagte Verleger konnte keine Muße dazu finden, und einige Zeit verging, ehe die Freunde sich persönlich begegneten. So mußte denn Körner abermals schreiben, und Göschen muß mit einiger Bestürzung vernommen haben, daß sein Teilhaber die 1500 Taler zu Ostern nicht zu zahlen imstande sei, obwohl er für den Notfall seine Unterschrift auf Wechseln anbot.

Endlich im Dezember reiste Körner seinerseits nach Leipzig, teils um sich mit Göschen zu besprechen, teils wegen des Gesundheitszustandes seiner Frau, den er durch eine Luftveränderung zu bessern hoffte.

Was zwischen beiden Männern verhandelt wurde, darüber läßt sich nichts genaueres sagen, dagegen dürfte die Annahme gerechtfertigt sein, daß ihr Verhältnis damals ein etwas gespanntes war. Göschens Stellung in Leipzig war jetzt eine andere als zur Zeit, wo er sich vor anderthalb Jahren, mit Hülfe des Körnerschen Kapitals, etablierte. Sein Erfolg in den Weimarer literarischen Kreisen war überraschend gewesen, und daß Goethe selbst ihm seine Werke anvertraut hatte, war ein Triumph. Ein Anflug von Stolz, eine etwas veränderte Manier war daher nicht unerklärlich. Zu gleicher Zeit aber warf diese seine Stellung keinen so unmittelbaren Profit ab, um die Schuld an seinen Teilhaber sofort abtragen zu können, und Geld mußte, so gut es ging, von andern Freunden, wie dem einflußreichen Bertuch, geborgt werden. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn Göschen der Gegenstand boshafter Kritik wurde, die zum Teil auch Körner zu hören bekam, und zwar zu einer Zeit, wo er selbst mit Göschen mehr oder weniger ungehalten war. Auf

diese Weise lassen sich einige Worte Schillers erklären, die er als Antwort auf einen verloren gegangenen Brief Körners schrieb:

„Was Du mir von Göschen schreibst, will ich nur zur Hälfte glauben. Zwischen seinen Handlungen im bürgerlichen Leben und seinen Ideen dünkt mir überhaupt nicht viel Harmonie zu sein, und von einem gewöhnlichen Beurtheiler, der dir vielleicht diese Nachricht gab, muß er oft verfehlt oder doch zu hart beurtheilt werden. Der Übergang von dem Cliententon des Anfängers zum gesetzten Männerton mußte für Göschen gefährlich ausfallen. In einer Stunde läßt sich diese neue Manier über den Haufen werfen. Desto besser, wenn er kein Geld braucht. Meinen M. muß ich ihm offerieren aus Billigkeit, weil ich weiß, daß er gewinnen wird; ob er meine Bedingung accordirt, ist mir dann gleichgültig. ."*) (Den 20. Dez. 1786.)

Aus den Worten: „Um so besser, wenn er kein Geld braucht", muß man schließen, daß Göschen in einem Anfall von Ärger Körner mitgeteilt hatte, er könne ohne fernere Hülfe fertig werden. Sonst wären sie kaum verständlich, denn er war die ganze Zeit hindurch finanziell in der größten Klemme.

Es ist ein interessantes Zusammentreffen, daß in der gleichen Januarwoche 1787, als Schiller und Körner sich in einem weniger freundlichen Tone als gewöhnlich über Göschen äußerten, dieser, Schillers wegen, folgende ernste Bitte an Wieland richtete.

„Schiller lebt immer noch in Dresden. Ich hoffe noch viel Gutes von ihm, weil er in der That ringet nach Vervollkommung. Sie werden sich unendlich ihm verpflichten, wenn Sie ihn Ihrer Beurtheilung würdigen. Schiller ist im Umgang ein stiller, sanfter Mann, ganz und gar das Gegentheil, was man von seinem Temperament und Charakter

*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 66.

denkt, wenn man seine Schriften gelesen hat, ohne ihn gesehn zu haben."

Das Urteil meines Großvaters, der inzwischen ein weiteres Jahr hindurch Gelegenheit gehabt hatte, Schiller kennen zu lernen seit der Zeit, wo er an Bertuch schrieb, um seines Freundes Gunst für den Dichter in Anspruch zu nehmen, ist meiner Meinung nach durch die bemerkenswerte Weise, wie es sein früheres Urteil bestätigt, von außergewöhnlichem Interesse, und dies um so mehr, als nicht nur Schillers bis dahin veröffentlichte Schriften, einschließlich der „Räuber", sondern noch mehr seine Privatbriefe zu einem verschiedenen Schlusse berechtigen dürften.

Wenn Schiller im geselligen Verkehr ruhig und sanft war, so war er in seinem Briefwechsel mit Körner und später mit Goethe alles andre eher als sanft. In vielen seiner Briefe findet sich ein Ungestüm des Ausdrucks, ein Feuer der Beredsamkeit und eine Flut ironischer Vorwürfe oder stolzer Geringschätzung, die einen Eindruck hinterlassen, der von dem aus inniger Überzeugung und persönlicher Kenntnis von Göschen mehr als einmal gezeichneten Bilde eines „ruhigen, sanften, gegen seine Mitmenschen überaus duldsamen Mannes" in jeder Beziehung abweicht. Schiller, der glorreiche Eklektiker, bricht fortwährend in strenge Urteile über Menschen und Dinge aus; er verlangte viel, und war ungeduldig und hastig. Stärke und Enthusiasmus und eben diese hohen Anforderungen an die unvollkommene menschliche Natur gehören sicherlich mit zu den hervorragendsten, charakteristischen Eigenschaften seiner Briefe.

Und doch muß Göschens Urteil über den Eindruck, den des Dichters Benehmen im geselligen Verkehr machte, als absolut gerade und wahr gelten. Er und Schiller waren oft verschiedener Meinung, und der letztere kritisierte gelegentlich des ersteren Arbeit scharf, aber darum blieb doch die ursprüngliche Auffassung des Schillerschen Charakters als eines sanften in ihm ungestört bestehen. Später freilich, als Schiller

und Goethe ihre verderbenbringenden Xenien gegen alle und jeden vom Stapel ließen, und Göschen selbst nicht verschont wurde, sah er doch eine verschiedene Seite des Schillerschen Temperamentes. Aber seine Treue gegen den großen Dichter blieb auch dann noch unerschütterlich. Sei nun die Reibung, die zwischen Göschen und Körner während des Aufenthaltes des letzteren in Leipzig im Winter 1786 auf 1787 existiert haben mag, welche sie wolle, Briefe, die im folgenden Mai geschrieben wurden, beweisen, daß man sich so oder so geeinigt und den alten freundschaftlichen Verkehr wiederhergestellt hatte. Körner bezahlte die 1500 Taler für das Goethe-Unternehmen, war aber entschlossen, der Firma nicht noch mehr Geld vorzuschießen. Er selbst befand sich in so großer finanzieller Bedrängnis, daß er nicht einmal seinen Verpflichtungen nachkommen konnte, „ohne seine Zuflucht zu den Juden zu nehmen." Er schrieb an seinen Teilhaber: „Nunmehr lassen Sie mich Halt machen. Ich weiß, daß Sie zu keinen andern Unternehmungen Geld von mir verlangen werden, als die Sie auch für mich vortheilhaft glauben; aber mich in meiner jetzigen Lage weiter darauf einzulassen, fängt mir an bedenklich zu werden." Er hatte selbst Schulden, und seine eigenen Schuldner waren nicht immer pünktlich. „So war's besonders diesmal", fährt er fort. „Sie konnten nicht warten. Was blieb mir da übrig, als mir ein halb Dutzend Körbe zu holen, und am Ende für 20 pro Cent bei den Juden Geld aufzunehmen. ."

„Verstehen Sie mich recht. Ich bin weit entfernt, Ihnen Vorwürfe zu machen. Aber ich fürchte mich vor einem neuen Projekte, wenn Sie mit dem Göthe fertig sind, und deswegen muß ich über diese Sache so offenherzig schreiben. Glauben Sie, daß es mir schwer wird, mich zurückzuhalten, und daß Ihr Hang zu Unternehmungen nicht größer seyn kann als der meinige. Nur in meiner jetztigen Lage muß ich mir Gränzen setzen."*) Die Lage der beiden Freunde

*) Brief vom 11. Mai 1786.

wurde immer schwieriger. Der Juli kam, Göschen hatte zu Ostern keine Zinsen bezahlt, und Körner konnte sie nicht entbehren. In der zartfühlendsten Weise und in einem durchaus liebevollen Ton teilte er Göschen seine Schwierigkeiten mit. Aber als dieser nicht in Dresden erschien, wo er erwartet wurde, führte er in einem langen in fester, wenn auch immer nach freundlicher Sprache abgefaßten Briefe, einer Art Ultimatum, die Krisis selber herbei. Je mehr er über die Natur ihrer „Societät" nachgedacht, desto mehr Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten sah er voraus. Ihre beiderseitigen Absichten waren eigentlich ganz verschieden. Göschen war natürlicherweise darum zu tun, ein „dauerhaftes Werk für die Zukunft zu gründen", Körner war daran gelegen „sein Kapital jetzt so gut wie möglich auszunutzen." Vorteilhafte Aussichten hielten Göschen für die Entbehrung unmittelbaren Gewinns schadlos; Körner im Gegenteil fragte nichts nach „Aussichten", da er ohnehin Legate und eine einträglichere Besoldung erwartete. Er bekannte, daß er sich vom Buchhandel einen unrichtigen Begriff gemacht habe; er hatte eine frühere Ernte von ihm erhofft. So schlug er denn eine durchgreifende Änderung vor. Er wollte ein Gläubiger statt eines Teilhabers werden; Göschen sollte alles, was die Handlung abwarf, für sich behalten, während Körner fünf Prozent Zinsen für sein Kapital erhalten, das in sehr leichten Raten terminweise abgetragen werden sollte. Göschen könne auf diese Weise, so meinte Körner, vollkommen frei mit der „Handlung schalten und walten", wie er wolle, und „wäre die verwickelte Berechnung der Bilanz" los. Wenn er Glück habe, könne er sich in ein paar Jahren das Geschäft ganz zu eigen erwerben.

Beigefügt war ein sehr formeller Entwurf zu einer Verschreibung, in welcher Göschen über die in das Geschäft eingezahlten 4000 Taler sowie über die später zu der Goethe-Unternehmung beigetragenen 1500 quittieren sollte und sich daneben zur Verzinsung dieses Kapitals mit fünf Prozent

und zur ratenweisen Abzahlung desselben vom Jahre 1791 an verpflichtete.

Es wäre nicht unnatürlich, wenn der Inhalt dieses Schreibens Göschen in Erstaunen gesetzt hätte, und wir wissen in der Tat nicht, welchen Eindruck es zuerst auf sein Gemüt machte. Aber das äußerst geschäftsmäßige Verfahren, ein zur sofortigen Unterschrift paates Schriftstück beizulegen, mußte ihn in unverkennbarer Weise überzeugen, daß der Augenblick gekommen sei, wo ein endgültiger Entschluß gebieterisch gefordert werde. Und doch ließ er, seiner Gewohnheit gemäß, den Brief erst einmal unbeantwortet. Es ist ja auch erklärlich, daß er zögerte in dem Gefühl, daß eine Krisis in seinen Lebensschicksalen gekommen sei, und daß seine Entscheidung mit Bezug auf die Vorteile und die Nachteile des Vorschlags und ihr relatives Gewicht sein Glück oder sein Verderben bedeuten würde. Denn obschon der Vorschlag die Aussicht auf größere Unabhängigkeit und größeren Profit eröffnete, mußte ihn doch der Rücktritt des Teilhabers, der das Kapital repräsentiert hatte, und die Last der Verbindlichkeiten, die künftig ihm allein zufielen, mit erklärlicher Besorgnis erfüllen. Bei der augenblicklichen Geschäftslage war die Verfügung über Kapitalien von unberechenbarer Wichtigkeit, und bis vor kurzem war Körner in einem Notfalle stets zur Hand gewesen. Bedenken derart scheint Göschen Schiller mitgeteilt zu haben, denn der letztere schrieb an Körner: sein Übereinkommen mit Göschen möge ganz recht sein, es sei ihm aber einigermaßen seltsam erschienen.

Körner, der mittlerweile nichts von Göschen hörte, glaubte wahrscheinlich, er sei verletzt oder beleidigt. Er war sich bewußt, die Sachlage etwas zu kraß dargestellt zu haben. Vielleicht glaubte er auch, daß Göschens Schweigen auf seine Absicht zu einer persönlichen Beratung nach Dresden zu kommen, zurückzuführen sei. Genug, er wartete vierzehn Tage, und ergriff erst dann wieder die Initiative in einem Briefe vom 13. August in dem er schreibt:

„Bertuch hat mir gesagt, daß Sie wirklich Willens gewesen wären uns zu besuchen. Machen Sie es noch wahr, und vergessen Sie meinen letzten Brief. Prenez que je n'ai rien dit! Wir sind die Alten, sobald Sie der Alte sind."

Ein paar Tage später war alles zur Zufriedenheit geordnet. Körner hatte mit vieler Freude von Göschen vernommen, daß sein Vorschlag mit seinen Wünschen übereinstimme; er mußte sehr freundlich geschrieben haben, denn Körner versicherte ihn, „er sei nicht so uneigennützig, wie er schildere; alle Mißverständnisse seien nun unter ihnen vorbei, und sein Freund würde ihm verzeihen, wenn ihm in einigen seiner Briefe weniger freundliche Ausdrücke entfahren seien. „Ihr Stillschweigen hatte mich verstimmt", fügte er hinzu.

Auch an Schiller schrieb Körner, daß Göschen vollkommen mit ihm zufrieden sei, daß die „Societät" für Göschen selbst drückend gewesen, und daß der letztere nur nicht gewagt habe, die Auflösung derselben selbst vorzuschlagen. Jetzt jedoch habe er seine Vorschläge angenommen, und alles sei in der bestmöglichen Verfassung. Es habe ihn gefreut, auch Göschens Wünsche erfüllt zu haben, während er sein eigenes Interesse im Auge hatte.

So wurde die Teilhaberschaft, die den Grundstein zu Göschens Erfolg gelegt hatte, zur Zufriedenheit beider Freunde aufgelöst.

Wir müssen aber auf den Herbst des vorigen Jahres zurückkommen, als Göschen von seiner Reise nach Süddeutschland zurückkehrte und seine Dresdner Freunde vergebens auf seinen Besuch warten ließ.

Damals war er begierig, Vorbereitungen zur Veröffentlichung des „Carlos" in Form eines selbständigen Buches zu treffen, und auch die „Thalia" mußte besorgt werden. Das vierte Heft sollte die Fortsetzung des „Carlos" und den Anfang des „Geisterseher" enthalten, ein Werk, das Schiller anfänglich viel Kopfzerbrechen kostete, schließlich aber von großem Erfolge gekrönt war. Es war auch deshalb von besonderem

Interesse, weil es dem Publikum, dessen Bewunderung er sich nicht nur durch den Glanz seiner Werke sondern auch durch die in verschiedenen Schöpfungen wie den „Räubern" und „Carlos" zur Erscheinung kommende Vielseitigkeit rasch erworben hatte, den Dichter in einem einigermaßen neuen Charakter zeigte.

Doch wurde Schillers Feder durch seine Beiträge zur „Thalia" nicht lediglich in Anspruch genommen. Er schrieb fleißig am „Menschenfeind", einem andern großen Stück, wie er es nannte, und bot das Werk Göschen am 5. Nov. 1786 in einem sehr freundlichen Briefe an. Zu gleicher Zeit erzählte er ihm, daß er sich mit dem großen Schauspieler Schröder in Verbindung gesetzt, betreffs seiner Darstellung des „Menschenfeindes", „welches eine Force-Rolle für ihn ist", und des „Carlos", den er „nach meinem besondern Manuscripte geben" würde. Zu diesem Zwecke mußte eine Prosabearbeitung gemacht werden. Auch in Dresden sollte „Carlos" aufgeführt werden, wenn das Stück die Zensur passiere.

Der Dichter hatte aber außerdem noch die schwierige Aufgabe, eine „revidierte" Ausgabe des Stückes zu schreiben, denn als selbständiges Werk sollte es nicht in derselben Gestalt erscheinen wie in den Heften der „Thalia". Er „rang nach Vervollkommnung", wie Göschen sagte, und „seine Feile richtete Verwüstungen im ‚Carlos' an".

Es erhellt demnach, daß „Carlos" schon in den ersten Jahren seines Erscheinens in drei verschiedenen Fassungen geschrieben wurde. Die Originalversion in Versen stand in der „Thalia", eine revidierte Fassung wurde als Buch separat gedruckt und die Prosabearbeitung war für das Theater bestimmt.

Sobald Schiller Göschen mitteilen konnte, daß diese revidierte Fassung mit starken Schritten sich dem Ende nähere, mußte er auch das Geschäftliche ins reine bringen. Er tat dies, indem er Göschen die Wahl ließ, ihm für den einzelnen Bogen zwölf Taler oder für das Ganze fünfzig Louisd'or

zu zahlen. Nachdem er dann noch die Hoffnung ausgesprochen, daß „die Ausbreitung des Carlos und die Nachfrage deßwegen dadurch erstaunlich gewinnen werde", daß er mit Schröder Abrede genommen, schließt der Brief:

„Nun leben Sie wohl. Dies ist einmal ein Kaufmannsbrief und er soll es auch bleiben. Freundschaft und Schachern sind so heterogene Dinge, daß ich Ihnen für einen andern Brief aufspare, was Ihnen Freund Schiller noch sonst zu schreiben hat." *)

Unterdessen muß man nicht glauben, daß die empfindliche Natur des Dichters dem gegenüber gleichgültig war, was die Kritik über seine Schöpfungen schrieb. Es war gegen Ende dieses Jahres, als eine Besprechung der „Thalia" in der Leipziger „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" folgenden zornigen Brief des Dichters**) veranlaßte, dessen gewöhnliche Milde und Sanftmut mein Großvater in so beredter Weise bezeugt hatte:

„Die Recension, die Sie mir geschickt haben, hat zu deutlich das Gepräge von bösem Willen und Galle, als daß es der Mühe werth sein sollte, das Schiefe und Seichte was sie enthält, auseinander zu sezzen. Wenn mir einer bei Beurtheilung eines Trauerspiels nur die Floskeln im Styl zusammensucht und nicht einmal einen Karakter, eine dramatische Entwicklung berührt, so sehe ich dem Menschen an, daß der Himmel ihn nicht zur Beurtheilung eines Kunstwerkes bestellt hat. Mir Satisfaction genug, daß er zu plump und zu heftig gewesen war, um die Ursachen verstecken zu können, die ihn zum Schreiben getrieben haben. Meiner Meinung nach ist es Dyk oder Schreiter***) oder Beide mit einander. Gott bewahre mich auf eine solche stümperhafte Arbeit zu antworten. Die Form unter welcher

*) Schiller Briefe, I, 319.

**) Schillers Briefe, I, 316.

***) Dyk war Buchhändler in Leipzig und zugleich schriftstellerisch tätig. Schreiter war Übersetzer und Dyks Ratgeber.

mein Carlos die Welt betreten wird, ſoll meine einzige Antwort ſein."

Die Fortſetzung des Briefes läßt in ſchöner Weiſe Schillers rückſichtsvolle Behandlung Göſchens zu dieſer Zeit erkennen: „Um die Thalia ſeien Sie nicht beſorgt", ſchreibt er, „ſollte ihr der Titel eines Journals wirklich ſchaden, ſo hoffe ich im Stande zu ſeyn wenigſtens Sie beim Verlag nicht einbüßen zu laſſen. Es wäre mir ſchon ſehr unangenehm, wenn mein Verleger bey mir nicht gewänne, wie viel weniger mein Freund. Geht alſo innerhalb eines Jahres nicht ſo viel ab, daß Sie befriedigt ſind, ſo empfangen Sie von mir den zweiten Band ohne Honorarium, oder, wenn Sie lieber wollen, ſollen Sie meine Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe umſonſt und verbeſſert drucken.

Adieu, liebſter Freund. Behalten Sie mich in gutem Andenken. Ewig der Ihrige.

Schiller."

Wenn man ſchon dafür hielt, daß ein Leipziger Journal dem „Don Carlos" in ſeiner neuen Form Schaden tun könne, ſo war es um ſo dringender nötig, ſich der Gunſt anderer und wichtigerer Zeitſchriften im voraus zu vergewiſſern. Und hier kam in erſter Linie der „Merkur" in Betracht, an deſſen Herausgeber Wieland, Göſchens treuen Bundesgenoſſen, man ſich desfalls zu wenden hatte. Unglücklicherweiſe aber war Wieland, obſchon ſonſt Schiller ſehr freundlich geſinnt, kein großer Bewunderer des „Carlos". Er ſchrieb an Göſchen:

„Für die „Thalia" danke ich Ihnen verbindlichſt. Sie ſoll im M. recenſirt, und ſo ſäuberlich als möglich mit ihrem ſchön und dichtlockichten Knaben Abſalom verfahren werden, wiewohl ich mit ſeinen Fortſetzungen des Don Carlos, in welchem Lichte ich ſie auch betrachten mag, nicht beſſer als mit der erſten zufrieden ſeyn kann. Der „Verbrecher aus Infamie" iſt ein gutes, lehrreiches Stück, und der im letzten

Stück angefangene Geisterseher hat uns nach der Fortsetzung und dem dénoument ungeduldig gemacht; jeder rathet nach seiner Weise, wie sich der Verfasser aus der Sache ziehen werde, und unsre Erwartung ist aufs äußerste gespannt. Den Hrn. Schiller wünschte ich sehr von Person kennen zu lernen." *)

Anfang März 1787 konnte Schiller Göschen die Versicherung geben, daß „Carlos" in vierzehn Tagen in Dresden aufgeführt werden sollte, falls die Zensur keine Schwierigkeiten mache.

„... Wenn ich die theatralische Ausgabe drucken lasse", schrieb er, „so versteht es sich von selbst, daß kein andrer als Sie sie verlegt. Doch muß die eigentliche Jambische erst im Publikum und womöglich aus Ihrem Gewölbe seyn.

„Der Menschenfeind wird mich, so bald ich ganz mit dem Carlos zu Stande bin, beschäftigen. Ein Akt davon ist fertig. Dieses Stück kann vor Ende des Julius nicht fertig seyn, weil ich es habe liegen lassen. Ich mag Ihnen jetzt nicht größere Hoffnungen machen, als ich gewiß voraussehe leisten zu können. Es ist möglich, daß dieser Menschenfeind alle meine vorigen Stücke übertrift — durch das allgemeine Interesse seines Inhalts, und die Begeisterung womit ich ihn schreibe. Es versteht sich, liebster Freund, daß er Ihnen zuerst angeboten wird.

Der Geisterseher wird fortgesetzt, doch weiß ich Ihnen nicht gewiß zu sagen, ob auch die Thalia? Lustig ist es doch, daß man endlich einmal auf den Gedanken kömmt, dieses Journal für etwas zu halten. Ich habe den Troß der jetzigen Monatschriften durchgesehen, und ausgespürt was für Nebenbuhlerinnen die Thalia eigentlich hat. Ich kann es nicht leugnen, daß ich mich selbst gefühlt habe und nicht weiß wofür ich das Publikum halten soll. Vor einigen Wochen schreibt mir ein Prinz Gallizin aus Paris um die

*) 14. Januar 1787.

Thalia, giebt sich zum Subscribenten an und schickt mir einen deutschen Aufsatz zum Einrücken. Der Prinz von Coburg bittet mich angelegentlich ihm das Mscrpt. des Geisterſehers noch vor dem Drucke zu schicken. Ich mußte lachen, denn ich habe an der Fortsetzung noch keine Zeile geschrieben . .

Das Papier zum Carlos ist vortreflich . . .

Nun leben Sie wohl, liebster Freund, der Himmel gebe Ihnen viel Freude — Muth und Glück. Das wünscht von ganzen Hertzen Ihr aufrichtigster

F. Schiller."*)

„Freude, Muth und Glück!" Liegt in diesen herzlichen Worten Schillers auch nur eine Spur von Verstimmung, wie sie seine Bemerkung an Körner im Winter, daß es ihm gleichgültig sei, ob Göschen seine Bedingungen betreffs des „Menschenfeindes" annehme oder nicht, nahe legte?

In der Tat zeigte aber auch Göschen das dringendste Verlangen, allen Wünschen des Dichters gerecht zu werden. Was die Wahl der Lettern für „Carlos" anbetrifft, so wollte er sie nach ihrer Neuheit, Schönheit und Schärfe wählen. „Ihr Wille ist mir Gesetz, wenn ich ihn erfüllen kann." Dann fügte er noch hinzu:

„Unser Publikum nimmt Theil an Allem was für die Neugierde ist. Daher der Schwung, welchen die Berliner Monatsschrift genommen hat, Schlögers Staatsanzeiger, polit. Journal usw. Für Poesie hat es keinen Sinn mehr. Überhaupt, Freund, können wir dem guten Geschmack bald ein Grablied singen. Einige ächte Kenner machens in Deutschland nicht aus."

Unglücklicherweise gelang es Göschen, trotz seines enthusiastischen Wunsches, den Druck des „Carlos" ausnahmsweise gut herzustellen, nicht, den Dichter durch die Ausstattung des Werkes zu befriedigen. Schiller war verstimmt, als er

*) Schillers Briefe, I, 332 f.

die erſten Bogen empfing. Er klagte Körner, daß ihm der Druck durchaus nicht gefiele. Die Lettern wären nicht die, die er gewollt und paßten nicht zu der Form des Stückes. Es ſähe ſehr ſchlecht aus, wenn eine jambiſche Zeile in zwei geteilt würde, wie das hier oftmals vorkäme. Kurzum, der Druck ſei weit hinter ſeinen Erwartungen zurückgeblieben. Auch wären die Wörter nicht immer gleichmäßig buchſtabiert. Er erwarte jedoch eine Beſſerung in der zweiten Auflage.

Körner jedoch ſtimmte nicht mit Schiller überein. Diesmal brach er für Göſchen eine Lanze. In ſeiner Antwort legte er dem Dichter nahe, daß er möglicherweiſe zu hohe Erwartungen gehegt habe. Huber habe den Druck geſehen und ſei nicht unzufrieden damit. Andre Punkte, über die Schiller ſich beklagte, ſeien ihm nicht aufgefallen, und das würde nach ſeiner Überzeugung bei vielen anderen Leſern gleichfalls der Fall ſein.

Wir werden weiter unten ſehen, daß Goethe, als er die erſten Proben ſeiner Werke ſah, ihren Druck noch viel ſchärfer kritiſierte. Die Zeit ſollte kommen, wo Göſchen, vielleicht aus Ärger über die Klagen ſeiner Geſchäftsfreunde betreffs des Druckes der ihm anvertrauten Werke, ſeine eigenen Preſſen aufſtellte und ſich durch die beiſpielloſe Aufmerkſamkeit, mit der er jede techniſche und wiſſenſchaftliche Kleinigkeit überwachte, den Namen eines Deutſchen Bodoni oder Didot*) erwarb. Keiner brachte im Intereſſe der deutſchen Typographie ſo große Opfer wie er.

Während Göſchen auf dieſe Weiſe mit Sorgen und Fleiß in der Schillerſchen Angelegenheit tätig war, und, wie wir geſehen haben, ſchwer an der Laſt zu tragen hatte, die ihm die Herausgabe der geſammelten Goetheſchen Schriften auferlegte, wurde er um dieſe Zeit noch obendrein gehetzt und faſt zu Tode gequält durch die Details einer von Bertuch und G. M. Kraus, dem Direktor der Zeichenakademie in

*) Bodoni, berühmter italieniſcher Buchdrucker in Parma, geb. 1740, geſt. 1813. Didot, eine alte franzöſiſche Buchdruckerfamilie.

PANDORA

Weimar*) ins Leben gerufenen Spekulation, nämlich einer Art Album, das sich zu einem Neujahrgeschenk eignen sollte und den Titel: „Pandora, ein Kalender des Luxus und der Moden" führte. Auf diese „Pandora" verwendete er mehr Zeit, Nachdenken und Energie, als sie wert gewesen zu sein scheint. Es mußten mehr Einzelheiten erwogen werden, als wo es sich um weit wichtigere Verlagsartikel handelte, und sie verwickelten den Verleger in eine außerordentlich ausgebreitete Korrespondenz, zu deren Bewältigung sein Personal nicht ausreichte. Aber die „Pandora" war ein Lieblingsprojekt Bertuchs, und Bertuch war ein Bundesgenosse, der ihm in der Goetheschen Angelegenheit treu zur Seite stand, und ihm, dem jungen Anfänger, mit seinem Vermögen, seinem Einfluß und seiner Erfahrung allezeit in so hilfreicher Weise beigestanden hatte, daß Göschen ihm zum größten Danke verpflichtet war. Noch ein andrer Grund trug dazu bei, dies Unternehmen für den Verleger anziehend zu machen: das Buch war insbesondere für Frauen bestimmt, und Göschen nahm — und darin war er in Deutschland wenigstens seiner Zeit voraus — das größte Interesse an der Erziehung nnd Bildung der Frauen. So besprach er denn dies kleine Geschenkbuch mit erstaunlichem Ernst.

Im Februar 1786 schüttete er Bertuch über diese Art Veröffentlichungen dieser Art sein Herz aus:

„So viel ich in der Eile habe darüber nachdenken können, wüst ich nicht, was dem Plan an Vollkommenheit fehlte. Die Priesterinnen der Venus, so delikat sie auch behandelt sind, hätten vielleicht doch wegbleiben können. Mir wenigstens würde keine Sache angenehm seyn, von der ich wüste, daß sie ihr Daseyn dem Geschmack einiger französischen vornehmen Dirnen zu verdanken habe. Aber, du lieber Gott, was will denn das auch sagen, ich versteh ja den Henker von dem, was Mode und Geschmack heist. Eine andere Bemerkung ist

*) Geb. 1737. Schüler Tischbeins. Er starb am 5. Nov. 1806 infolge des Schreckens bei der Plünderung von Weimar.

vielleicht wichtiger. Wie, wenn Sie in diesem Journal einen Abschnitt bloß den Leuten vom Mittelstande widmeten; darin zuweilen Vorschläge thäten, wie man eine einfache, wohlfeile, einheimische Tracht mit Geschmack einrichten könnte? wenn Sie deutsche Damen bäten, Patriotinnen zu seyn und ihre Erfindungsgabe und ihren Geschmack in solchen Mustern zu üben, die dem Körper eine Zierde und dem ehrlichen Ehemann eine Ersparnis, sowie den deutschen Fürsten, die das Geld gerne im Lande behalten, eine angenehme Erscheinung wären. Wie, wenn Sie durch eine schickliche Abhandlung, ein Raisonnement über den Zweck und die Schönheit eines jeden Kleidungsstückes den Damen auf die Sprünge hälfen? Auch wäre es wohl gut, wenn Sie zuweilen eine Kritik mit der Anzeige der ausländischen Moden verbänden. — Noch eins, mein theuerster Freund, Sie werden wohl thun, wenn Sie mehr auf Ameublement als Kleidung sehen. Hier können wir täglich lernen, und Sie befördern dadurch viel Gutes, und sicherlich gewinnen Sie durch diesen Artikel, nicht die mehrsten Leser, sondern die mehrsten Käuffer. Die Moden der Kleider sind bald vorüber, aber ein nützliches Ameublement dauert länger und man hat das gegebene Modell zum Ankauf weit nöthiger als das Modebild eines Kleides, welches man durch den ersten Anblick gemeiniglich weg hat."

Dieser auf das Anmutige und häuslich-praktische gerichtete Brief über Moden und Modejournale geht dem Datum nach demjenigen unmittelbar voraus, den wir in einem früheren Kapitel ausführlich wiedergegeben haben, und worin die Lehren der Aufklärung, des Freimaurertums und des christlichen Glaubens von meinem Großvater in der ernstesten und eingehendsten Weise besprochen wurden. Die Besprechung gipfelte in dem Schlußsatz, daß es des Verlegers größter Stolz sein müse, vermöge seiner Unparteilichkeit Wahrheit und Licht verbreitet zu haben.

Und doch sind beide Briefe, so verschieden sie sind, gleich charakteristisch für Göschen. Es wird dem Leser bereits klar

geworden sein, daß ein gewisser, philanthropischer, gesunder Menschenverstand, verbunden mit einer ausgeprägten Einfachheit des Geschmackes und einer Vorliebe für alles Wohlanständige, für Häuslichkeit und Ungeziertheit ganz besonders hervortretende Züge im Charakter meines Großvaters bildeten. Auch ist in allem, was er schrieb oder tat, ein entschieden patriotischer Ton wohl erkennbar, und dies in einer Zeit, in der das deutsche Nationalgefühl sich nur in äußerst schwacher Weise geltend machte.

Die Plackereien in Verbindung mit der „Pandora" erreichten ihren Höhepunkt ungefähr Ende Oktober 1786 und trugen wahrscheinlich mit zu jener Nachlässigkeit des Verlegers im Briefschreiben bei, über die sich seine Dresdener Freunde Schiller und Körner beklagten. Seine Sorgen und sein Ärger machen sich Luft in Kraftausdrücken in seinen Briefen an Bertuch. Er hoffte sechstausend Exemplare zu verkaufen, und eine französische Übersetzung sollte gleichzeitig mit dem deutschen Original veröffentlicht werden. Der Erfolg hing nun lediglich davon ab, ob das kleine Buch zur rechten Zeit für die Buchhändler in ganz Deutschland fertig sein würde, um der Nachfrage zum neuen Jahre zu genügen.

Aber weder Kupferstecher noch Buchbinder hielten Wort. Göschen wußte weder aus noch ein. „Alle Correspondenten schimpfen wie die Rohrsperlinge. ‚Hilf uns auch aus der Pandoranoth', sing ich in der Litanei künftigen Bußtag," schrieb er an Bertuch am 15ten November. Er fürchtete, daß die 'Entreprise' verloren gehe, denn wie käme er noch für die entfernten Örter zeitig fertig werden, wenn noch nicht ein einziges Taschenbuch fertig sei? (Nov. 17.) Und als nun das Ende des Novembermonates herankam, erklärte er, der „ganze Plan sei zerrissen".

„Dieses Jahr", schreibt er an Bertuch am 4ten Dezember, „ist die Sache nun wohl ein wenig verdorben. Künftiges Jahr wollen wir's anders machen. Sie würden erschrecken, wenn Sie auf mein Pult sähen, und die Mahnbriefe wegen

der Pandora läſen, grob und ungezogen, empfindlich und jammernd, alles eins um's andere. Alle ſagen: nach Neujahr können wir ſie nicht mehr gebrauchen."

Trotz alledem war das Endreſultat beſſer, als Göſchen erwartet hatte. Exemplare in genügender Anzahl konnten vor dem Neujahrstage, trotz des großen Andranges, ausgegeben werden, und die deutſche Ausgabe wurde ausverkauft. Zwar waren nicht alle mit dem Inhalt zufrieden, aber obgleich das Publikum tadelte, wie Göſchen ſagte, ſo kaufte es doch, denn ein jeder wollte ſeinem „Liebgen ein Preſent machen", und das Preſent mußte ein neuer Kalender ſein. Dagegen blieben die meiſt koſtſpielig gebundenen franzöſiſchen Exemplare unverkauft, und das Unternehmen, ſo weit es Göſchen betraf, endete mit Verluſt, während er ſeine Zeit und ſeinen Kopf unnötig in Anſpruch genommen und ſeine Barmittel ernſtlich angegriffen hatte, um dies „verſchwenderiſche Frauenzimmer zu kleiden".

Wenn aber Göſchen auch verlor, ſo litten doch Bertuch und Kraus nicht darunter, da er ihnen ein feſtes Honorar zahlte; und ehe noch die mit der erſten Ausgabe der „Pandora" verbundene Plackerei nachgelaſſen, beſtürmte Bertuch ſeinen Freund ſchon wieder mit Vorſchlägen zu einer zweiten, zu der er einen revidierten Plan ſandte. Diesmal aber trat der Verleger, der ſich der Unzufriedenheit des Publikums mit dem Inhalt des erſten Heftes erinnerte, mit unzähligen Vorſchlägen dazwiſchen, die alle von einer eigentümlichen Gedankenrichtung meines Großvaters Kunde geben. Er ſchlug Abbildungen von griechiſchen Koſtümen vor; er wollte eine Auswahl von ſechs intereſſanten Szenen aus der griechiſchen Geſchichte getroffen wiſſen. Wenn der gewählte Gegenſtand pathetiſchen Charakters ſei, ſo würde es die Gelegenheit zu einer rührenden Erzählung bieten, oder wenn komiſchen Charakters, „Anlaß zum Witz". Dieſe Erzählungen würden die „Pandora" über den „Frauenzimmerkalender" heben, der „wegen ſeiner weinerlichen, empfindſamen Geſchichtgen von den Damen

PANDORA

ODER

KALENDER DES LUXUS UND DER MODEN FÜR
DAS JAHR 1788

mit einer unbeschreiblichen Wuth gekauft wird." Bertuch wollte sich mit einfachen Erklärungen der Kupfer begnügen; aber Göschen meinte, daß dies „die Weiber nicht interessirt". Dann fügt er hinzu: „Und was wollen Sie über Sujets von Moden sagen, das das Herz der Weiber interessiren kann? Hingegen eine Gruppe aus dieser oder jener Geschichte giebt vielleicht Gelegenheit zu einem Dialog, der zugleich Erklährung ist und zur Darstellung des Putzes des Zeitalters, worin die Geschichte sich ereignet hat" (Jan. 17. 1787).

In dem nächsten Briefe an Bertuch erörtert Göschen in humoristischer Weise die Frage etwaiger Tanzmusik und „Touren für den Kalender". „Diese Tänze solten eigentlich modische Benennungen haben. Wir haben zum Beispiel Figarotänze gehabt. Machen wir einen Caglioſtrotanz? Nein! aber was? Wie wär's, wenn wir auch einmal ein Ding thäten und einen Oberonstanz, einen Werthertanz, einen Tanz à la Gesner machten? Die Musik müßte die Hauptsache bei der Charakteristik thun. Zum Beispiel in den Geszneriſchen müßte etwas pastoralmäßiges in der Wahl der Instrumente und in der Melodie seyn . . . Die Touren zum Geßneriſchen Tanz müssen leicht, ungezwungen, fröhlich seyn . . Über die Tanzkunst läßt sich gewiß recht viel sagen; mann tanzt sich entweder zu Tode oder ist so schwehrfällig dabey wie ein Baum; über die Grazie des Tanzens, über seinen Nutzen, und mir deucht, das soll wohl niemand besser machen als Freund Bertuch.

„Ein prächtiger Schatz ist mir in die Hände gefallen, nämlich die geistreiche und geniale Komposition englischer Tänze von unserm einstigen Freudenkinde, dem jungen Gallisch. Er hat einen Tanz mit Flöte- und Oboebegleitung komponirt, der so schmelzend ist, daß unsere gutherzigen Mädchen sich die Augen wischten, als sie ihn tanzten. Das würde uns einen Tanz à la Werther geben."

Hatte schon die „Pandora", wie wir gesehen haben, „die extravagante Dame" dem Verleger unaussprechlich viel Arbeit

und Ärger gekostet, so bewiesen sich auch andere Autoren außer Schiller, Bertuch und Goethe, sehr schwer zu befriedigen in ihren Ansprüchen an seine Zeit und seine besondere Aufmerksamkeit. Es ist in der Tat ein Wunder, wie er ohne ein genügendes Personal seinen vielen Arbeitspflichten gerecht werden konnte. Unter andern bestürmte ihn Alxinger mit Briefen über Briefen in bezug auf Doolin. Indem er das Manuskript dem Verleger empfahl „wie ein Vater dem geliebten Freunde einen Sohn empfiehlt, der sich auf Reisen begiebt," belästigte er ihn so unaufhörlich mit bis ins kleinste gehenden Anleitungen zum Buchstabieren gewisser Worte, ja sogar zur Silbentrennung, daß er sich zuletzt selber wunderte, ob nicht Göschen dem Augenblick fluchen würde, wo er seine Bekanntschaft gemacht, oder zu dem Gelübde verleitet werden würde, nie wieder die Werke eines Dichters zu verlegen. „Dem sei, wie ihm wolle", schrieb er, „Sie haben beschlossen, es zu thun, und nun müssen Sie diesen bitteren Kelch bis auf die Hefen trinken."*) Seine letzten Verbesserungen müßten, koste es, was es wolle, noch berücksicht werden; er habe Tag und Nacht gearbeitet, um heute fertig zu sein, und es würde ihm tödtlichen Schmerz bereiten, wenn er vergeblich gearbeitet hätte."

Möglicherweise verwünschte Göschen wirklich in seinem Herzen mehr als einen seiner Autoren. Alxinger aber nahm damals eine ziemlich hohe Stellung unter den Dichtern ein, und sein Name gereichte seinem Verlagskatalog zur Zierde.

Eine Stelle in einem Briefe Alxingers gereichte indessen Göschen zur größten Genugtuung. Sie enthielt ein interessantes Lob Schillers. „Auf Schillers Carlos freue ich mich, wie ein Kind auf die Weihnachtsgabe", schrieb der Dichter. „Wenn das Ganze den Proben entspricht, die in der Thalia stehen, so ist dieses eins der vorzüglichsten deutschen Trauerspiele. Mich haben diese Proben sehr überrascht. Denn,

*) Wien, d. 25. Nov. 1786. Handschriftlich.

aufrichtig zu seyn, ich lese wenig Neues, und ärgere mich über den Schwall Bücher, der jede Messe unser Vaterland überschwemmt. Desto mehr aber freue ich mich, wenn ein Mann unter den Zwergen auftritt." *)

Von seiten eines namhaften Dichters war dies eine schöne und augenscheinlich gänzlich vorurteilsfreie Anerkennung der Erscheinung eines allbeherrschenden Genius, auf den sein Vaterland vor allen andern stolz sein sollte.

Auch muß Göschen angenehm berührt gewesen sein, daß Alxinger wenigstens mit dem Kleide, das dem geliebten Kinde seines Geistes angelegt worden war, seine Zufriedenheit in einem warmen Glückwunsch an den Verleger, als dieser ihm ein Exemplar seines Buches gesandt hatte, zu erkennen gab.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß Göschen, überladen wie er war mit Arbeit und gezwungen, seine Verpflichtungen innerhalb gewisser Grenzen zu halten, zu dieser Zeit dazu getrieben wurde, Anerbieten abzulehnen, welche von den betreffenden Autoren als äußerst schmeichelhaft für eine so junge Firma angesehen wurden. Unter andern lehnte er ein ihm von Bertuch angebotenes Werk ab.

„Das Manuscript von Reichardt", schrieb er dabei, „ist für mich nicht. Die Briefe sind schön genug; aber ich darf neben Göthens Werke nichts bringen, was nicht äußerst interessant ist. Durch jene kauffen die Buchhändler stark bey mir in Rechnung und menagiren deswegen mich in Absicht alles Übrigen so sehr als möglich." **)

Hier erfahren wir den Hauptgrund, warum Göschen damals seine Unternehmungen auf diejenigen beschränkte, die besonders vielversprechend erschienen, oder zu denen

*) Wien, [März] 1787. Handschriftlich.

**) D. 12. Nov. 1786. Heinr. A. Ottokar Reichardt, geb. 1751, starb 1828. Er war Herausgeber des „Revolutions- und Frieden-Almanachs" und Bibliothekar des Herzogs Ernst von Gotha. Er veröffentlichte außerdem noch viele Schriften. (Vgl. Gödeke, Grundriß, II, 650.)

frühere Freundſchaften oder Verſprechungen ihn verpflichteten. In einem einige Monate ſpäter an Wieland gerichteten Briefe beſchrieb er ſeine Lage noch anſchaulicher. Wieland hatte ihm ein Werk ſeines Schwiegerſohnes Reinhold angeboten. Einen ſolchen Vorſchlag von ſich zu weiſen, muß dem Verleger, und insbeſondere einem jungen und ſtrebſamen Verleger, ſehr nahe gegangen ſein. Aber er hatte keine Wahl.

„Jeder Brief, womit Sie mich beehren", ſo lautet Göſchens Antwort, „giebt mir einen neuen Beweiß Ihres gütigen freundſchaftlichen Wohlwollens. Ich würde ſolches nicht verdienen, wenn ich in irgend etwas hinter dem Berge halten könnte und nicht immer offen und vertrauensvoll handelte. Sie wiſſen es, theuerſter Herr Hofrath, daß ich als Anfänger viel übernommen habe und daß ich um meines eigenen Beſten willen, ſowohl als um aller derer willen, welche mit mir in Verbindung ſtehen, nicht mehr übernehmen darf, als ich bezahlen und beſtreiten kann. Das, was ich bis Michael übernommen habe, kann ich mit Ehren ausführen, mehr aber nicht, wenn ſich nicht bis dahin meine Situation durch irgend eine Begebenheit verbeſſert. Allein in dieſer Rückſicht muß ich auf die Freude reſignieren von meinem geliebten Freunde Reinhold das Manuſcript zu drucken. Mit wem möchte ich lieber als Verleger in Verbindung ſtehen? Mit Niemand! Ich bin nicht ohne Hoffnung, nicht ohne viel Wahrſcheinlichkeit, daß ich bald mehr werde würken können als jetzt. Sind meine Kräfte erſt von größerem Umfange, und Freund Reinhold erinnert ſich dann nicht, daß Göſchen einſt zu ſchwach war, ſein Verleger werden zu können, ſo hoff ich, daß mein Wunſch etwas von den Früchten ſeines wahrhaftig ſcharfſinnigen und hellen Geiſtes zu verlegen, realiſirt werden wird." *)

Als der April kam, riß ſich Göſchen los, um Bertuch einen kurzen Beſuch in Weimar abzuſtatten. Sie hatten viel mit

*) Leipzig, wahrſcheinlich nach der Oſtermeſſe, 1787.

einander zu besprechen, die „Pandora“ und Goethes Werke betreffend, aber für den ruhelosen, spekulierenden Bertuch war dies nicht genug: er mußte Göschen neue Pläne vorlegen. Dieser weigerte sich indessen standhaft, neue Verpflichtungen einzugehen; doch war es der folgenden, von Göschen nach seiner Rückkehr geschriebenen Herzensergießung nach zu urteilen, Bertuch gelungen, seinen Freund mit neuem Mut und neuer Zuversicht zu erfüllen.

„Daß ich Ihr Herz verstanden habe“, lautet diese, „daß ich Ihre vertrauensvolle Liebe schätze, das muß Ihnen noch von mir durch That bewiesen werden, wenn Gott mein Leben fristet, und er dieses Leben zu edlen Bestimmungen mir gegeben hat. Ich weiß nicht ob sich jemals so viel in meine Seele zusammengedrängt hat, als in diesem Augenblick, und ob ich jemals eifriger gewünscht habe, etwas leisten zu können, etwas in der Welt zu werden, als an diesem Abend. Möchte dieser Muth nie geschwächt, und von ihm nie reelle Kraft und That getrennt werden. Nous verrons!“

Bei dieser Gelegenheit, wie schon früher, scheint Bertuch in Göschen gedrungen zu sein, sein Geschäft ganz nach Weimar zu verlegen. Dieser aber hatte ihm in etwas vagen Redensarten auseinandergesetzt, daß er sich zu einer solchen Veränderung nicht entschließen könne.

Und nun war die Ostermesse des Jahres 1787 herangekommen, und wiederum, ja, in noch höherem Grade als im Jahre 1786, nahm die Liste des jungen Verlegers unter den Meßkatalogen eine glänzende Stellung ein. In solchen Augenblicken konnte allerdings das drückende Gefühl übertriebener Anspannung und fortwährenden Kampfes durch die freudige Betrachtung der Resultate einer nur zweijährigen Tätigkeit zurückgedrängt werden! Goethes gesammelte Werke, Band 1 bis 4! Konnte sich eines Verlegers Ehrgeiz ein höheres Ziel stecken? Schillers „Carlos“, als ein selbständiges Werk; Wielands „Merkur“; Werke von Bode, Alxinger und Stolberg (denn endlich durfte der geduldige Graf sein Werk angekündigt

sehen)! Ferner erschienen noch zwei andre Namen allerersten Ranges auf Göschens Liste: die Namen Lessings und Klopstocks!

Der Verleger hatte nämlich das Verlagsrecht der Lessingschen Dramaturgie und der Klopstockschen Oden von Bode gekauft. In welcher Weise sich dieser Kauf vollzog, kann ich nicht sagen. Die früheste Notiz davon findet sich in dem offiziellen Meßkatalog von 1787, wo es heißt, daß „G. J. Göschen in Leipzig das Verlagsrecht einer Anzahl Bücher erworben habe, die in Zukunft von ihm bezogen werden könnten". Das dort gedruckte Verzeichnis enthält Klopstocks „David". Außerdem aber finden sich Klopstocks „Oden" und Lessings „Hamburgische Dramaturgie" in Göschens gewöhnlichen Privatkatalog eingetragen, ein Beweis, daß er diese Werke neu gedruckt hatte.

Der glänzende Katalog, mit dem Göschen bei dieser Gelegenheit an die Öffentlichkeit trat, verfehlte nicht, auf die schriftstellerische Welt einen tiefen Eindruck zu machen. Das Fehlen alles wertlosen „Plunders" charakterisierte ihn fast in dem gleichen Maße, wie die stattliche Anzahl von Werken aus der Feder genialer Männer.

Ein Kritiker und Mitarbeiter an der „Gothaischen Gelehrtenzeitung", Namens Schatz, läßt, gelegentlich einer Besprechung der Verlagsartikel meines Großvaters, diesen wegen ihrer unerreichten Vorzüglichkeit große Anerkennung zuteil werden. Er wolle die Besprechung derselben in der „Gelehrtenzeitung" möglichst beschleunigen, schrieb er, und könne sie bei aller Unparteilichkeit samt und sonders sehr günstig rezensieren. Es sei kein leeres Kompliment, sondern innige Überzeugung, wenn er sage, daß er keinen andern deutschen Verleger kenne, der so viel unternehme und doch nur gute Ware auf den Markt bringe. Es würde in jeder Hinsicht vortrefflich sein, wenn alle seine Kollegen seinem Beispiel folgten und lieber ein paar gute Werke druckten als eine Masse mittelmäßigen oder schlechten Zeuges. Ein jeder recht Denkende würde seinem Wunsche zustimmen, daß sein Verlag

ihm so viel Profit einbringen möge, als seinem Namen Ehre.

In dem wichtigen Erwerb des Bodeschen Verlagsrechtes lag wenigstens zum Teil der Grund, warum Göschens Hilfsquellen zu dieser Zeit so sehr, ja so übermäßig in Anspruch genommen waren. Er hatte in der Tat vieles auf Händen, und die Frage ist gerechtfertigt, ob er nicht zu viel unternommen. Seine Sorgen und Mühseligkeiten lasteten in fast unerträglicher Weise auf ihm. Traurige Zeiten für den Buchhandel rückten heran; und für den Verleger einiger der größten Schriftsteller seiner Zeit kamen Augenblicke, wo er fast zu unterliegen, glaubte und so sehr darben und sparen mußte, daß er eine Lampe, die er zum Preise von dreißig Mark gekauft hatte, abbestellte, weil er sich die Ausgabe nicht erlauben konnte!

Achtes Kapitel.

Nachdrucker.

Oſtern 1787 bis Oſtern 1788.

Nach der Oſtermeſſe 1787 rückte eine der ſtürmiſcheſten Perioden im Leben Göſchens heran. Wir haben geſehen, wie ſein Erfolg ihm Sorgen über Sorgen aufbürdete. Nun aber begnügte ſich ſein hitziges Temperament nicht damit, ſich ruhig durch dieſelben hindurchtreiben zu laſſen, ſondern es drängte ihn, ſeine ſtreitluſtige Stimme laut geltend zu machen, und ernſte Konflikte, teils ſelbſtverſchuldeter Art, teils ſolche, die aus ſeiner Unfähigkeit entſprangen, ſich mit dem, was er für ein ſchreiendes Übel hielt, abzufinden, drohten, ſeinen Mut, der groß, und ſeine Geduld, die oft nur gering war, auf eine ſchwere Probe zu ſtellen.

Der Leſer, der ihm bis hierher von Stufe zu Stufe in ſeiner Entwickelung gefolgt iſt, wird allmählich imſtande ſein, ſich von den Anlagen, die ihn förderten ſowohl, wie von den Schwachheiten, die ihn hinderten, eine Vorſtellung zu machen. Daß er einen ungeheuren Fleiß und eine ungeheure Ausdauer beſaß, iſt klar; ebenſo daß er ſich äußerſt liebenswürdig zu machen verſtand; daß er, obſchon von Natur freundlich und ſanft, ſich bis zu einem gewiſſen Punkte entſchloſſen und unerſchütterlich zeigte, und daß zu Zeiten faſt brutale Zornesausbrüche mit einem etwas ſentimentalen Sichberuhigen bei dem ihn treffenden Mißgeſchick abwechſelten. Wir werden ſehen, daß in dem Kampfesjahre, in das er jetzt eintrat, ſeine ſchwer geprüfte Geduld ihn beinahe im Stiche ließ; daß er einigen ſeiner Sorgen mit einer wahren

Wut und Entschlossenheit die Stirne bot; daß aber, wenigstens bei einer Gelegenheit, doch ein Freund sich genötigt sah, die krankhafte Seite seines sehr erregbaren Charakters scharf zu rügen. Die Hauptursache der fortwährenden Störung seines Gleichmutes während dieser Zeit war sein leidenschaftlicher Zorn gegen die Nachdrucker, die in seinen Augen nichts weiter als Diebe und Räuber, eine Schande für den Buchhandel und für ihr Land, und ein Hindernis auf dem Wege des Erfolges für alle ehrlichen Verleger waren, deren erste Pflicht darin bestehe, sie auszurotten.

Die Nachdrucker in Deutschland hatten ihr unehrliches Gewerbe bis zu einem völlig unerträglichen Grade ausgedehnt, und dem Mißbrauch wurde durch die Zerstückelung des Landes in so viele getrennte Königreiche, Herzogtümer und kleinere Fürstentümer ein außerordentlich großer Vorschub geleistet. Jeder Staat hatte seine verschiedenen Gesetze, und keine Gesetzgebung hatte ein allgemeines Verlagsrecht anerkannt. Autoren und Verleger, die in Sachsen oder in einem noch kleineren Gebiet tätig waren, konnten keinen Vorteil und keinen Erfolg erwarten, so lange nicht ihre Werke über ganz Deutschland verbreitet wurden. Kaum aber hatte ein Verleger, der seinem Autor ein gutes Honorar bezahlte, sein Buch ausgesandt, so wurden in andern Fürstentümern billige Ausgaben veranstaltet, und zwar von Männern, die nicht einmal einen einzigen Taler für das Werk bezahlt hatten.

Die Versuche, die in Leipzig und früher in Frankfurt gemacht worden waren, der wachsenden Gefahr entgegenzutreten, hatten keinen Erfolg gehabt. Ja selbst mit den Schutzmitteln, die nach einander zugunsten der Verleger eingeführt worden waren, erreichte man nur, daß diese in Kosten gestürzt wurden, die zu den gewonnenen Vorteilen in keinem Verhältnis standen. Man zwang sie, Privilegien zu kaufen, die sie angeblich gegen den Nachdruck schützen sollten; für diesen armseligen, vom Staate gewährten Schutz, mußten sie bezahlen. Auf der andern Seite waren sie einer strengen

Kontrolle unterworfen. Eine unnachgiebige Zensur hinderte ihr Geschäft, ohne ihm Rechte genügend zu sichern.

Die berühmte Leipziger „Bücherkommission" hatte zwar alle Buchhändler, Verleger, Buchbinder und Autoren, was privilegierte und verbotene Bücher betraf, zu überwachen, ihnen neue Privilegien auszustellen und sie gegen irgend welche Verletzung derselben zu schützen, aber sie mußte die Übeltäter selbst den gewöhnlichen Gerichtshöfen zur Bestrafung überweisen. Es war lediglich eine allgemeine Überwachungsbehörde, die, während die Literatur in mancherlei Weise durch die Zensur beeinträchtigt wurde, sich auffallend ungenügend zur Unterdrückung des Nachdrucks erwies. Privilegien zum Druck besonderer Werke wurden dringenden und zahlenden Nachsuchern zwar gewährt, aber ohne sorgfältige Prüfung vorheriger Rechte, und selbst wo man dergleichen Rechte anerkannte, genügte eine Änderung in der Form des Werkes oder selbst im Druck, um die Gestattung eines neuen Privilegs als gerechtfertigt gelten zu lassen. So lax sich aber die sächsische Regierung selbst bewies, tat sie doch ihr Bestes, ihre Untertanen gegen andere zu schützen. Der Kurfürst von Sachsen erließ ein fulminantes Dekret wider den Nachdruck im „Reich"; aber die darin enthaltenen strengeren Bestimmungen waren eine bloße Wiederholung alter Reskripte mit einigen neu hinzugefügten Klauseln, die auf Kosten des deutschen Buchhandels Leipzig das Monopol eines neuen und rasch wachsenden Literaturzweiges, nämlich der Übersetzungen der alten und ausländischen Klassiker, sichern sollten. Es war natürlich, daß Deutschland einer so selbstsüchtigen Strafpredigt kein Gehör schenkte. Das Reich gehörte mit zu den Hauptübeltätern. Unzählige Male hatte Göschen die „Schandtaten" der Bücherdiebe im Reich, die kein Gesetz zur Rechenschaft ziehen konnte, an den Pranger gestellt. Tausende von Exemplaren bedeutender Bücher wurden innerhalb seiner Grenzen verkauft, während Göschen selbst kaum einige hundert absetzte.

Der Grad, bis zu welchem die öffentliche Meinung vererbt war, und die Art und Weise, in der die Regierungen gewisser Länder den Nachdruck tatsächlich unterstützten, nämlich als ein patriotisches Mittel, um den Untertanen billige Literaturerzeugnisse zukommen zu lassen, erhellt aus einem lächerlichen Ereignis, das Wieland erlebte, als er mit zornigem Humor seiner scharfen Feder im „Merkur" freien Lauf ließ, um die Verwerflichkeit des Nachdrucks darzutun. Er veröffentlichte als ein ununterzeichnetes jeu d'esprit den Prospekt einer „Vereinigung patriotischer Freunde der Literatur für die Herausgabe einer Universalbibliothek aller Künste und Wissenschaften." Ihr Ziel sollte sein, die allgemeinste und schnellste Verbreitung der ganzen Ernte des Jahres von allen heimischen Arbeitern auf allen Gebieten des Wissens. Dazu sollten die Preise aller literarischen Erzeugnisse so niedrig gestellt werden, daß das lesende Publikum für zehn Taler alle Werke des Jahres kaufen könnte. Mit unnachahmlicher Ironie spielte Wieland die Rolle eines Verteidigers des Nachdrucks und legte mit einschneidendem Sarkasmus die grobe Unsittlichkeit der Argumente bloß, mit denen er verteidigt wurde.

Er griff die unglaubliche Duldung an, welche die Regierungen dem Nachdruck gegenüber an den Tag legten, eine Duldung, die, wie man allgemein versicherte, nicht nur mit dem stillschweigenden sondern mit dem ausgesprochenen Einverständnis der Landesherren ausgeübt wurde.

Diese Scheinankündigung schloß mit der Bemerkung, daß die „Vereinigung" sich verpflichtet fühle, vor einer gewissen Bande verkappter Schmuggler-Verleger zu warnen, die unter der Maske des Patriotismus ihre selbstsüchtigen Ziele versteckten. So habe ein gewisser Gerle in Prag sich nicht geschämt, eine Sammlung nachgedruckter Werke zu dem gewiß nicht billigen Preise von einem Kreuzer den Bogen zu verkaufen. Der Verein aber wolle sich von diesem Pseudonachdrucker nicht besiegen lassen, und würde dem Publikum eine nachgedruckte Ausgabe seiner nachgedruckten Sammlung zu halbem Preise anbieten!

Der Humor der Geschichte aber liegt in dem, was auf Wielands Verspottung folgte. Es wirft ein Licht auf die riesige und lächerliche Ausdehnung, die dieser schamlose Nachdruckerhandel angenommen hatte. Man hielt diese erdichtete Ankündigung für eine von einer tatsächlichen Gesellschaft ausgehende. So unglaublich wie es scheint, faßte die Handlung deren Geschäftsführer „ein gewisser Gerle in Prag" war, die Anzeige als ernstgemeint auf und sandte eine heftige Antwort mit der Unterschrift: „Der Herausgeber der Encyclopädischen Sammlung von Neudrucken" an Wieland als den Herausgeber des „Merkur", indem sie zugleich an seine wohlbekannte Unparteilichkeit die Forderung stellte, diese Antwort in die nächste Nummer der Zeitschrift einzurücken. Gerle und Konsorten leugneten hierin den Nachdruck durchaus nicht, sondern gaben nur die vermeintliche neue Gesellschaft als eifersüchtige Konkurrentin dem „Abscheu preis". So begierig waren sie als Anhänger des Monopols ihre Gegnerin aus dem Felde zu schlagen, daß sie vor keiner Schmähung zurückschreckten. Wenn die Vereinigung nachgedruckte Sammlungen zu einem noch niedrigeren Bruchteil eines Kreuzers pro Bogen anbiete, als sie selbst es täten, so würde die Prager Gesellschaft das Gleiche tun!

Wieland war aufs höchste belustigt und veröffentlichte in seiner Freude über die Gelegenheit zu weitern Ausfällen eine humoristische Entgegnung im „Merkur"; in einem späteren Hefte jedoch warf er die Verkleidung des Vertreters der vorgeblichen „Vereinigung" ab, und teilte links und rechts seine Hiebe aus mit erfrischender Kraft, aber auch mit Betrübnis über die absolute Unfähigkeit seiner Landsleute, die sarkastische Behandlung eines Gegenstandes zu verstehen. Er hatte diese Verkleidung gewählt, um unter dem Vorwand, die Sache der Nachdrucker und ihrer hohen Gönner zu verteidigen, die Torheit der Gründe, mit denen man den Nachdruck rechtfertigte, bloßzustellen, und den Autoren und Verlegern sowie dem „guten Publikum und den erlauchten

Beschützern unserer berüchtigten Bücherdiebe" einige Wahrheiten zu sagen. Aber es war ihm nicht gelungen. Man hatte seine Ironie mißverstanden.

Ein anderer halb ernsthafter Punkt beunruhigte Wieland. Hatte er Schaden gestiftet? Hatte sein Spott etwa gewisse Schritte der Nachdrucker gar angeregt, insbesondere das große Unternehmen des Herrn „Johann Thomas, Barons von Trattner, Kaiserl. Königl. Hofbuchhändlers und Verlegers in Wien", durch das per fas et nefas Aufklärung über die Kaiserlich-Königlichen Staaten verbreitet werden sollte? Dieser Herr und seine Freunde hatten nicht nur beschlossen, die gangbarsten literarischen Erzeugnisse der Zeit samt und sonders nachzudrucken, sondern sie hatten sich tatsächlich an die Autoren selbst gewandt, mit der Bitte um Originalwerke, indem sie diesen in kaum verhüllter Weise zu verstehen gaben, daß, wenn sie ihre Schriften nicht zu den von ihnen gütigst gewährten Bedingungen aushändigten, sie dieselben ohne ihre Erlaubnis drucken würden.

Mit Recht meinte Wieland, die Schändlichkeit dieses ganzen Planes ließe sich weder mildern noch verwischen durch irgend einen Vorwand ehrlicher patriotischer Absichten; ebenso wenig wie die Heldentaten der Straßenräuber um ein Jota verbessert werden könnten durch die Absicht derselben, „dem heiligen Georg und seinem Drachen oder irgend einem andern Heiligen der Legende die schönste Kapelle in der Welt" zu errichten.

Aber auch hier finden wir jene phänomenale Abgestumpftheit gegen die ersten Grundsätze einer moralischen Geschäftsführung. Baron von Trattner war so weit davon entfernt, in dem Plane irgend etwas Niedriges zu finden, daß er vielmehr ohne das geringste Schamgefühl die „edelst denkenden" Wiener Schriftsteller einlud, sich daran zu beteiligen. Er ging so weit, ein Rundschreiben an sie zu richten, dem ein Verzeichnis von Büchern, mit denen ein Anfang gemacht werden sollte, beigegeben war. Auch erbat er sich ihre

Meinung über einen schriftlichen Entwurf des Unternehmens, den er einschloß, und ersuchte sie, diejenigen Bücher zu bezeichnen, die zu einer weiteren „Aufklärung" in allen Wissenszweigen notwendig oder wünschenswert erschienen. Dieser Entwurf war selbst dem Kaiser vorgelegt worden!

Die Antworten der Autoren hatte Wieland sich verschafft. In ihrem Unwillen über den schändlichen Vorschlag hatten sie ihre Veröffentlichung gestattet, und sie wandten sich gegen den Absender des Zirkulars in den schärfsten Ausdrücken.

Die Ausführlichkeit, mit der ich Wielands Bloßstellung des Nachdruckunwesens und der verkehrten öffentlichen Meinung, die selbst er aus ihrer Stumpfheit nicht zu erwecken vermochte, dargelegt habe, bedarf hoffentlich keiner Entschuldigung. Sie war notwendig, um die außerordentlich weiten Verzweigungen des schändlichen Gewerbes, die ihm entgegengebrachte Duldung und seinen verderblichen Einfluß auf die wahren Interessen der Autoren und der ehrlichen Verleger nachzuweisen.

Dieser Zustand der Dinge nun entfachte in dem hitzigen Temperament meines Großvaters einen Zorn, der nicht selten die Grenzen des guten Geschmackes übersprang, ihn aber zu wahrhaft herkulischen Anstrengungen in der Verteidigung der Rechte ehrlicher Männer anspornte.

Die damaligen Verleger suchten durch Veranstaltungen mancherlei Art die Pläne der Nachdrucker zuschanden zu machen. Die gewöhnlichste Form der Verteidigung bestand darin, die Werke heft- oder nummerweise zu veröffentlichen. Diese Methode hatte jedoch das Resultat, daß viele interessante Bücher bloß Bruchstücke blieben. Als Schillers „Carlos" in der „Thalia" erschien, machten sich die Nachdrucker eifrig daran, die einzelnen Teile zusammenzusetzen; aber die Veröffentlichung des vollendeten und durchgesehenen Stückes durchkreuzte ihre Pläne. Die Verleger legten daher außerordentlichen Wert auf die Durchsicht und Änderung solcher Schriften,

die zuerst nummernweise erschienen waren, ehe sie zu einer vollständigen authentischen Ausgabe schritten.

Als der „Geisterseher", der, wie wir sahen, in ähnlicher Weise in den aufeinander folgenden Thaliaheften das Licht erblickte, nun als Ganzes veröffentlicht werden sollte, druckte Göschen im „Merkur" folgende Warnung an unternehmende, auf den Nachdruck begierige Verleger ab:

„Anzeige. — Ein paar fleißige Männer in Berlin und Wien haben sich die Mühe gemacht, die unvollständigen Bruchstücke des Geisterssehers aus der Thalia — nicht nachzudrucken — sondern auszuziehen. Diesen Herren diene es zur angenehmen Nachricht, daß eine vollständige Ausgabe dieser Erzählung in zwey oder drey Bändchen binnen kurzem in meinem Meßkatalog erscheinen wird und zwar unter dem Schutz des Autors selber. Es steht zu hoffen, daß das Publikum lieber diese Veröffentlichung erwarten wird, als noch einmal die Bruchstücke in getrennten Exemplaren zu kaufen."

Manchmal nahmen die Verleger zu ihrem Schutze Zuflucht zu dem fragwürdigen Kunstgriff, sich selber nachzudrucken; das heißt, sie veröffentlichten fast gleichzeitig mit ihren eigenen angekündigten und autorisierten Ausgaben billige Ausgaben auf sehr schlechtem Papier ohne Namen, indem sie ihnen auf diese Weise ganz das Aussehen eines Nachdrucks gaben. Sie hofften dadurch den Verkauf in ihren eigenen Händen zu behalten und die „Räuber" zu verscheuchen. Es war aber ein Verzweiflungsakt, den die Autoren ohne Zweifel anders beurteilten als die Verleger. Was in Wahrheit not tat, war, was schon Wieland mit Nachdruck geltend gemacht hatte: die Regierungen der verschiedenen Staaten zu veranlassen, zu einer gemeinsamen Gesetzgebung ihre Zustimmung zu geben, die dem schweren Unrecht, das bisher den Ehrlichen unter den Buchhändlern zugefügt wurde, ein Ende machen konnte.

Mein Großvater beteiligte sich, wie gesagt, mit ganzer Seele am Kampf. Jahrelang stritt er für die Sache. Einige

seiner Autorenfreunde versuchten die Hitzigkeit seiner Angriffe zu mildern, aber vergebens. Keine Gelegenheit durfte versäumt werden, um Hiebe auszuteilen. Verwünschungen der „Schufte" mußten jede Ankündigung neuer Werke begleiten. Jedes neue Buch mußte als ein Mittel zur Züchtigung der „Nachdruckerbande" dienen. Manchmal lehnten sich die Autoren allerdings dagegen auf, ihre Werke zu solchen Zwecken herabgewürdigt zu sehen, aber Göschen, der Unbußfertige, sündigte immer von neuem. Schiller sowohl wie Körner suchten ihn zurückzuhalten, aber er ließ sich schwer zügeln. Sie wiesen ihn darauf hin, daß er durch sein Verfahren die Aufmerksamkeit der Nachdrucker ja nur um so mehr auf seine Bücher lenkte; aber sein kriegerisches Ungestüm wollte in dieser Sache keine Einmischung dulden. Bei besonderen Gelegenheiten pflegte er freilich mit Rücksicht auf die Einsprache der Autoren nachzugeben, aber er kehrte immer wieder zum Angriff zurück. „C'etait plus fort que lui."

Als ein beinahe komisches Beispiel, wie weit Göschen in der Benutzung jeglicher Gelegenheit zum Angriff ging, möge hier erwähnt werden, daß sich in der Liste der Pränumeranten zu Goethes Werken im vierten Bande hinter den Namen hochgestellter Leute, die den Dichter durch ihre Unterschrift ehrten, auch folgende Scheinunterschrift findet:

„Ein Nachdrucker in —. Diesem abgesonderten Menschen, den die folgende Zueignungsschrift nichts angeht, giebt der Verleger die Versicherung, daß er wohlüberlegte Maßregeln gegen ihn genommen hat."

Es liegt ein gewisser grimmiger Humor in dem Gedanken, daß ein Verleger auf ein Werk subskribiert, mit der Absicht es nachzudrucken. Zugegeben aber muß werden, daß sich diese Zornesausbrüche Göschens in öffentlichen „Notizen" mehr durch ihre Kraft als durch ihren Takt auszeichneten. Als Goethe den Namen dieses außerordentlichen Subskribenten auf der Liste sah, richtete er an Göschen das sehr natürliche Ersuchen, „diesen Bannfluch" bei einem Neudruck wegzulassen.

Es ist einigermaßen schwierig, eine klare und folgerichtige Darstellung des Göschenschen Kampfes gegen den Nachdruck zu geben, weil im allgemeinen nur aus seinen Briefen zu ersehen ist, wie er dabei verfuhr, und diese enthalten oft Anspielungen auf etwas Vorhergegangenes und als bekannt Vorausgesetztes, wozu uns jetzt der Schlüssel fehlt.

Wahrscheinlich war es der Nachdruck des Stolbergschen „Sophocles" oder irgend welcher andrer von Göschen zur Ostermesse von 1787 veröffentlichten Werke, der den ersten Anstoß zu seinem aktiven Kreuzzug gab.

Er verfaßte eine Abhandlung und bat Bertuch in Karlsruhe und Körner in Dresden soviel Lärm als möglich davon zu machen. Auch Wielands Hilfe nahm er am 21. Juni in Anspruch.

„Ich habe einen Aufsatz über Buchhandel und Nachdruck verfertiget", schrieb er, „Ich wäre so frey Sie zu bitten, solchen durch den Merkur in die Welt zu senden, aber er ist hie und da etwas stark geschrieben, und ich muß sehen wie ich der Censur echappire . . ."

Im September desselben Jahres wurde Bertuch in Bewegung gesetzt mit Bezug auf eine öffentliche Anzeige, die Göschen unterzeichnet hatte.

„. . . Nun komme ich zu der häßlichen Nachdrucksgeschichte," heißt es in dem Briefe. „Helfen wird mir die Anzeige für jetzt nichts; allein ich muß so los ziehen, damit andere sehen, daß ich keck bin und damit der, welcher noch ehrlich ist, nicht zu tolerante Gesinnung bekommt. Zweitens weil ich wünsche, daß ich verklagt werde, damit die Sache lauter und lauter wird und es endlich zu einem Gesetz kommt. Jede Entwendung des Eigenthums ist Diebstahl, braucht es Gesetze wider jede besondere Art der Entwendung? Wenn das kein Laster seyn kann, was kein Gesetz wider sich hat, so existiren keine neuen Laster unsers Zeitalters. Ich fürchte ich werde meinen Zweck von Schmieder angeklagt zu werden, nicht erreichen, denn die Rechtsgelehrten behaupten: Ich

könne nicht angeklagt werden. Auch hab ich die Sache schon in Dresden vorläufig dem Minister vorgebracht. An den Markgrafen hab' ich sehr submisse geschrieben in einem anständigen Ton ohne Schimpfwörter . . ."

Ich habe den „submisse" geschriebenen Brief nicht gesehen; aber die erwähnte Anzeige wird folgende entschieden „aggressive" Nachricht in der „Literaturzeitung" gewesen sein:

„Nachricht. — Christian Gottlieb Schmieder in Carlsruhe hat die beispiellose Bosheit begangen und sechs neue Bücher aus meinem Verlage von einer Messe auf einmal nachgedruckt. Ich klage diesen Menschen hiermit öffentlich eines unerhörten Raubes an und warne jedermann, der so unglücklich ist, mit diesem Manne in Geschäften zu stehen oder Verhältnisse zu kommen, sich für diesen Böswicht wohl in Acht zu nehmen. Ein Mann ohne Redlichkeit, ohne Ehre und Gewissen, ist ein gefährlicher Mann in jedem Verhältniß des Lebens. Ich hoffe, daß jeder redliche Buchhändler gegen diese That den größten Unwillen fassen wird. Sollte sich aber jemand mit dem Verkauf dieser Nachdrucke befassen, so werde ich so bald ich Beweise davon in Händen habe, ihn in öffentlichen Blättern als Helfershelfer und Mitgenossen dieses Diebes namentlich vorzeigen."

Körner mit seinen Enthusiasmus für die Schriftstellerei und mit seinem juristisch-philosophisch gebildeten Geist, ging aufs eifrigste auf Göschens Ansuchen ein. Über den ihm gesandten Aufsatz seines Freundes läßt er sich folgendermaßen vernehmen:

Dresden, d. 27ten Aug. 1787.

„. . . Ihr Aufsatz über Nachdruck enthält gewiß viel Wahres; deutlich und mit Nachdruck gesagt. Man hat, deucht mich, die Frage über die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks ohne Noth verwickelt, indem man sie aus der Lehre vom Eigenthum ausscheiden wollte. Der Grund liegt tiefer und ist der nehmliche worauf das Eigenthum des beackerten Landes beruht. Gewisse Arbeiten wird niemand übernehmen,

ohne des ausschließenden Nutzens sicher zu seyn oder nur der darf erndten welcher gesäet hat. Sobald man die Nothwendigkeiten solcher Arbeiten einsieht (z. B. Feldwirthschaft, Bergbau) so wird die Sicherheit ihres Nutzens durch Verträge oder Landesgesetze festgesetzt. Soll also Schriftstellerey begünstigt werden, so sind Gesetze wider den Nachdruck nothwendig. Regierungen, die dies nicht einsehen wollen, müssen durch Repressalien dazu gebracht werden. Aber wie, wenn sie keine Unterthanen haben, die etwas Kluges schreiben oder verlegen? Um deßwillen hielt ich einen Reichstagsbeschluß für das Beste, um die kleinen Fürsten im Zaum zu halten . . ."

Später, am 7. Oktober, fährt er in demselben Thema fort:

„Ich bin Ihnen noch eine Antwort schuldig, lieber Freund, wegen des Nachdrucks. Um die Sache an den Reichstag zu bringen, würde wohl am besten seyn, wenn die Buchhändler, welche hauptsächlich bei der Sache interessirt wären, sich vereinigten und denjenigen angesehenen deutschen Hof durch eingezogene Erkundigung aufsuchten, der sich am lebhaftesten für den Nachdruck beym Reichstag interessiren würde. Hier muß negociirt, auch kein Geld geschont werden. Von Sachsen ist nichts zu erwarten, weil der Nachdruck ihm wegen der Privilegien vortheilhaft ist. Ob von Brandenburg oder Hannover müssen Sie von Berliner oder Göttinger Buchhändlern erfahren. Ein solcher Hof muß mittelbar oder unmittelbar die Sache bey dem Reichstage in Vortrag bringen. An diesen müssen sich eine Anzahl bedeutender Buchhändler wenden, ein Memorial mit ihren sämmtlichen Unterschriften eingeben, und eine Deduction ihres Rechts beilegen. Nachher muß in Regensburg negociirt werden. — Vielleicht können Sie diese Messe bei Ihren Collegen etwas auswirken."

Göschens Kampf wider den Nachdruck im Jahre 1787 hatte trotzdem nur geringen Erfolg. Die „Bücherräuber"

florirten nach wie vor, und die Regierungen rührten sich nicht.

Im Jahre 1790 finden wir Göschen wieder auf dem Kriegspfade. Die Nachdrucker wurden immer kühner und kündigte ihre gestohlene Ware geradezu in den Spalten der erwähnten „Literaturzeitung" an. Göschen schrieb darüber an Wieland:

„Die Nachdrucker erkühnen sich jetzt ihre Räubereyen durch das Intelligenzblatt der Litteraturzeitung anzukündigen. In dem vorigen Monat oder im Januar werden Sie Schrämbel seine Nachdrücke der besten Dichter mit Lobeserhebungen ihrer Eleganz angekündigt finden. Können das die deutschen Schriftsteller so mit ansehen? Man sagt: Ja, die Nachdrucke beschämen die Originalausgabe. Ganz natürlich kann ich mehr auf Eleganz wenden, ohne theurer zu werden, wenn ich kein Honorar zu zahlen brauche . . ."

Auch in andrer Weise betätigte Göschen seinen Eifer. In demselben Jahre 1790 rief er gegen den Verleger Imhoff in Köln die Hilfe des Gesetzes an. Dieser hatte tatsächlich Ballen seiner Nachdrucke nach Leipzig zum Verkauf gesandt. Ein Bündel „Acta" hat mir vorgelegen, in dem die Vorgänge berichtet werden. Sie enthalten eine Petition Georg Joachim Göschens, Leberecht Crusius, Kummers in Leipzig und Schwans und Götzes in Mannheim an die Bücherkommission in Leipzig, die von Imhoff in Köln an den Buchhändler Beer in Leipzig gesandten Bücher zu konfiszieren, und zwar aus dem Grunde, weil er es gewagt habe, nicht nur Bücher der Kläger nachzudrucken, sondern sie sogar nach Leipzig gesandt habe. Als nun der Bücherinspektor Beer aufsuchte, um den Befehl der Bücherkommission auszuführen, erklärte dieser, er habe, seit er von Imhoffs Nachdruck Kenntnis erhalten, aufgehört sein Agent zu sein, ja, er habe augenblicklich gar keine von seinen Büchern im Besitz. Einige Tage später jedoch erreichten ihn zwei Ballen Imhoffscher Bücher aus Köln; er weigerte sich, sie zu behalten, erklärte vielmehr, er be-

absichtige sie zurückzusenden. Da aber mischte sich Göschen ein, indem er sich erbot, die Bücher so lange in seine Verwahrung zu nehmen, bis sie gesetzmäßig inspiziert werden könnten. Zugleich aber sprach er den Wunsch aus, daß dies sobald als möglich geschehen möge. Dies war am 11. Mai 1790. Die Behörden waren nicht von dem gleichen Eifer beseelt wie Göschen. Erst im folgenden April schickte Imhoff einen Vertreter, um bei der Öffnung der Ballen gegenwärtig zu sein. Diese fand am 18. April in Gegenwart von Göschen, Imhoffs Vertreter, Schwan usw. statt, und eine ganze Reihe von Nachdrucken, viele hundert Bände an der Zahl, die alle das rechtliche Eigentum andrer Verleger, besonders Schwans in Mannheim waren, wurden vorgefunden; aus Göschens Verlag der „Don Carlos". Ein vollständiges Verzeichnis dieser Bücher ist in den „Acta" gegeben. Dahinter steht folgender Beschluß:

„Der Buchhändler Imhoff aus Köln am Rhein ist, im Fall er sich hier befindet, vorzufordern und wegen seiner unerlaubten Anmaßung des Nachdrucks, umständlich zu vernehmen."

Die „Acta" schließen mit einem Briefe der klägerischen Verleger, worin sie der Bücherkommission für ihre Hilfe danken, und sie zugleich ersuchen, den J. S. Imhoff nach dem Gesetz zu bestrafen, „für seine boshaften Nachdrücke und für seine Frechheit, dieselben selbst nach Leipzig zu senden" (31. Mai 1791).

Bei allen diesen Vorgängen war es Göschen, einer der jüngeren unter den Leipziger Verlegern, der als Verfechter der Rechte der Verleger im Vordertreffen stand.

In dem gleichen Jahre 1790 scheint er noch einen Versuch gemacht zu haben, die deutschen Regierungen zu veranlassen, energische Schritte im Interesse und zum Schutze des legitimen Buchhandels zu tun. Diesmal wandte er sich an seinen einflußreichen Dresdener Freund W. G. Becker, in der Hoffnung, daß dieser den Kaiser Leopold beeinflussen könne.

Dieſer antwortete:

Karlsbad, d. 5. Aug. 1790.

„Wertheſter Herr und Freund!

. . . Ich dränge mich nie an Große; aber ich ſchätze mich glücklich, in Leopold*) einen vortrefflichen Fürſten gekannt zu haben. Er hat mir in der That viele und große Beweiſe ſeiner Gewogenheit gegeben und vor nicht langer Zeit hat er mich derſelben aufs neue verſichern laſſen. Faſt darf ich mir ſelbſt ſchmeicheln, daß er meinem Vortrage einige Aufmerkſamkeit ſchenken würde: indeſſen — wie vieles ändert ſich mit andern Verhältniſſen ab! Verſprechen kann ich nichts, als die Supplik ſicher und zuverläſſig in ſeine Hände zu bringen: aber mein Möglichſtes will ich thun, durch eigenen beygefügten Vortrag der Sache, das Anſehn zu unterſtützen. Ich werde ſowohl Ihre eigene Sache als die Sache der Schriftſteller verfechten; und ich hoffe einen guten Erfolg.

Setzen Sie demnach in Vereinigung mit Ihren Kollegen eine Bittſchrift an den König auf, und laſſen Sie ſelbige, ſowohl von den Dreßdner als Leipziger Buchhändlern unterſchreiben. Sorgen Sie dafür, daß ſie nicht zu lang werde. Ich werde mein Möglichſtes thun die Sache zu unterſtützen. Vergeſſen Sie aber auch nicht, daß gegenwärtig ein Zeitpunkt iſt wo Sie insgeſamt den Churfürſten, ſowie die preußiſchen Buchhändler ihren König, angehen ſollten, es dahin bringen zu helfen, daß es wirklich zum Reichsgeſetz würde, keinen Nachdruck zu geſtatten, und nachgedruckte Schriften zu verbieten . . . Kann ich den König Leopold gewinnen, daß er den Nachdruck in ſeinen Landen verbietet, ſo hoffe ich ihn deſto leichter dahin zu

*) Kaiſer Leopold II.

vermögen, daß er es nachher zur Reichssache mache um in Regensburg darüber verhandeln zu lassen . . .

Ich verharre mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster Freund und Diener

W. G. Becker.*)

P. S. Bin ich glücklich, so muß dann ein Generalsturm im ganzen Reich gewagt werden, und dann will ich Ihnen meine Meinung sagen, wie die Sache anzufangen wäre."

Es ist mir nicht bekannt geworden, daß sich irgendwelche greifbare Resultate aus den von den Verlegern möglicherweise vereinbarten Schritten ergaben, noch auch, daß Leopold oder irgend eine deutsche Regierung auf lange Jahre hinaus die Sache im Ernst in die Hand nahm. Sie kommt immer wieder an die Oberfläche, und der Buchhandel leidet fortwährend unter dem unerträglichen Albdruck des ungehinderten Nachdrucks bis weit in das zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hinein.

Die durchzuführende Aufgabe war zu groß, zu kompliziert. Die Zahl der deutschen Bundesstaaten, deren gemeinsames Vorgehen zur Unterdrückung des schändlichen Gewerbes nötig war, betrug achtunddreißig! Wollte man sich durch Privilegien sicher stellen, so waren deren achtunddreißig erforderlich, um auch nur einen beschränkten Schutz zu gewähren. Obendrein waren, wie gesagt, einige dieser Regierungen nicht nur gleichgiltig gegen den Nachdruck, sondern begünstigten ihn geradezu. Natürlich war die Entartung, die dieser Zustand mit sich brachte, beklagenswert. Friedrich Perthes, der patriotische Verleger, der sich gegen den Schluß der Napoleonischen Kriege vergeblich anstrengte, eine Gesetzgebung gegen den Nachdruck vom Bundestag zu erwirken,

*) W. G. Becker, Schriftsteller (1753—1813). Professor an der Ritterakademie zu Dresden.

ſchrieb mit Bezug auf Frankfurt, daß dort alle Verleger mit einer Ausnahme ſich lebhaft am Nachdruck beteiligten; und zwar druckten die meiſten nicht nur Verleger außerhalb Frankfurts nach, ſondern ſogar ſich ſelbſt, und alle ſchienen ihre rechtmäßigen Verlagsartikel durch ihre Verbindung mit ausländiſchen Nachdrucksfirmen abzuſetzen, ſo daß ihre ganze Geſchäftsführung unlöslich mit dem Nachdruck verknüpft ſei. Und doch beſtände die Mehrzahl derſelben aus ehrlichen und achtbaren Männern, und wenn man nicht ungerecht ſein wolle, könne man von ihnen nur ſagen: „Ländlich, ſittlich.“

Angeſichts eines ſo weit verbreiteten, tief in der Verfaſſung Deutſchlands wurzelnden Übels war es klar, daß, ſolange eine ſolche Menge von Kleinſtaaten exiſtierte, irgendwelche Anſtrengungen Göſchens im Jahre 1790 kaum auf Erfolg rechnen konnten.

Es iſt in der Tat eigentümlich, daß mein Großvater, ein erſt wenige Jahre etablierter Verleger, eine ſo hervorragende Rolle in dieſer Frage öffentlichen Rechts ſpielen ſollte, mitten in ſeinen drückenden Privatſorgen und zu einer Zeit, wo ſein emporgeblühtes Geſchäft nach menſchlichem Dafürhalten mehr als genügend war, um ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Energie in Anſpruch zu nehmen.

Aber mehr als alle andern Sorgen brachte ihn der Nachdruck ſeiner Bücher außer ſich, und verleitete ihn nicht nur gewöhnlich zu Ausdrücken und Handlungen maßloſen Zornes, ſondern auch gelegentlich beinahe dazu, die Flinte ins Korn zu werfen.

In einer ſolchen Stimmung muß er ſich im September 1787, ungefähr zu der Zeit, als er ſeinen „nachdrücklich“ geſchriebenen Aufſatz über den Nachdruck verfaßte, befunden haben; wenigſtens läßt ſich nachfolgender ſehr offenherzige Brief Meißners mit ſeiner freundſchaftlichen, poetiſchen, aber nichtsdeſtoweniger ſehr deutlichen Rüge nur daraus erklären, daß dem kampfbereiten Verleger dergleichen bitterliche Zornes-

worte über den Nachdruck seiner Werke und die Verbrechen des abscheulichen Schmieder entschlüpft waren.

„Wenn Ihr Brief", so lautet das Schreiben, „wie ich glaube die Absicht mich zu frappiren hatte, so hat er solche reichlich erfüllt. Denn, bei meiner Seele, so fing sich, seit ich Briefe lesen kann, noch keiner, der an mich gerichtet war, an. Bei den ersten Perioden hielt ich Sie für unwillig auf mich und staunte nur, denn ich wußte nicht warum? Tiefer hinein fand ich Sie unzufrieden mit der ganzen Welt und bedauerte Sie dann. Denn so oft man auch Grund zu solch einer Misantropie haben kann — und vielleicht hätten das Millionen nicht so, als ich eben iezt — so wenig fand ich doch, daß es jemals Nuzzen bringe.

‚Die Götter luden einst dem Menschen eine schwere Last auf, und er trug sie bis zur Erde gebeugt. Auf seinen Rücken brannte ihn die Sonne und von unten auf quälte ihn der aufsteigende Staub. Erfahrung macht' ihn klüger. Er trug sich aufrechter; die Sonne fuhr fort ihn zu brennen; aber der Staub belästigte ihn wenigstens minder. Geendigt war seine Prüfung nicht, aber gelindert doch.'

Ich wüßte nicht, daß diese Fabel irgendwo stünde. Sie taugt auch wirklich als Dichtung nicht viel. Aber die Anwendung ist richtig und leicht. Zudem ließe sich noch viel sprechen: ob dieser Schmiederische Spitzbubenstreich Sie zu alle dem Aufbrausen, das Sie zeigen auch würklich berechtige? zu dem Vorsatz nun selbst Gauner zu werden! zu der Versicherung gegen mich, der ich doch wohl nie mit Schmieder in Kompagnie treten, und etwa Stolbergs Schauspiel nachdrucken möchte, um tot und eiskalt zu seyn! zu der Behauptung, daß Alles nur den andern zu betrügen suche, u. s. w. Ärgerlich, höchst ärgerlich ist dieser Unfall gewiß. Aber hoffentlich nicht — wie Sie schreiben — zu Grunde richten, sondern einen hoffentlichen und verdienten Nuzzen wird er Ihnen rauben. Durch den Nachdruck seiner Werke wurde noch nie ein Autor oder Verleger bankrutt. Ein Stück

trockenes Brot behielt iener immer und dieser einen Braten. Ohne Nachdruck hätte aber freilich der Schriftsteller einen Sparpfennig und der Verleger ein Kapital erwerben können.

Übrigens hoff ich, daß verschiedene Ausdrücke Ihres Briefs nur Ihre Laune im allgemeinen und nicht — wie ein argdenklicher Leser schier herauslesen könnte — ein Unwillen gegen mich erzeugt hat . . .

Ich bin trotz Ihrer Bärbeißigkeit mit Lieb und Achtung

Ihr wahrer, warmer Freund

Meißner."*)

Mit der Zeit folgte Göschen dem Rate seines Freundes, wie ihn die Fabel so treffend bot. Er trug seine Last, aber nun nicht länger zur Erde gebeugt, sondern mannhaft und aufrecht, obschon der von unten aufsteigende Staub niemals ganz aufhörte, sein empfindliches Gemüt zu quälen.

*) A. G. Meißner, beliebter Erzähler und Professor in Prag.

Goethe in der Campagna.
Nach einem Gemälde von Tischbein
im Städel-Museum, Frankfurt.

Neuntes Kapitel.

Goethes „Gesammelte Werke". — Ein folgenschwerer Bruch.

1787—1791.

In der Geschichte seines Feldzuges gegen den Nachdruck haben wir Göschen weit über die stürmische Periode seines kampfesreichen Lebens zwischen Ostern 1787 und Ostern 1788 hinaus begleitet. Für ihn war dies ein höchst bedeutsames Jahr, voller Gemütsbewegung und Glückswechsel, voll von bitterem Kampf und voll von freudigen Ereignissen. Im Verlaufe desselben wurde sein Verhältnis zu Wieland immer freundschaftlicher und vielversprechender; dagegen wurde er durch das Goethe-Unternehmen in eine wahre Flut von Sorge und Unruhe gestürzt. In diesem Jahre löste sich auch die Teilhaberschaft mit Körner, und es war gegen Ende dieses Jahres, daß ihm die Krone des Lebens, das höchste Glück eines liebenden Weibes zuteil ward.

Was zunächst den Fortgang des Goetheschen Verlages anbetrifft, so war derselbe mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden. Mitte Mai wurden drei Bände veröffentlicht und ausgegeben, aber Göschen war von einigen Kupfern so enttäuscht, daß er Goethes eigene Exemplare und andere für hohe Persönlichkeiten bestimmte zurückbehielt, bis er „das elende Zeug" durch befriedigendere Platten ersetzen konnte. Dies stellte sich als ein verhängnisvoller Fehler heraus, denn nun erhielt das Publikum das Werk *vor* Goethe — ein höchst ungünstiger Anfang für die Ausgabe der gesammelten Schriften! Ende des Monats begann Göschen Geschenks-

exemplare zu verſenden, unter andern eins an die kunſtliebende Herzogin-Wittwe Amalie. Bald aber wurde ſeine Geduld wiederum auf eine harte Probe geſtellt. Herder nämlich, der große Herder, dankte ihm zwar für ſein Freiexemplar, fügte aber hinzu, daß er mit dem Drucke unzufrieden ſei. „Ich habe ihm ja ſolchen vorher gewieſen!“ ruft darauf Göſchen ärgerlich aus und fährt dann fort: „Er“ — Herder — „beklagt das wegen ſeiner großen Achtung für Göthe ſehr. Wie ſoll mann's am Ende in der Welt machen? Gott weiß es, ich nicht!“ *)

Und ſelbſt als der Drucker den vierten Band, auf den Göſchen ſehnſüchtig gewartet, abgeliefert hatte und alles fertig war, ſtellte ſich heraus, daß die ungünſtige Kritik der äußeren Erſcheinung der Bände ſich nicht auf Herder beſchränkte. Ich ſchließe dies wenigſtens aus der defenſiven Stellung, hinter der ſich Göſchen damals verſchanzte. Von Woche zu Woche hatte er nach einer Beſprechung in der von ſeinem Freunde Schütz redigierten „Literaturzeitung“ ausgeſehen. Jetzt ſchrieb er am 21. Auguſt an Bertuch: „Unſer Schütz macht ein wenig lange mit der Rezenſion von Göthe. Sie können etwas bey der Sache thun. Ich wünſche, daß in der Rezenſion auf die Abſicht, die man bey der Typographie gehabt hat, gewürkt würde. Mann hat nicht pergamentartiges Papier nehmen wollen, keine überflüſſigen Verzierungen anbringen wollen. Simplizität, Correktheit und Niedlichkeit ſolte erreicht werden, und die Ausgabe ſolte eine Edition portatif ſeyn, damit der Freund der Götheſchen Muſe ſolche bequem allenthalben bey ſich führen könnte. Eine prächtige Ausgabe ſoll es nicht ſeyn. In dieſer Rückſicht beurtheilt, wird unſere Ausgabe die Critik aushalten. Erwähnen Sie das auch im Journal der Moden.“

Aber die Herrn Rezenſenten ließen ſich damals ſo wenig wie jetzt drängen. Da die „Literaturzeitung“ ſich nicht beeilte,

*) An Bertuch.

Abend-Kreis der Herzogin Amalie
Nach einem Aquarell von G. M. Kraus
in der Bibliothek des Großherzogs von Sachsen-Weimar.

Abend-Kreis der Herzogin Amalie
Nach einem Aquarell von G. M. Kraus
in der Bibliothek des Großherzogs von Sachsen-Weimar.

vertheidigte sich Göschen selber in seiner Ungeduld im „Merkur“, an den er folgende Notiz einschickte:

„Wir zeigen hiermit die erste Hälfte der sämtlichen Schriften des Herrn Geheimen-Raths von Göthe in der einzigen ächten und von ihm selbst besorgten Ausgabe an, bey welcher der Verleger (wie wir der Wahrheit zur Steuer sagen müssen) alles und in der That noch mehr geleistet hat, als er in der Ankündigung versprochen, gewiß Alles, was bey so mäßiger Aufmunterung der Subscription, und in Rücksicht sowohl des Preises, als der Impunität der Nachdrücke, die unserer Nation und ihren Obern zu so schlechtem Ruhme gereicht, nur immer möglich war. Die Werke eines Schriftstellers, auf den die Nation stolz ist, und es zu seyn so viele Ursache hat, Werke, denen der Genius der Natur und der Kunst ihren Stempel gemeinschaftlich so tief und scharf wie diesen aufgedrückt haben, bedürfen keiner Anpreisung. Die wichtigsten und bekanntesten derselben haben nun durch die sorgfältigste Ausfeilung einen Grad von Vollkommenheit und Vollendung erhalten, der nichts zu wünschen übrig läßt: verschiedene erscheinen hier zum erstenmal, und auch unter den in einem Augenblick (so zu sagen) entstandenen und für den Augenblick bestimmten Produkten, ist keines, worin der Geist des Verfassers und seine unnachahmliche Manier verkennbar wäre; keines, das nicht auch dem Leser wenigstens einen Theil des Vergnügens zu kosten gäbe, das diese Kinder einer genialischen Laune im frohen Augenblick ihrer Entstehung in einem engen Zirkel von Zuschauern verbreiteten.“ *)

Als die Wochen verstrichen, wurde Göschen immer unruhiger, denn die neuen Bände fanden keinen Absatz. Das Publikum erwies sich als erstaunlich kalt. Endlich klagte er Bertuch sein Leid in einer Stelle, die wir jetzt, da Generationen bewundert haben, was die zeitgenössischen Leser mit

*) Der „Deutsche Merkur“, 1787, III, S. CXXI f.

solch sorgloser Gleichgültigkeit und Herablassung behandelten, belächeln können. Während Schütz noch immer schwieg, hatten andere Zeitungsschreiber das Werk rezensiert, aber nur in einer sehr oberflächlichen Weise. So schrieb denn Göschen an Bertuch: „wie sehr es ihn ärgere, daß nur eine so flüchtige Rezension Goethes erschienen sei; daß Verleger, die aus Spekulation Exemplare bezogen, diese jetzt zurückzusenden wünschten. ‚Iphigenie' werde nicht verstanden; der ‚Triumph der Empfindsamkeit' gelte als veraltet, die ‚Vögel' als zu dunkel. Der Teufel wisse, was das Publikum wolle. Man müsse es bei der Nase nehmen und darauf hinleiten; dann würde er nichts mehr fürchten. Bertuch möge doch sein Bestes tun, bald eine geistreiche Rezension aufzutreiben."

Um diese Zeit war es auch, daß der massenhafte Nachdruck seiner Werke, die ihn zu jenem von Meißner getadelten Zornesausbruch veranlaßte, in vollem Gange war, und zwar trotz des vom Kaiser Joseph eigenhändig unterschriebenen Privilegiums, das Göschen in Wien zu seinem Schutz im Reich ausgewirkt hatte. In demselben Briefe an Bertuch berichtet Göschen, daß Schmieder Schillers „Carlos", Walls Erzählungen, Alxingers „Doolin", Stolbergs Dramen und Bodes „Tom Jones" nachgedruckt habe, und frägt dann, ob das nicht genug sei, um einen ehrlichen Verleger um seinen Verstand zu bringen?

Ein paar Tage später schrieb er wieder mit Bezug auf Goethe: „Seit der Messe hab ich noch kein Exemplar verkauft. Das Stillschweigen der Litteraturzeitung ist äuserst nachtheilig für uns." Bis zum Oktober schwieg diese Zeitung; dann erschien eine Notiz, welche Druck und Papier rühmte und dem gemeinsinnigen Verleger alles Lob angedeihen ließ. Die Schlußworte lauteten:

„Der Verleger hat sich bestrebt, das Äußere dieser Sammlung ihrem innern Gehalt einigermaßen entsprechend zu machen. Druck und Papier ist schön und von Kupfern hat er drey mehr geliefert, als er versprochen hatte. Da die

Kupfer, welche zum ersten, zweyten und vierten Bande Anfangs bestimmt waren, nicht nach Wunsch ausfielen, die er daher mit besseren vertauschte. Wir wünschen sehr, daß das Publikum ihm diese Uneigennützigkeit lohnen, und niemand gewinnsüchtige Nachdrucker, die einen so gutdenkenden Buchhändler um ein wohlerworbenes Eigenthum bringen, unterstüzen möge." *)

Wir haben im bisherigen den Leser einige Blicke in die Welt der Sorgen und Mühseligkeiten eines Verlegers in Verbindung mit den „Gesammelten Werken" tun lassen. Wie stellte sich nun der Verfasser selbst dazu? Am 15. August schrieb Goethe aus Rom, sechs Monate nach seinem letzten Briefe, und beantwortete zwei von Göschen am 22. März und 5. Juni abgesandte Schreiben. So unregelmäßig war der Briefwechsel zwischen Verfasser und Verleger und so wenig geeignet für einen Austausch von Auseinandersetzungen oder die Mitteilung von Wünschen!

Als er schrieb, hatte ihn das Paket mit den vier ersten Bänden noch nicht erreicht.

„Rom, den 15. Aug. 1787.

Ihre beyden Briefe vom 22. März und 5. Juni beantworte ich durch Gegenwärtiges.

Es thut mir leid, daß Chodowiecki Sie übel versorgt hat, um so mehr, als meine Exemplare darüber zurückgeblieben sind, welches mir in mehr als einer Betrachtung höchst unangenehm ist. Lassen Sie sich durch nichts abhalten, die folgenden Bände zugleich mit denen zu spediren, die in's Publikum gehen. Egmont ist fertig; was sonst noch zum fünften Bande gehört, will ich auch gleich vornehmen. Es wäre mir lieb wenn er bald herauskäme. Das Publikum ist durch den vierten schon ans Vereinzelnen gewöhnt und da ich ein ansehnliches Stück Arbeit mehr gebe als ich versprochen, wird man mir auch nachsehen.

*) „Allg. Literatur-Zeitung" (Jena), Oktober 1787, S. 67.

Hätte das Publikum unsere Ausgabe ein wenig mehr favorisirt, so könnte ich zehen, ja zwölf Bände und noch dazu mit mehr Bequemlichkeit liefern; allein wir wollen es dießmal dabey bewenden lassen. Mit unserer Nation soll der Schriftsteller nicht allein uneigennützig, er soll auch großmüthig seyn. Sie würden denken, eine ungeheure Summe für ein Stück zu bezahlen, wenn sie mir nur meine baar Auslagen ersezten, die ich habe machen müssen um die Studien dazu zu sammeln.

Von Mad. Angelica will ich sehen, vorerst eine Zeichnung zum fünften Bande zu erhalten. Sie hat so viele Bestellungen, daß kein Federzug von ihr mit Geld zu erhalten ist, was sie nicht aus Gefälligkeit thut. Sie hat mich neulich mit einer Zeichnung überrascht, welche die Stelle aus Iphigenie: Seyd ihr auch schon herabgekommen? darstellt.*) Es ist vielleicht eine ihrer glücklichsten Compositionen. Und eben darum darf ich nicht zudringlich seyn.

Sobald der fünfte Band abgegangen ist, mache ich mich an Tasso, Faust soll schließen . . .

Ehestens werde ich Ihnen wegen einer andern Angelegenheit schreiben, und mir Ihren Rath ausbitten. Es ist eine komische Oper von mir, eine neue, die nicht in den Schriften begriffen ist, sehr glücklich komponirt worden; ich wünschte die Partitur davon ins Publikum zu bringen auf eine Weise, daß der Componiste, der viel Zeit und Mühe darauf verwendet, einigen Vortheil daraus ziehen könnte. Doch davon nächstens mehr. Ich wünsche zu hören, daß es Ihnen wohl und glücklich geht.

Göthe." **)

In diesem ersten Brief war wenig, das Göschen hätte ärgern können; denn daß Goethe verstimmt war über das lange Ausbleiben seiner Exemplare, war natürlich. Der

*) Akt III, S. 5.

**) Goethes Werke, IV, Bd. 8, S. 246.

nächste Brief dagegen, der nach dem Empfang derselben geschrieben war, trug einen verschiedenen Charakter.

„Rom, den 27. Oktober 1787.

Ich kann nicht sagen, daß der Anblick der drey Exemplare meiner Schriften, welche zur rechten Zeit in Rom anlangten, mir großes Vergnügen verursacht hätte. Das Papier scheint eher gutes Druckpapier als Schreibpapier, das Format schwindet beym Beschneiden gar sehr zusammen, die Lettern scheinen stumpf, die Farbe ist wie das Papier ungleich, so daß diese Bände eher einer ephemeren Zeitschrift als einem Buche ähnlich sehen, das doch einige Zeit dauern sollte. Von ohngefähr war ein Exemplar der Himburgischen Ausgabe hier, welches gegen jene wie einem Dedikations-Exemplar ähnlich sah. Dieß ist nun aber geschehen und nicht zu redreßiren. Auch finde ich in einigen Stücken, die ich durchlaufen, Druckfehler und Auslassungen, kann aber nicht entscheiden, ob es am Manuscripte oder am Corrector liege.

Egmont ist schon in Deutschland, vielleicht schon in Ihren Händen. Claudine und Erwin sollen bald folgen. Den sechsten Band kann ich auch versprechen, melden Sie mir nur den letzten Termin, wenn Sie das Manuscript haben müssen um auf Ostern mit dem Druck fertig zu seyn.

Sie haben nach dem Contracte das Recht zugleich mit dieser Ausgabe eine beßre auf Holländisch Papier zu machen; Sie schreiben mir, daß Sie nun die vier ersten Bände noch einmal setzen lassen und nach und nach mehrere Exemplare wollen abdrucken lassen. Ich sehe dieses als jene bedungene Ausgabe an und erwarte die stipulirten Exemplare. Ich gedencke Sie, da hierüber nichts bedungen ist nicht einzuschränken, es ist dagegen aber auch billig, daß diese Auflage sich nicht ins Unbestimmte erweitre . . .

Was die von meinem Freunde komponirte Oper betrift, so kommt mirs nicht darauf an, sie in die vier letzten Bände mit aufzunehmen, obgleich das Publikum kein Recht darauf

Neuntes Kapitel.

Goethes „Gesammelte Werke". — Ein folgenschwerer Bruch.

1787—1791.

In der Geschichte seines Feldzuges gegen den Nachdruck haben wir Göschen weit über die stürmische Periode seines kampfesreichen Lebens zwischen Ostern 1787 und Ostern 1788 hinaus begleitet. Für ihn war dies ein höchst bedeutsames Jahr, voller Gemütsbewegung und Glückswechsel, voll von bitterem Kampf und voll von freudigen Ereignissen. Im Verlaufe desselben wurde sein Verhältnis zu Wieland immer freundschaftlicher und vielversprechender; dagegen wurde er durch das Goethe-Unternehmen in eine wahre Flut von Sorge und Unruhe gestürzt. In diesem Jahre löste sich auch die Teilhaberschaft mit Körner, und es war gegen Ende dieses Jahres, daß ihm die Krone des Lebens, das höchste Glück eines liebenden Weibes zuteil ward.

Was zunächst den Fortgang des Goetheschen Verlages anbetrifft, so war derselbe mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden. Mitte Mai wurden drei Bände veröffentlicht und ausgegeben, aber Göschen war von einigen Kupfern so enttäuscht, daß er Goethes eigene Exemplare und andere für hohe Persönlichkeiten bestimmte zurückbehielt, bis er „das elende Zeug" durch befriedigendere Platten ersetzen konnte. Dies stellte sich als ein verhängnisvoller Fehler heraus, denn nun erhielt das Publikum das Werk *vor* Goethe — ein höchst ungünstiger Anfang für die Ausgabe der gesammelten Schriften! Ende des Monats begann Göschen Geschenks-

ANGELICA KAUFMANN'S KUPFER ZU *EGMONT*.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die einleitenden Worte dieses Briefes, der Göschen bereits in gereizter Stimmung vorfand, seinen Zorn aufs heftigste erregten, wenn auch für den unparteiischen Leser das scharfe Urteil über Druck und Papier durch die nachfolgenden freundlichen Ausdrücke wesentlich gemildert erscheint.

Aber diese Verurteilung des Buchäußeren war nicht der einzige irritierende Punkt des Briefes. Goethes Annahme, daß eine weitere Anzahl von Exemplaren der kleinen Oktavausgabe auf holländischem Papier die Ausgabe in Groß-Oktav repräsentiere, die im Vertrage erwähnt sei und ihn zu ferneren vierzig Freiexemplaren berechtige, wurde von Göschen sowohl wie von Bertuch übel aufgenommen. Alles was sie zu tun wünschten, war, dem Verlangen wohlhabender Käufer nach besserem Papier zu entsprechen und fünfhundert solche Exemplare zu drucken, obschon 1800 Exemplare von einer Auflage von 3000 noch unverkauft dalagen! Seidel zeigte im Auftrage Goethes den Brief zuerst an Bertuch, und dieser schickte ihn mit seinen eigenen Bemerkungen an Göschen. Er bespöttelte die Klage über den Druck; das sei nur ein Wiederhall des scheelsüchtigen Herder und von gar keiner Bedeutung. Was aber den Druck auf holländischem Papier beträfe, wovon der Dichter 40 weitere Exemplare verlange, so müsse Göschen diesen Wahn Goethes vertreiben. Man müsse ihm unter andern Gründen vorstellen, daß diese neue Ausgabe von 500 Exemplaren, während der größere Teil der alten Auflage noch unverkauft sei, für Göschen ein Risiko, nicht Profit bedeute. „Ich gestehe, ich hätte Göthe solche Schikanerei nicht zugetraut“, mit diesem starken Worten schließt Bertuch.

Als dieser Goethe-Bertuchsche Brief Leipzig erreichte, wurde natürlich Göschens Unwille aufs neue rege gemacht. Davon legt sein Brief an Bertuch vom 23. November 1787 Zeugnis ab, wo es heißt:

„So ein Brief wie der Göthes kann den Frohmuth sehr niederschlagen. Mit der Schrift ist vorher keine Zeile ge-

druckt worden und sie soll stumpf seyn! Das Papier welches weiß ist und nicht stark um bequeme Bände zu bekommen, soll Druckpapier sein — Mag es doch! Herder soll nur die Auflage seiner Schriften damit vergleichen. Ich weiß nunmehro wohl woran es hängt. Der feine Hartknoch hat sicherlich Lunte gerochen und sich gefürchtet, ich möchte ihm ins Gehege kommen und hat deswegen diesen oder jenen Damm bei Herder gezogen. Mag auch das! Auf den Sonntag send ich Ihnen die Beantwortung von Göthes Brief. Herder muß ich sehen herumzukriegen. Göthe müssen wir in Rücksicht auf der Zukunft die Exemplare schenken. Lassen Sie uns hier nicht genau handeln . . . Druckfehler und Auslassungen können nicht in den Werken seyn, sie müssen im Mspt. stehen.

Ich werde Goethe melden, daß ich 3000 gedruckt habe, denn ich möchte gern aufrichtig handeln. Aber wird er nicht sagen, wir vermehren diese Auflage ins Unendliche? Melden Sie mir Ihre Meynung. Ich versichere Ihnen heilig, hätt ich Herdern und Göthe von der Seite gekant als ich sie jetzt kenne, sie hätten mich nicht so glücklich machen sollen ihre Werke zu verlegen. Sind denn die 2000 Thaler ein Kinderspiel? Doch es wurmt heute bey mir und ich mag nicht länger Ihre Geduld beläftigen . . ." *)

Eine Woche später schrieb er abermals, und es „wurmte" immer noch. Diesmal lautete der Brief:

„Hier ist der Brief an Göthe. Diesen muß Herder und Seidel nicht lesen. Lassen Sie ihn direkt nach Rom gehen. Ich muß diese Satisfaction an Herdern haben und alle Pfaffen hole der Teufel! Ich denke Göthe soll die 40 Exemplare nicht verlangen; verlangt er sie, so geb ich sie ihm mit Freuden: denn mit eben der Zuversicht als ich zu manchen Dingen rieth, die andern Menschen geglückt sind sag ich, daß Angelica's Zeichnung und der Egmont unsere Aus-

*) Vgl. Goethe Jahrbuch II, 295 ff.

gabe heben wird. Göthe schenkt seine 40 Ex. weg. Dadurch wird unsre holländ. Ausgabe bekant; er wird im guten Willen erhalten, und das Papier läßt sich übersehen . . .

Finden Sie etwas in Göthes Brief, welches Ihnen nicht gefält, so schreibe ich ihn anders. Sagen Sie mirs frey heraus. Noch glaub ich Göthe wird geleitet. Solte es nicht seyn, so veracht ich ihn eben so sehr als ich ihn verehrt habe und ich muß glauben, daß er zu den niedrigen Menschen gehört, welche glauben alle Buchhändler sind Juden. Es schlägt gleich 2 Uhr . . ." *)

Die späte Stunde hatte augenscheinlich Göschens klaren Blick getrübt, als diese leidenschaftlichen Worte aus seiner Feder flossen. Aber eben diese leidenschaftliche Offenheit läßt erkennen, daß er glaubte, Herder und Goethe hätten seine Ehre als Verleger angetastet, und er war zu empfindlich, dies nicht bitter zu fühlen, und zu stolz, um es nicht von sich zu weisen.

In welcher Form aber auch Göschens Brief abgesandt sein mag, Goethes Antwort zeigte jedenfalls keine Spur von Verdruß. Er nahm die Entschuldigungen des Verlegers an, und schritt dann zur Besprechung des Inhaltes der weiteren Bände.

Der Brief läßt uns einen Blick in die Werkstatt des großen Dichters tun und zeigt ihn uns, wie er unausgesetzt an seinen großen Meisterwerken arbeitete, verbesserte und feilte, und nicht müde wurde, „nach Vervollkommnung zu ringen".

„Rom, d. 9. Febr. 1788.

Ew. Hochedelgeb.

Brief vom 27. Novbr. vorigen Jahres erhalte ich erst heute, eben da ich im Begriff stehe an Sie zu schreiben.

Es ist mir angenehm daß Sie wegen der verschiedenen Mängel unserer Ausgabe einige Auskunft geben. Ich glaube

*) Goethe Jahrbuch II, ibid.

gern, daß Ihnen manches selbst Mißvergnügen gemacht hat und weiß recht gut, daß bey einem solchen Unternehmen sich manche Hindernisse in den Weg legen.

Ich halte mir ein Exemplar, in welches ich, wie die Zeit erlaubt, hineinschaue, um alle Druckfehler, Auslassungen, und was mir sonst vorkommt, zu korrigiren und zu notiren. Es ist dieses eine gute Vorarbeit zu einer künftigen Ausgabe.

Heute geht der letzte Akt Claudinens an Herrn Herder ab. Leider kann ich nur, und das knapp genug, den fünften Band zur Ostermesse bringen. Als ich nach beendigtem Egmont die beyden Singspiele Erwin und Claudine durchsah, um mit kleinen Correkturen nachzuhelfen, sah ich gar bald, daß ohne völlige Umarbeitung aus beyden Stücken nichts werden könne. Ich entschloß mich dazu und wurde erst in dem Augenblicke fertig. Das Publikum wird hoffe ich zufrieden seyn, in diesem Bande nicht allein Egmont als ein Ganzes, sondern noch dabey zwey neue Singspiele zu finden . . . Der folgende Band wird wahrscheinlich Tasso, Lila, Jery und Bätely und die Fischerinn enthalten. Mit diesen Stücken geht es mir nicht besser als mit obgenannten Operetten. Ich muß sie ganz neu arbeiten, wenn sie in Gesellschaft der vorigen Bände sich nicht schämen sollen. So wird man aus einem ins andre geführt. Die schwerste Arbeit, die mir bevorsteht ist Faust. Doch eins nach dem andern.

Die Vermischt-Gedichte zum letzten Bande habe ich auch schon gesammelt und meist zusammengeschrieben; doch will auch dieser achte Band wohl ausgedacht und ausgeziert seyn.

Die Kupfer zu den drey folgenden Bänden hoffe ich auch hier stechen zu lassen. Wenns möglich ist; so laß ich sie bald und alle nach einander machen, denn Herr Lips hat einen Ruf nach Florenz erhalten. Für die beyden Platten zum dritten und fünften Bande erhält Herr Lips 8 Carolin . . . Wollen Sie wegen der zwey Vignetten noch etwas zulegen, so wird es ihn freuen . . . Ich sehne mich recht nach der

Auerbachs Keller in Leipzig.

Zeche lustiger Gesellen.

Frosch.

Will keiner trinken? keiner lachen?
Ich will euch lehren Gesichter machen!
Ihr seyd ja heut wie nasses Stroh,
Und brennt sonst immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringst ja nichts herbey
Nicht eine Dummheit, keine Sauerey.

Frosch

nicht ihm ein Glas Wein über den Kopf.

Da hast du beydes.

Zweites Kapitel.

Auerbachs Keller in Leipzig.

Zeche luſtiger Geſellen.

Froſch.

Will keiner trinken? keiner lachen?
Ich will euch lehren Geſichter machen!
Ihr ſeyd ja heut wie naſſes Stroh,
Und brennt ſonſt immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringſt ja nichts herbey,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerey.

Froſch
gießt ihm ein Glas Wein über den Kopf.

Da haſt du beydes.

Vollendung unserer Ausgabe der acht Bände, um alsdann an neue Arbeiten zu gehen. Sie können denken was für eine Menge Stoff ich dieß Jahr gesammelt habe, mehr als ich je zu verarbeiten hoffen kann. Herr Leg. Rath Bertuch schreibt mir daß Sie eine liebenswürdige Braut gefunden haben, ich wünsche Ihnen das beste Glück zu dieser Verbindung.“ *)

Göschens Bericht über diesen Brief an Bertuch zeigt keine enthusiastische Beurteilung der Aufnahme seiner Erklärungen seitens des Dichters; er lautete vielmehr ein wenig mürrisch: „Eben habe ich einen Brief von Göthe und Seidel erhalten, auch die ersten Akte der ‚Claudine‘. Das Resultat aus Göthes Brief ist: er wünscht die Bezahlung der beiden Kupferplatten von Lips zur Iphigenie und Egmont mit 8 Carolinen und für die Vignette ein Übriges nach Belieben und das Honorarium für den 5. Band an Seidel . . .“ **)

Er ersuchte demgemäß Bertuch, die nötigen Zahlungen zu leisten, sagte aber kein Wort über die Schwierigkeiten, die ihn vor drei Monaten in solch heftigen Zorn versetzt hatten. Auch fehlen Stellen in Göschens oder Goethes nachfolgenden Briefen, die auf die Angelegenheit ein weiteres Licht werfen könnten. Neue Schwierigkeiten machten sich allerdings in späterer Zeit geltend, aber sie hatten auf einen anderen Gegenstand Bezug.

Einer der Gründe, warum Göschens Benehmen Goethe gegenüber eine gewisse Reizbarkeit bekundet, mag wohl in dem großen Gegensatz zu finden sein zwischen der Art und Weise, wie der große Herr Geheimrat seine Geschäfte mit ihm regulierte und dem freundlichen Vertrauen, an das der Verleger in seinem Verkehr mit andern Schriftstellern gewöhnt war.

Goethe bestand mit einer, fast möchte man sagen, beleidigenden Strenge auf die sofortige Barzahlung bei Ablieferung des Manuskriptes. Schon im Oktober 1787 hatte

*) Briefe, Bd. VIII, 341 ff.
**) Vgl. Goethe Jahrbuch II, l. c.

er an Seidel geschrieben: „Der Rest des fünften Bandes mit der Kupfer-Platte soll durch Deine Hände gehen und Du giebst ihn nicht als gegen baare Bezahlung aus. Der Contract besagts und man muß keine Complimente machen.“ *)

Und an demselben 9. Februar 1788, an dem er den obenerwähnten ganz freundlichen Brief an Göschen sandte, schrieb er abermals an Seidel mit dem Auftrag, ja darauf zu sehen, daß er das Geld für den fünften Band sogleich bei der Übergabe des Manuskriptes erhalte. „Mache nun Deine Sache mit Göschen und sorge, daß Du das Geld gegen den letzten Theil des Manuscriptes gleich erhaltest.**)

Das Verhältnis zwischen Autor und Verleger sollte augenscheinlich nur nach den strengsten Geschäftsgrundsätzen geregelt werden.

Überhaupt kann es nicht geleugnet werden, daß der stolze Dichterminister in seinen Bezugnahmen auf Verleger häufig eine gewisse Verachtung zur Schau trug. Als mein zorniger Großvater Bertuch gegenüber erklärte, er fürchte, Goethe hielte alle Verleger für Juden, so war das wahrscheinlich eine Übertreibung der Goetheschen Ansicht. Dennoch beweist eine Äußerung des letztern an Frau von Stein in Beantwortung irgend einer Bemerkung von ihr, sowie anderweitige Äußerungen, daß der Dichter eine entschiedene Abneigung gegen Verleger hegte. „Mit Göschen“, schreibt er an seine Freundin, „will ich mich schon betragen, ich kenne diese Art Menschen, und muß nicht jeder sein Handwerck machen?“ ***)

So gereizt Göschen aber auch über den Dichter war, so konnte doch nichts seine Bewunderung für die gelieferten Werke schwächen.

„Egmont“ insbesondere, der für den fünften Band bestimmt war, an dessen Herstellung mit großem Eifer gearbeitet wurde,

*) Briefe, Bd. VIII, 283.

**) Briefe, Bd. VIII, 344.

***) D. 25. May 1787. Briefe (Weimar), Bd. VIII, 228.

macht einen mächtigen Eindruck auf seine Phantasie. Nebenbei glaubte er, wie wir gesehen haben, daß dieses Stück der ganzen Auflage aufhelfen würde. Er hatte nämlich beschlossen, da die „Gesammelten Werke" als solche nicht einschlugen und nur 1200 Exemplare von 3000 verkauft wurden, den Egmont und einige andere Stücke in einem Separatbande zu veröffentlichen. Von „Egmont" allein wollte er 2000 Exemplare separat drucken, wie er an Bertuch schrieb. Das Publikum wußte bereits von dieser Ausgabe und war darauf gespannt.

Man nahm in einigen Kreisen an, daß Göschen die neuen Bände der Goetheschen Werke einzeln verkaufe, um „das Banditenvolk der Nachdrucker wenigstens eines Stachels zu berauben", da er sonst wider sein eigenes Interesse handeln würde.

Aber das „Banditenvolk" ließ sich nicht einschüchtern. Es stellte sich bald heraus, daß ein Nachdrucker die Schriften wohlfeiler verkaufe als Göschen, und der besorgte Bertuch fragte bei seinem Freunde an, ob er demselben schon auf die Spur gekommen sei. Dieser antwortete: „Noch weiß ich nichts von den Nachdruckern der Iphigenie. Der Kerl soll durch eine Druckpapier Ausgabe, die ich gleich machen ließ, den Teufel kriegen." *)

Andern Schwierigkeiten begegnete er mit gleicher Energie. Zum Beispiel setzte er alle Hebel in Bewegung, um sich holländisches Papier zu verschaffen, auf das er „mit Schmerzen wartet". Jede Seite seiner Briefe an Freunde zeugt von den aufreibenden Geschäftssorgen des Verlegers in jener Zeit. Aber er ging seinen Weg mit fester Entschlossenheit, wenn auch oft in reizbarer Stimmung. Endlich, nach der Ostermesse des Jahres 1788 erschien der fünfte Band der „Gesammelten Werke", und wiederum vermochte der Verleger nicht, seiner Begierde, sich zu verteidigen und mit dem Publikum, das sich

*) D. 22. Dec. 1787.

ſo läſſig im Subſkribieren und im Kaufen gezeigt, eine Lanze zu brechen, die Zügel anzulegen. Er beſtand nochmals darauf, daß dieſe Ausgabe nur als eine Taſchen- und Handausgabe anzuſehen ſei. Wer die Werke auf holländiſchem Papier gedruckt wünſchte, ſollte ſeinen Namen einſenden, und er hoffe, daß alle, die dieſe gedruckte Ausgabe ſähen, den Herausgeber ſicherlich von dem Vorwurf der Vernachläſſigung der äußern Erſcheinung ſeiner Werke freiſprechen würden. Eine ſchöne Ausgabe für das große Publikum würde er nur dann drucken, wenn er mit größerer Sicherheit auf den „Enthuſiasmus ſeiner Nation für ihre beſten Schriftſteller" rechnen könne.

Eine Urſache des Verdruſſes war inzwiſchen aus dem Wege geräumt: Goethe war im Juni nach Weimar zurückgekehrt. Aber trotzdem ließ die Abſendung weiteren Manuſkripts nach Leipzig lange auf ſich warten. Goethe ſchrieb im Juli einen Entſchuldigungsbrief; doch vergingen noch viele Monate, ehe einer neuer Band fertig war. Es widerſtrebte Göſchen, den Dichter zu drängen, obwohl die Subſkribenten ungeduldig nach der Vollendung des Werkes verlangten, während Goethe ſelbſt, Künſtler der er war, ſein Manuſkript feſthielt, bis es jene abſolute Vollkommenheit erreicht hatte, nach der er, beſonders im „Taſſo" und im „Fauſt", mit intenſiver Mühe und Arbeit rang.

Endlich wurde ein Ausweg gefunden, um die Ungeduld der Subſkribenten zu befriedigen, ohne des Dichters Abſichten zu nahe zu treten. Man kam überein, den achten Band, der allerlei Vermiſchtes und zum Teil ſchon früher Veröffentlichtes enthalten ſollte, vor dem ſechſten und ſiebenten zu veröffentlichen und dadurch Goethe Zeit zu geben, ſeine geliebte Arbeit am „Taſſo" fortzuſetzen, in den er „mehr von ſeines Herzens Blut transfundiert als recht war", um ſeine eigenen Worte zu gebrauchen.

Demgemäß kündigte Göſchen den achten Band mit einem Frontiſpiz und einer Vignette von Angelica Kaufmann an

und erklärte, daß der Autor auf Wunsch des Verlegers diesen achten Band zuerst fertig gestellt habe, um die Ungeduld des Publikums zu befriedigen. Der Band wurde jedoch erst um Ostern 1789 ausgegeben: zwei und einhalb Jahre, nachdem der Karlsbader Vertrag unterzeichnet worden war! Und noch waren zwei Bände unvollständig!

Ende Juni schickte Goethe die ersten Bogen des „Tasso“ an Göschen mit folgendem Briefe:

Weimar, den 22ten Juni 1789.

„Hiermit übersende ich die ersten Scenen eines Stückes, bei dessen Ausführung ich mich nur um Ein Jahr Arbeit verrechnet habe. Was es geworden ist, mag das Publicum entscheiden. Nun empfehle ich die allerstrengste Fürsorge bei den Correcturen. Die vorigen Bände sind leidlich, doch nicht ohne Mängel; bei diesem Stück werde ich auch den geringsten Fehler durch einen Carton zu verbessern bitten. Bei der höchsten Sorgfalt, die ich auf dieses Stück gewendet, wünsche ich auch, daß es ganz rein in die Hände des Publikums komme. Wann Sie das Exemplar mit lateinischen Lettern anfangen wollen, ist mir ganz gleich . . .

Leben Sie wohl. Das Manuscript von Tasso folgt nun nach und nach. Senden Sie mir ja gleich drei Exemplare der abgedruckten Bogen.

v. Goethe.“ *)

Eine Woche später schrieb Goethe mit bezug auf „Tasso“. Er könne sich von dem Manuskript nicht trennen, da er bis zum letzten Augenblick daran arbeite! Er könnte die letzte Gelegenheit, zu feilen und wieder zu feilen, nicht vorüber lassen; auch dürfe kein einziger Druckfehler oder sonst ein Fehler dieses vollendete Stück entstellen, das er so außer-

*) Goethes Werke, Abt. IV, Bd. IX, 134 f.

ordentlich gern in tadelloser Form dem Publikum in die Hand gäbe.

Aber Wochen vergingen. Ende August bescheinigte Goethe den Empfang einiger gedruckter Bogen in einem kurzen Billet und setzte voraus, daß nun der Druck rascher vonstatten gehen würde, da sonst der Band um Michaelis nicht fertig sein könnte.

Und er wurde wirklich zu Michaelis nicht fertig. Die Rollen waren jetzt vertauscht, und Goethe war der Ungeduldige geworden; ja dies war so sehr der Fall, daß er sich bei der Herzogin Amalie beklagte, die Ausgabe werde verdorben durch die Saumseligkeit des Verlegers.

Göschen auf der andern Seite konnte und wollte sich nicht beeilen. Seine Tätigkeit war im Herbst durch ein andres Unternehmen außerordentlich in Anspruch genommen, das seinen ersten großen finanziellen wie literarischen Erfolg bezeichnete. Es war dies der berühmte „Historische Kalender für Damen", ein von Göschen und Wieland entworfenes Journal, in dessen zweitem Heft nachher Schillers „Dreißigjähriger Krieg" erschien. Göschen war so fest davon überzeugt, daß er sich die Gunst des Publikums erwerben würde, daß er sich nicht entschließen konnte, dem neuen Unternehmen durch das Aufschieben der notwendigen Vorbereitungen Eintrag zu tun zugunsten andrer Werke. „Göthe hat uns lange genug aufgehalten", schrieb er, „und es ist billig, daß er sich geduldet hat." *) Ruchlose Worte! Aber wir haben bei beiden Männern einen Blick hinter die Kulissen getan, und Wahrheit bleibt Wahrheit. Wenn nun auch „Tasso" ein wenig hinter dem „Historischen Kalender" zurückstehen mußte, so hatte sich doch Göschen in dem Erfolge oder Nichterfolge nicht geirrt, den er den beiden Werken vorhersagte; der Kalender machte ein ungeheures Aufsehen und 6000 Exemplare wurden verkauft, während „Tasso", mit Goethes Herzblut geschrieben, das allgemeine Publikum kalt ließ.

*) An Bertuch d. 16. Dez. 1789.

Faust.

Ein Fragment.

Von

Goethe.

Neue Ausgabe

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen.
1790.

Neuntes Kapitel.

[illegible] dem Publikum

[illegible]

Faust.

Ein Fragment.

Von

Goethe.

Achte Ausgabe.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen,
1790.

TITELBLATT DER 1. AUSGABE DES ‚*FAUST*‘.

Der lange erwartete sechste Band der gesammelten Schriften erschien im Januar 1790. Der siebente Band, der den Schlußband der Ausgabe bildete, wurde im folgenden Mai veröffentlicht. Er enthielt „Faust, ein Fragment“; jenes außerordentliche Werk, das in den Augen späterer Generationen Goethes Genius in seiner höchsten und charakteristischesten Entwicklung offenbarte. Aber auch die Aufnahme dieses Werkes von seiten des lesenden Publikums war derart, daß sie den enttäuschten Verleger durchaus nicht veranlassen konnte, die Beschuldigung der Kälte und Apathie des Publikums seinem größten Dichter gegenüber zurückzunehmen.

Zugleich mit diesem Bande erließ der Verleger eine neue Ankündigung, die endgültige und abschließende Verteidigung seiner eigenen Stellung. Da mit diesem siebenten Bande, heißt es darin, die gesammelten Werke Goethes in acht Bänden abgeschlossen seien, so könne das Publikum übersehen, was diese Sammlung enthalte, und es würde mit dieser Übersicht nicht unzufrieden sein. Bereits erschienene Schriften seien in dieser Ausgabe teils umgearbeitet, teils vermehrt und verändert. In seiner ersten Anzeige hätte der Verleger einige der neuen bisher ungedruckten Werke nur als Fragmente versprechen können. Aber der Verfasser hätte sich willig gezeigt, den größten Teil zu vollenden. Die Form, welche die unsterblichen Werke „Iphigenie“, „Tasso“ und „Egmont“ jetzt angenommen, würde allein den Aufschub entschuldigen, der beim Erscheinen der Separatausgaben nötig geworden sei, wenn dem Verfasser die Gelegenheit gewahrt bleiben sollte, die letzte Feile anzulegen. Um aber auch den wohlhabenderen Teil der Nation schneller zu befriedigen, bis die Umstände eine höchst elegante und teure Ausgabe ermöglichten, habe der Verleger einige Exemplare der gegenwärtigen Ausgabe auf „Holländisch Papier“ drucken lassen. Der Preis dieser neuen Ausgabe mit neu gravierten Platten sei zwölf Taler, während die jetzt vollendete Auflage wie bekannt acht Taler koste. Niemand könne dies teuer nennen in Anbetracht

des hohen Preises des Papiers und der von den berühmtesten Meistern nach vortrefflichen Zeichnungen hergestellten Platten. Da es aber nicht leicht sei, für jeden „Liebhaber der Goetheschen Schriften" acht Taler für dieselben auszugeben, so habe er eine sehr billige Ausgabe in vier Bänden mit einigen Kupfern auf Druckpapier hergestellt. Zwei davon seien bereits fertig, die andern beiden würden schleunigst folgen. Der Preis dieser vier Bände mit dem Inhalt der acht Bände der besseren Ausgabe sei 3 Taler 16 Groschen.*)

Der von Goetheforschern so viel umstrittene Ursprung dieser billigen Ausgabe in vier Bänden wird hier auf den Wunsch des Verlegers zurückgeführt, dem Bedürfnis des ärmeren Leserkreises entgegenzukommen. Sie war aber in der Tat schon von vornherein geplant als ein Schachzug, um die Nachdrucker matt zu setzen, wie aus einem früheren Kapitel erhellt.

Damals hatte Bertuch vorgeschlagen, daß des Verlegers Name nicht erscheinen, und daß die Ausgabe selbst das Ansehen einer nachgedruckten haben solle. Aber die obige Ankündigung beweist deutlich, daß Göschen schließlich den kühneren und geraderen Weg einschlug, sie unter seinem Namen zu veröffentlichen.

Wenn daher Stern**) sagt: „Die schöne Ausgabe in acht Bänden schlug so wenig ein, daß Göschen eine der vielen bösen Praktiken des damaligen Buchhandels, sich selbst nachzudrucken, für gut befand und eine Ausgabe auf gemeinem Papier in vier Bänden ohne Zustimmung Goethes veranstaltete", so ist dies dahin zu berichtigen, daß von Nachdruck im strengen Sinne kaum die Rede sein kann. Denn das Wesen des Nachdrucks bestand in dem Schutzmantel der Anonymität. Was Göschen tat, war eine billige Ausgabe auf gemeinem Papier zu veranstalten, ohne vorherige Verabredung mit dem Verfasser. Ziemlich viel später, im Jahre 1805,

*) Ostermesse 1790.

**) „Grenzboten" 1881, S. 125.

als Göschens Rechte mit bezug auf eine geplante Ausgabe der Goetheschen Werke durch Cotta in Frage kamen, schrieb Goethe an Schiller, der die Angelegenheit für ihn besorgte:

„Ihre Freundschaft und Einsicht in das Geschäft überhebt mich die unerfreulichen Papiere gegenwärtig durchzusehen. Außerdem bemerke ich daß Göschen eine Ausgabe in 4 Bänden unter den falschen Jahreszahlen 1787 und 1791 gedruckt wovon niemals unter uns die Rede war." *)

Tatsächlich tragen die ersten beiden Bände dieser ordinären Ausgabe das Datum 1787, die beiden letzten das richtige Datum der Herausgabe, 1791.**)

Auch von einer Verheimlichung kann nicht gesprochen werden, da die Ausgabe öffentlich angezeigt worden war. Allerdings läßt gerade diese Veröffentlichung es befremdend erscheinen, daß Göschen Goethe nicht förmlich davon in Kenntnis setzte, wie der Kontrakt es forderte. Möglicherweise fürchtete er Einsprache, und eher als seinen festen Entschluß, die Nachdrucker mit ihrer eigenen Waffe zu schlagen, aufzugeben, setzte er sich dem Mißvergnügen Goethes aus. Er hatte nicht im geringsten die Absicht, die Rechte des Verfassers zu beeinträchtigen oder auf irgend eine Weise seinen Privilegien und Ansprüchen zu nahe zu treten, sondern er schmiedete, wie gesagt, nur eine Waffe der Selbstverteidigung in dem Kampfe gegen den Nachdruck, in welchem er eine so hervorragende Rolle spielte. Ich fühle jedoch, daß ich über den ganzen Hergang der Sache nicht genügend unterrichtet bin. Wären uns die Materialien dazu erst vollständig bekannt, so könnte Göschens Benehmen möglicherweise nicht ganz einwandfrei erscheinen. Aber die Herausforderung der „Schufte" war auch gar zu groß!

Wenn das Zitat aus dem Briefe an Goethe beweist, daß die Verhandlungen mit Göschen unangenehme Eindrücke

*) Den Grund dieses Doppeldatums habe ich nicht auffinden können.

**) Briefe, Bd. XVII, 271.

bei Goethe zurückgelassen hatten, so beweisen spätere Briefe, daß er seiner mit großer Achtung gedachte.

So schrieb er im Jahre 1821 an Knebel: „Endlich, theuerster Freund, wird mir ein dringendes Anliegen erfüllt, welches ich so oft seit vielen Jahren ausgesprochen habe, Deine Übersetzung des Lucrez zu sehen. Herrn Göschen will ich Dank sagen, daß er sich hierin, wie in so manchem Andern, bereitwillig erwiesen, unsere Muse zu begünstigen." *)

Und am 10. Januar des Jahres 1829 an den Staatsrath Schultz:**)

„Behüte Gott, daß Jemand sich den Zustand der damaligen deutschen Litteratur, deren Verdienste ich nicht verkennen will, [sich] wieder vergegenwärtige! thut es aber ein gewandter Geist, so wird er mir nicht verdenken, daß ich hier kein Heil suchte. Ich hatte in meinen letzten Bänden bei Göschen das Möglichste gethan, z. B. in meinem Tasso des Herzblutes vielleicht mehr als billig ist, transfundirt, und doch meldete mir dieser wackere Verleger, dessen Wort ich in Ehren halten muß, daß diese Ausgabe keinen sonderlichen Abgang habe."

Goethe sprach die vollkommene Wahrheit, wenn er feststellte, daß diese Ausgabe keinen „sonderlichen" Erfolg gehabt habe. Der Leser, welcher der wechselvollen Geschichte dieses Unternehmens bis hierher gefolgt ist, eines Unternehmens, das sich über vier Jahre erstreckte, eine für jene Zeit sehr beträchtliche Kapitalanlage erforderte und mit Nachdruckern und einem teilnahmlosen Publikum zu kämpfen hatte, wird sich haben denken können, daß der Profit für den Verleger wahrscheinlich nicht groß sein würde. Zufälligerweise sind uns einige Tatsachen aufbehalten, die uns eine

*) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, II, 280.

**) Briefwechsel Goethes mit dem Staatsrat Schultz (Düntzer), S. 362. Chr. L. Friedr. Schultz (1781—1834). Es waren naturwissenschaftliche Arbeiten, namentlich die Farbenlehre, die beide Männer zusammenführte.

Abschätzung desselben ermöglichen. Man erinnere sich, daß Bertuch einen Anteil von einem Drittel an dem Unternehmen hatte. Nach der Ostermesse 1791 kaufte Göschen die „Verlagsenterprise allein an“, verpflichtete sich, Bertuch die 2000 Taler, welche sein eingezahltes Kapital repräsentierten, mit fünf Prozent Zinsen zurückzuerstatten, und ihm außerdem als Äquivalent für den Gewinn und für die Übertragung des Verlagsrechtes die Summe von 600 Talern zu zahlen. Nach dieser Zahlung sollte ihm das vollständige und alleinige Eigentumsrecht an dem Aktivbestand, Rechten, Lagervorräten usw. zustehn. Hieraus läßt sich ersehen, wie das große Unternehmen bis zum Jahre 1791 ausgefallen war. Der Gesamtgewinn wurde zu 1800 Talern veranschlagt, wovon Bertuch ein Drittel erhielt. Da es nun lange Jahre dauerte, ehe der Buchvorrat erschöpft war, so ist es wahrscheinlich, daß der Gewinn meines Großvaters nicht die Summe von 1200 Talern erreichte, die allein er nach dem Voranschlag von 1781 erwarten zu können glaubte.

Eine höchst genaue Abrechnung über den Stand des Unternehmens zu einer früheren Zeit, nämlich im Jahre 1789 liegt mir ebenfalls vor in der Form von Kostenrechnungen und Listen über bis dahin verkaufte Exemplare, die der Verleger für Bertuch aufgestellt hatte. Die Zahl der Unterschriften für alle acht Bände belief sich nur auf 602. Außer diesen bestellten Exemplaren waren von den ersten vier im Mai 1787 zusammen publizierten Bänden 536 Exemplare, von dem fünften Ostern 1788 veröffentlichten Bande 478 und von dem achten Bande 417 Exemplare verkauft worden. Der Absatz der einzeln veröffentlichten Stücke gestaltete sich folgendermaßen:

Werthers Leiden	262	Expl.
Götz von Berlichingen	20	„
Clavigo	17	„
Iphigenie	312	„

Die Mitſchuldigen	326 Expl.
Bruder und Schweſter	292 „
Triumph der Empfindſamkeit . .	250 „
Die Vögel	198*) „
Claudine	116 „
Erwin	125 „
Egmont	377**) „

Merkwürdige Zahlen, die beweiſen, wie langſam ſich die Werke des großen Dichters verkauften! Intereſſant iſt auch, daß Egmont, von dem ſich Göſchen ſo große Dinge verſprach, in der Liſte obenan ſteht, obwohl der Abſatz ſich nur über eine kurze Periode erſtreckte.

Die Koſten des ganzen Unternehmens beliefen ſich bis zum September 1789 auf 7087 Taler, die Einnahmen von verkauften Exemplaren auf 5367 Taler; ſo daß alſo immer noch ein Kapital von ſechzehn bis ſiebzehnhundert Talern ausſtand. Die weiteren zwei Jahre verſprachen infolge dieſes langſamen Fortganges der „Enterpriſe“ nur den geringen Gewinn, der die Grundlage des Vertrages mit Bertuch bildete.

Dazu kam, daß die perſönlichen Beziehungen zu dem großen Dichter niemals, wie wir geſehen haben, den herzlichen Charakter trugen, der imſtande geweſen wäre, in Göſchens Stellung Goethe gegenüber ein gewiſſes „merkantiliſches Element“ zu verdrängen, das überall da, wo die Einflüſſe der Freundſchaft und herzlicher Achtung ihre Macht ausübten, ſicherlich nur als ein untergeordnetes Motiv in meines Großvaters Verkehr mit den Autoren in Betracht kommen konnte. So erklärt ſich ein Entſchluß des Verlegers, der uns, die wir nach geſchehener Tat urteilen, als der größte Fehler in meines Großvaters buchhändleriſcher Laufbahn erſcheinen muß.

*) Dieſe acht Werke ſind den erſten vier Bänden entnommen.
**) Die letzten drei Stücke bildeten den Inhalt des fünften Bandes.

Ehe noch die „Gesammelten Werke“ vollständig vorlagen, bot Goethe Göschen seine jetzt berühmte Abhandlung über die Metamorphose der Pflanzen an. Wie bekannt, machte damals der Dichter in seiner Entwicklung eine naturwissenschaftliche Phase durch und schrieb, indem er seine unerreichte Einbildungskraft auf diesem neuen Felde spielen ließ, über naturwissenschaftliche Gegenstände wie noch kein Fachgelehrter je vor ihm geschrieben. Als Göschen das Manuskript, dessen Annahme oder Nichtannahme vertragsgemäß zuerst in seine Hände gelegt war, empfing, hatte er nichts Besseres zu tun, als einen Botaniker um Rat zu fragen! Man kann sich leicht vorstellen, wie der orthodoxe Gelehrte über des Dichters kühnen Vorstoß in sein eigenes Gebiet gespottet haben mag! Das Urteil fiel denn auch abweisend aus, und Göschen lehnte das Werk dankend ab.*)

Der stolze Dichter vergaß dies nicht. Als im Jahre 1791 die „Gesammelten Werke“ abgeschlossen waren, scheint Göschen ihm seine Dienste betreffs weiterer Werke angeboten zu haben. Als Antwort erhielt er folgenden Brief:

Weimar, den 4. Juli 1791.

„Ich danke für die mir übersendeten Bücher und für die mir in Ihrem Briefe gezeigten Gesinnungen, und wünsche, daß ich dagegen etwas Gefälliges erzeigen könnte. Es tat mir leid, daß Sie den kleinen Versuch der Metamorphosen ausschlugen, und ich war genöthigt, mich nach einem andern Verleger umzusehen und Verbindungen einzugehen, die ich sogleich nicht lösen kann. Wahrscheinlich werde ich in der Folge ebenso viel in der Naturlehre als in der Dichtkunst arbeiten; ich habe an beiderley Manuscripten Manches vorräthig, das aber erst ausgeführt und nur zur rechten Zeit

*) Göschen stand in seiner Beurteilung dieses „Versuches“ nicht allein. Wie bekannt, nahmen die meisten Freunde Goethes seine botanische Theorie, von der er nach seiner Rückkehr von Italien voll war, zu seiner großen Enttäuschung kühl auf.

ausgegeben sein will. Auf Michael werde ich eine neue Theorie der Farben ins Publikum wagen. Ich kann Ihnen aufrichtig versichern, daß ich sehr gewünscht hätte, Alles in einer Hand zu sehen.

Ich habe einen größeren Roman in der Arbeit und werde mehr Veranlassung finden, für das Theater zu arbeiten als bisher.

Von meiner italienischen Reise ist auch noch alles zurück. Ein Büchlein Elegien, die ich in Rom schrieb, desgleichen Epigramme, die in Venedig entstanden, liegen auch noch da und warten auf den Zeitpunkt in dem sie erscheinen können.

Da, wie Sie selbst sagen, meine Sachen nicht so kurrent sind als andere, an denen ein größeres Publikum Geschmack findet, so muß ich denn folglich nach den Umständen zu Werke gehen, und sehe leider voraus, daß sich der Verlag meiner künftigen Schriften gänzlich zerstreuen wird.

Meine ersteren habe ich nicht außer Augen gelassen und korrigire ein Exemplar, wie es mir die Zeit erlaubt, um von meiner Seite bereit zu seyn, wenn eine neue Ausgabe für nöthig oder räthlich gehalten würde.

Ich wünsche Ihnen recht wohl zu leben und empfehl mich ihrem Andenken.

Goethe."*)

Kein Brief, scheint mir, konnte freundlicher und unter den Umständen rücksichtsvoller sein; auch rechtfertigt er augenscheinlich die Annahme nicht, als habe die billige gegen die Nachdrucker gerichtete Ausgabe auf die Länge Goethes starkes Mißfallen erregt. Der Dichter beschränkt sich nicht auf einen bloßen Dank oder auf eine Empfangsbescheinigung, sondern gibt zugleich eine Übersicht über seine literarischen Pläne und fügt — gleichsam um die Versicherung nahe zu legen, daß er keineswegs beleidigt sei — die zu-

*) Briefe, Bd. IX, 276.

friedenstellende Bemerkung hinzu, er vernachlässige seine ersten Bücher, die sich noch in Göschens Händen befänden, nicht.

Ein andrer Brief Goethes berichtet den Hergang im wesentlichen in derselben Weise, drückt aber mehr Verwunderung, und wir müssen gestehen, gerechte Verwunderung aus über den Weg, den der Verleger eingeschlagen hatte. In demselben sagt der Dichter, er habe versprochen gehabt, Göschen das erste Angebot seiner künftigen Schriften zu geben; er habe ihm deshalb angekündigt, daß eine kleine Abhandlung wissenschaftlicher Natur fertig sei, die er gedruckt zu sehen wünsche. Er wolle nun nicht darnach fragen, ob Göschen sich nicht viel von der Arbeit versprochen, oder ob er sich in diesem Falle, wie er sich denken könne, an Fachgelehrte gewandt habe, um zu erfahren, was von diesem plötzlichen Ausflug in ein anderes Gebiet zu halten sei. Genug, es sei einigermaßen schwer zu verstehen, warum er es abgelehnt, seine Abhandlung zu drucken, da er im schlimmsten Falle nur ein unbedeutendes Opfer von sechs Bogen Makulatur gebracht, sich selbst aber einen fruchtbaren, zuverlässigen, zufriedenen Autor erhalten haben würde, der noch einmal vor die Öffentlichkeit zu treten wünschte.

Augenscheinlich hatte Göschen einen Fehler begangen, der nicht wieder gut gemacht werden konnte. Wahrscheinlich wußte er nicht, hatte auch keinen triftigen Grund, es anzunehmen, daß Goethe wirklich „ein zufriedener Autor" sei; auf jeden Fall aber kostete ihm seine Weigerung, ein „unbedeutendes Opfer zu bringen", mit einer einzigen weiter unten zu besprechender Ausnahme und trotz verschiedener späterer Annäherungsversuche, des Dichters Kundschaft auf immer.

Inwieweit er finanziell darunter litt, ist nicht so ersichtlich; immerhin kann sein Schritt bei denen, die mit Stolz auf die Firma zurückblicken und auf die glänzenden Namen, die ihre Kataloge zieren, nur ein Gefühl tiefen Bedauerns hinterlassen. Was Goethes tatsächlichen Wert für einen Ver-

leger anbetrifft, so fällt Schiller in einem Freundesbriefe darüber ein merkwürdiges Urteil. Er schreibt:

„Es ist, um es gerade herauszusagen, kein guter Handel mit Göthe zu treffen, weil er seinen Werth ganz kennt und sich sehr hoch taxiert und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist noch kein Buchhändler mit ihm in Verbindung geblieben. Er war noch mit keinem zufrieden, und mancher mochte auch mit ihm nicht zufrieden seyn. Liberalität gegen seine Verleger ist seine Sache nicht . . .*)

Die Gerechtigkeit gegen meinen Großvater, dessen vertrauliche Äußerungen über die „Gesammelten Werke" seinem Kompagnon Bertuch gegenüber ich dem Leser ausführlich und rückhaltlos mitgeteilt habe, erfordert, das Urteil eines durch lange Jahre treu anhänglichen Freundes wie Schiller über Goethes Stellung zu seinen Verlegern, neben der sehr natürlichen Verurteilung der Göschenschen Kurzsichtigkeit in diesem Falle, gleichfalls anzuführen. Soweit aber mein Großvater in Betracht kommt, so machte Goethes Verhalten, obwohl er mit Bezug auf Freiexemplare und in anderen Sachen schwer zu befriedigen gewesen war, und wenig Verständnis für die Sorgen des Verlegers an den Tag gelegt hatte, doch nicht den Eindruck einer solchen Engherzigkeit im Verkehr mit Buchhändlern, wie sie ihm Schiller zuschreibt.

Erst eine lange Zeit nachher, im Jahre 1804, wurden die einst gelösten Bande für den Augenblick wieder angeknüpft. Damals übersetzte nämlich Goethe für Göschen Diderots berühmtes Stück „Rameaus Neffe", und versah es mit ausführlichen Anmerkungen. Im Jahre 1794 hatte Göschen vorläufig den Verdruß, den Anfang einer Sammlung der neueren Schriften Goethes von Unger in Berlin verlegt zu sehen, demselben Verleger, nach dessen Weigerung, die Bedingungen des Dichters anzunehmen, Bertuch bekanntlich

*) Schiller an Cotta am 18. Mai 1802. Siehe Schillers Briefe (Jonas), VI, 385 f.

Göschen für Goethe gewonnen hatte. Man hat vermutet, daß diese Wahl einer andern Firma der eigentliche Grund des Bruches zwischen Dichter und Verleger gewesen sei; es lassen sich aber keine Beweise für diese Annahme beibringen. Im Gegenteil; drei Jahre später wurden Annäherungsversuche von der einen oder der andern Seite gemacht. Diesmal war Böttiger der Vermittler. Er scheint Göschen mit Bezug auf ein Gedicht Goethes sondiert zu haben, denn der erstere schrieb am 5. April 1797:

„Ich möchte gewiß Goethes Gedicht gerne haben, hauptsächlich damit man sähe, er habe nicht dauernd mit mir gebrochen. Sehen Sie zu, ob sich die Sache arrangieren läßt. Aber lieber Freund, vor Ostern über's Jahr habe ich kein Geld. Dann jedoch bin ich bereit!"

Er bewies also weder einen außerordentlichen Enthusiasmus über den Vorschlag noch jene Energie in der Überwindung von Schwierigkeiten, welche er, wenn er einmal „Feuer gefaßt" hatte, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, so häufig an den Tag legte.

Das fragliche Gedicht war „Hermann und Dorothea", jenes vollendete Kunstwerk, dessen Schönheit und Neuheit sofort die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Noch einmal im folgenden Juni schrieb Böttiger darüber an Göschen. Damals war es gerade fertig geworden, und der letztere scheint eingesehen zu haben, daß hier ein Werk vorlag, das ihn unter anderen Umständen zu energischen Schritten angefeuert haben würde. Aber entweder war er noch immer überzeugt, daß er sich die Ausgaben nicht gestatten dürfe, oder er hatte gehört, daß bereits ein anderer Verleger gefunden sei. Das letztere ist wahrscheinlicher, denn in einem späteren Briefe an Böttiger findet sich keine Anspielung auf seine frühere Ablehnung des Angebotes wegen mangelnder Mittel, sondern er sagt einfach, „daß er bereits durch Schlegel von Göthes neuem Gedicht gehört habe, daß Schlegel selbst voller Begeisterung darüber sei, und daß hier ein Werk vor-

liege, das einen ehrlichen deutschen Buchdrucker mit neuem Eifer zu erfüllen im Stande sei."

Aber es war ihm nicht beschieden! Was auch die Ursache gewesen sein mag, Göschen erwarb das Werk nicht, und so wurde auch hier, wie zuvor, eine glänzende Gelegenheit verabsäumt. Und zwar waren die Folgen davon um so ernster, als Goethe auf seiner Schweizerreise 1797 die Gelegenheit wahrnahm, den unternehmenden Cotta zu besuchen und Geschäftsverbindungen mit ihm anzuknüpfen.

So wurde denn Goethes Vorhersagung verwirklicht. Seine Schriften wurden unter verschiedene Verleger verteilt und der Ruhm, der Hauptverleger des größten Dichters seiner Zeit zu sein, ging meinem Großvater auf immer verloren.

Zehntes Kapitel.

Liebe und Heirat.

1787—1788.

Vierzehn Tage nach dem Briefe, in welchem Göschen ausgerufen: „Herder und alle Pfaffen hole der Teufel!“, und in welchem er mit unnachgiebiger Offenheit und lästerlicher Leidenschaft seinem Herzen Luft gemacht hatte über das ihm von Goethe seiner Meinung nach zugefügte Unrecht; mitten in seinen Pandoraſorgen und seinen heißen Kämpfen wider die unvertilgbaren Nachdrucker, wurden seine Gedanken plötzlich von seinem Geschäft abgezogen und mit gleichem Ungestüm in anderes Fahrwasser gelenkt: er verliebte sich mit der ganzen Glut seines Wesens.

Er erzählt die Geschichte selbst an Bertuch, seinen intimen Vertrauten.

„Hier sitze ich,“ schreibt er am 10. Dezember 1787 von Leipzig aus, „in Liebe bis über die Ohren. Das beste, das einnehmenste Mädgen wird hoffentlich mein. Sie ist nicht arm und nicht reich, aber sie wird mich unaussprechlich glücklich machen. Jetzt ist sie zufälligerweise wieder hier und die Leidenschaft hat wieder ganz ihre alte Stärke angenommen... Das ist der Grund warum ich Ihnen Reichs Tod nicht gleich gemeldet habe und warum ich heute nicht mehr schreibe als um Nachsicht bis künftigen Posttag bitte (!). Meine Arbeiten drängen mich und doch muß ich in dieser Angelegenheit meines Herzens zur Ruhe, denn meine Empfindung ist so stark, daß meine Gesundheit leidet. Man will mir meine Jette wieder vor der Nase wegnehmen und bey Gott im Himmel, das soll nicht...“

„Jette“ war Henriette Heun*), Tochter des Justizamtmannes Heun, eines wohlhabenden und angesehenen Mannes. Kunze, der Leipziger Kaufmann und der intime Freund Göschens, Körners und Schillers, hatte eine Stieftochter Heuns zur Frau. Daher war die Familie über den neuen Freier wohl unterrichtet.

Am 20. zeigte dieser das Resultat seiner Werbung an.

„Nur das Nothwendigste vor heute. Vierzehn Tage haben mich gewaltig zurückgesetzt. Das Mädgen hat mich darin um meine Ruhe, um meinen Schlaf, um meine Thätigkeit gebracht. Jetzt ist sie mein und nun solls wieder an ein Arbeiten gehen.“ **)

Zugleich setzt er Bertuch in dem Brief auseinander, daß er unter diesen Umständen nicht sofort nach Weimar reisen könne.

„Meine Jette läßt Sie bitten, mich ihr bis den 8. Jan. zu lassen. Wollen Sie nicht böse werden? Des Menschen Glückseligkeit ist auch etwas, und doch thut mirs weh, wenn die Freundschaft darunter leiden soll. Nur dieses einzige Mal vergeben Sie mirs. Ich komme den 8. Januar gewiß zu Ihnen. Bis dahin Nachsicht mit mir! Entschuldigen Sie mich bey Wieland. Ich konnte bisher keine Verlagsideen fassen . . . Hier muß ich einen andern Artikel fest halten. Wieland selbst hätte mir solchen nicht ersetzen können . . . Meine Jette soll sich bey Ihnen selbst einmahl bedanken für die Freude des Ehebettes so Sie uns in Ihrem Hause bestimmt haben. Doch ist die Hochzeit erst nach der Ostermesse.“

Auch noch in den nächsten Tagen war es ihm unmöglich, seine Liebesangelegenheiten in seinen Geschäftsbriefen unberührt zu lassen. Zwei Tage später schreibt er:

„Wenn dieser Brief geendet ist, so wil ich noch durch das traurige Wetter 77 Stuffen hinauf zu meiner Jette und bringe

*) Geb. am 20. Sept. 1765 zu Torgau.

**) Handschriftlich.

ihr Ihren Gruß und, was mich unendlich rührt und ihr unendlich werth sein wird, die Versicherung Ihrer Freundschaft. Ihre hellen Augen werden dabey so freundlich aussehen; ach, liebster Bertuch, Sie sollen diese Augen sehen, es kukt eine reine Engelseele heraus und nur deswegen sind sie schön. Sie soll Ihnen künftig während der Messe Ihr Zimmer im Hause recht sauber und nett halten, Ihnen freundlich das Abendbrot vorlegen und den freundschaftlichen Becher zum Trunke reichen." *)

So schrieb er an Bertuch, „die merkantilische Seele", wie Schiller ihn nannte! Augenscheinlich verließ Göschen sich darauf, daß auch der Freund in seinem Herzen sanfteren Gefühlen zugänglich sei, wenn er ihm sein eigenes so rückhaltlos ausschüttete.

Wir müssen aber Göschen kennen lernen, wie er um diese Zeit mit sich selbst zu Rate ging. Folgender Erguß war trotz der Anfangsworte „Liebste Jette" nicht ein zur Absendung bestimmter Brief, wie sich aus dem Inhalt ergibt, sondern vielmehr ein Selbstgespräch, von dem es zweifelhaft war, ob es je von einem andern Auge gelesen werden würde. Es wurde von einem mehr als fünfunddreißigjährigen Geschäftsmann in seinem Bureau während der Geschäftszeit geschrieben, während man doch denken sollte, daß weder ein solcher Ort noch eine solche Zeit sich für derartig leidenschaftliche Äußerungen eigneten. Da einige seiner Freunde darüber geschwatzt zu haben scheinen, daß er des Geldes wegen geheiratet habe, so ist es nicht ohne Interesse, auch in dieser Beziehung einen Blick in die innerste Gedankenwelt des verliebten Verlegers zu tun.

„den 13. Dec. 1787.

Meine theuerste Jette!

Ich habe Dich heute nicht gesehen — ich bin getrennt von Dir bis den kommenden Tag. — Ich kann mich mit

*) Handschriftlich.

nichts beſchäftigen als mit Dir. Es iſt 50 Minuten auf 5 Uhr. Ach brächte Dir dieſe Minute einen Gedanken an mich. — Warum Jettchen kann ich Dich nicht vergeſſen, weder in dieſem merkantiliſchen Zimmer, noch in meiner einſamen Wohnung, weder auf meinen Spaziergängen noch in Geſellſchaften, weder am Morgen noch am Abend oder in der Stunde wo die andern ſchlafen? Warum ſeh ich Dich allenthalben, ſuche Dich und härme mich daß ich nicht bey Dir bin. Eile geliebtes Mädchen, eile an meine Bruſt und laß meine Seele über meinen Lippen zu der Deinigen fliegen. Gleich als ich Dich zum erſten Mahle ſah, war es mir als hätt ich Dich lange gekannt. Meine Gedanken, meine Empfindung fixirten ſich auf Dich. Ich will ſie weg wenden und reiße mir Wunden, die bis jetzt nicht geheilet ſind. Ich mußte fliehen, aber ich kam immer wieder zu Dir. Ich wolte gerne ſterben, aber das Leben nahm Deine Geſtalt an und ich nickte ihm wieder freundlich zu. Dann ſchmolz die Schwermuth meiner Seelen in Thränen, welche in der Einſamkeit floßen bis ihre Quelle verſiegte. Jetzt da ich Dich zum 2ten mahle ſehe, wanke ich zwiſchen Furcht und Hoffnung herum. Die Welt iſt mir eine Puppenbude, meine Geſchäfte ſind mir eine Laſt; mein Blut geht mit Ungeſtüm vom Herzen, ich fühle ſeinen Gang durch alle meine Pulſe, mich durchfährt ein Schauer und eine Wehmuth, wofür ich keine Freude der Welt gebe. Jette, Jette komm an meinen Buſen. Siehe alle meine Gedanken, alle meine Empfindungen ſind dein. Möchte dieſes Herz Dich glücklich machen können. Ach wenn Deine Seele nur einmahl zu der meinigen ſpräche ich liebe dich. Mit meinen letzten Gedanken wolt ich dieſes Wort erkaufen. Wird das immer ſo bleiben? ich glaube es nicht. Auch wünſch ich es nicht. Alle Liebe, die Liebe zu den übrigen Menſchen, die Liebe zur Thätigkeit, die Liebe für die Natur, die Liebe zur geſelligen Freude, alle Liebe iſt Liebe zu Dir geworden. Nur eine außer dieſer iſt in

meinem Herzen geblieben, die Liebe zu Gott. Wenn die Hofnung Dich zu beſitzen mit ihrem ſanften Fittig um meine Stirne ſchwebt, ihr ſüßes Wort zu meinem Herzen dringt und ich dann fühle wie ſelig ich bin: dann erhebt ſich mein Geiſt dankend zu Gott, der eine Exiſtenz erſchuf, welche ſolcher Seeligkeit fähig war. Ewige Liebe! ewige Liebe! ich danke dir dafür. Wirſt Du dieſes Blatt ſehen? ich glaube nicht. Führt es aber mein Wunſch oder der Zufall in Deine Hände, ſo vergiß nicht daß Göſchen ſeine ganze Seele reden lies und daß er hier bei dieſer Stelle die heißeſten Thränen des Entzückens geweint hat.

Was, liebe Jette, was iſt es, das dieſe Empfindung für Dich in mir hervorbringt? Du biſt ſchön ſagen die Leute; ich ſage Dein Auge iſt ſchön, aus welchem Deine Seele ſpricht. Du haſt Anmuth, Du haſt Natur. Dieſe Seele, dieſe Anmuth, dieſe Natur, Jette, wirſt Du nie verliehren. Dein Herz wird Dir bleiben, ich werde Dich ewig lieben. Zwar wird dieſe Heftigkeit aufhören, in ſanftern Farben wird eine andre Liebe kommen; aber Deine Freundlichkeit, Dein treuer Kuß, Dein ſanftes Herz wird dieſe Farbe ſo beleben, daß ich gern dieſe mildere Schweſter werde bey mir einkehren ſehen. Dieſe wird länger bey uns bleiben, ſie wird das Stammeln unſerer Kinder hören, das Glück unſeres Hauſes ſehen, Dein wirthſchaftliches Regiment, meine Thätigkeit für Dich und allein für Dich, meine Zuvorkommung, meine kleinen Opfer der Zärtlichkeit und Gefälligkeit, mein Beſtreben Dir zu gefallen, Deine Achtung zu behalten und Dich glücklich zu machen. Vertraulich wird ſie an den Bekümmernißen, Mühſeeligkeiten, kleinen Zwiſtigkeiten und Mißverſtändnißen Theil nehmen und bemüht ſeyn alles wieder ins Gleiß zu bringen, ſie wird unſere treue Ermunterin, unſer Troſt, unſere Lehrerin in Leiden und in Noth ſeyn. Endlich wenn ſie mit uns vor Alter ſchwach wird, ruft ſie ihre Schweſter die Freundſchaft zu Hülfe und beyde verlaſſen

uns nicht eher bis der Sarg in die Erde ist. Hernach Jette, hernach wird der liebe Gott uns wieder einander zuführen. Ich kann mir keine Seeligkeit denken ohne Dich. Ob das allen Liebenden so ist? . . .

Vielleicht ist unsere Liebe schon froh, wenn Du dieses einmahl siehest. Vielleicht ist Göschen Dir dann schon alles so wie Du ihm alles bist. Dann ist Göschen erst ganz glücklich. Meine theuerste Jette verlaß meine Gedanken nicht, sondern bleibe bey mir, wenn ich auch schon von diesem Blatte aufgestanden bin." *)

Es ist merkwürdig, daß in diesem für keines Menschen Auge bestimmten Schreiben die rhapsodische, sentimentale und tränenreiche Ader, welche Rede und Schrift der Jugend jener Tage charakterisiert, so viel deutlicher pulsieren sollte als in den meisten andern Briefen meines Großvaters. Es scheint zu beweisen, daß sich Gefühle der Freude und der Liebe, auch im Herzen der Geschäftsleute ganz unwillkürlich mit der Vorstellung vom „Grabe" und der „heißen Thränen" verbanden, wo von Effekthascherei, literarischer Absicht oder Anbequemung an den Geschmack und die Sprache der Zeit durchaus keine Rede sein konnte.

Wenn aber dieser Erguß — geschrieben augenscheinlich, um ein überschäumendes, ihn tief erregendes Gefühl los zu werden — in die leidenschaftlichste Sprache gekleidet war, so war der Brief, in welchem er tatsächlich um Jettes Hand anhielt, in ganz anderem Tone abgefaßt.

Ein seltsamerer Liebesbrief ist sicherlich selten einem Manne aus der Feder geflossen. Der Schreiber hält es für geboten, dem Mädchen, das er bittet die Seine zu werden, eine vollständige und unparteiische Schilderuug seiner geistigen, moralischen und physischen Natur zu entwerfen; und wenn er sich auch möglicherweise in einigen Punkten geirrt haben mag, so entspricht doch dies Bekenntnis, diese Beschreibung seiner

*) Handschriftlich.

eigenen Gewohnheiten, Neigungen und Anlagen, der Hauptsache nach seinem Charakeer, wie er in den Briefen an alle seine Freunde und den Berichten seiner Zeitgenossen über ihn und sein Wesen zutage tritt.

Der Antrag ist an demselben Tage geschrieben, als die Rhapsodie, nämlich am 13. Dezember 1787, also drei Tage nach seiner ersten Herzensergießung an Bertuch. Nach einer ziemlich ruhig gehaltenen Einleitung beginnt er seine Selbstanalyse:

„Die Lage meines Berufes ist nicht glänzend. Ein sehr eingeschränktes Einkommen muß meine Wünsche auf das stillere Glück eines häuslichen Lebens, auf die Freude der Natur, auf den Genuß einiger weniger Freunde und zum stillen, prunkloſen Leben führen. In den ersten Jahren wird mir manche Bequemlichkeit fehlen, ich werde mir viele Freuden versagen und mein künftiges Weib wird mir noch manche Sorgen von der Stirn küssen müssen. Sparsamkeit und Genugsamkeit werden meine Hausgötter werden, und ich hoffe Zufriedenheit und eheliches Glück sollen sich zu ihnen gesellen. Liebe Jette, bey Gesundheit könnte ich mit Ihnen trockenes Brod essen; aber Gott wird mir durch Sie neue Thätigkeit und also auch noch etwas mehr als trockenes Brod geben.

Die Lage meines Herzens ist ein Punkt, über den ich nicht schreiben kann. Wer kennet sich selbst genug? Ich will aber ehrlich das Register meiner Fehler überdenken und Ihnen vorlegen. Sie werden es gewiß verkürzen, oder ich täusche in diesem Augenblick in meinem ganzen Gefühl. Ich bin überzeugt, Sie können mich beßern.

Ein gewisser stiller Unmuth, eine Freudenlosigkeit, üble Laune, oder wie Sie es sonst nennen wollen, welche mich zuweilen überfällt, gemeiniglich durch Disposition meines Körpers, seltener durch Disposition meiner Seele, ist die erste Eigenschaft, welche die Nachsicht meiner künftigen Gattin erfordern wird. Ihr zur Seite steht eine gewisse Singularität in meinen Vorstellungen von den geselligen Pflichten, ver-

knüpft mit einem Betragen in der Geſellſchaft, welches man Sonderbarkeit nennt. Dieſes iſt nicht Fehler des Herzens, es iſt Fehler der Erziehung. Ich war nie einem geſellſchaftlichen Zwang unterworffen, und war immer unaufmerkſam auf mich ſelbſt. Daher ſchein ich oft kalt, wo ich es nicht bin, oft ſtolz, das ich eigentlich gar nicht bin. Daher bin ich zerſtreut, kann meiner Langeweile mit Menſchen, die mich nicht intereßiren, zu wenig entgegen arbeiten. Daher verſäume ich oft alle Pflichten des Anſtandes und der Höflichkeit. So zwanglos ich in meiner geſelligen Verbindlichkeit bin, eben ſo ungebunden iſt, bis meine Vernunft wieder den Zügel anzieht, meine Denkungs- und Empfindungsart. Oft bin ich wieder (!) Menſchen eingenommen, ehe ich ſie genau kenne, welche ich doch hernach ſchätzen und lieben muß. Eben ſo ſchnell bin ich für manche Menſchen eingenommen und hier hat mich ſchon die Erfahrung gezüchtiget. Ich denke ich werde klug werden. Hier muß ich einen Fleck berühren, welcher mir weh thut, da ich ihm nahe kommen will. Deſto gefährlicher iſt er. Ich bin auſerordentlich reitzbar für jede Art von Schönheit, für Schönheit der Seele, Schönheit der Sitte, Schönheit des Geſchmacks, Schönheit der Bildung. Hier iſt die Quelle meines Glücks; vielleicht auch mancher Schmerzen für mich; nein, nicht vielleicht, bisher war ſie es gewiß. Meine theuerſte Jette, ich kenne dieſe Quelle nur zu gut! Mit Hülfe eines liebenswürdigen Weibes werd ich das bittere von dem ſüßen ſcheiden; aber mit Gott ſoll mein Weib nicht das Bittere trinken. Deswegen, liebſte Jette, ſind Sie mir unentbehrlich. Ich will Sie nicht beſtechen. Aber ich liebe Sie wie mein Leben, mehr als irgend eine Perſohn in der Welt. Eine, welche lange ſchon das Glück eines andern Mannes war, hat bisher bey gewiſſenhafter Prüfung in allen meinen Leidenſchafften doch immer geſiegt bei Vergleichung der Gegenſtände meiner Liebe. Sie allein lieb ich mehr als ich dieſe Perſohn je geliebt habe. Die Liebe zu dieſer Perſohn iſt längſt in die herzlichſte Freundſchaft übergegangen.

Ich bin sehr ehrgeitzig. Diese Eigenschaft der Seele ist der Grund meiner mehrsten Tugenden und meiner mehrsten Fehler. Sie führt mich zu einer gewißen Generosität, welche in meiner Lage oft Verschwendung wird. Deswegen, meine theuerste Freundin, brauch ich eine sparsame Frau, welche mir zu Hülfe kommt. Der Ehrgeiz führt mich oft zu einer Heftigkeit in meinen Behauptungen, oft zur Übertreibung der Wahrheit. Doch weiß ich es nicht, daß er je zum Nachtheil irgend eines Menschen in mir geherrscht hat.

Ihm zur Seite steht die Weichheit des Herzens. Ich bin selten im Stande, eine Bitte abzuschlagen, wenn sie blos zu einen Nachtheil führt, der nicht meine Ehre oder mein ganzes Glück untergräbt. Die Vernunft scheint zwahr mehr Gewalt über mich zu bekommen, aber doch brauch ich hier Zureden und Unterstützung, wenn ich etwas um meines Nachtheils willen abschlagen will.

Ein großer Fehler meiner Erziehung ist, daß ich nicht zur Ordnung gewöhnt bin. Ich liebe sie als die erste Tugend; ich bin unglücklich ohne Ordnung in meinem Hause; allein ich selbst bin oft zu nachsichtig gegen mich.

Ich habe zwahr von der Vorsehung einen guten Theil gesunden Menschenverstand, ein inniges Gefühl und ein großes Wohlwollen für die Menschheit erhalten; allein die Natur hat mir kein einziges Talent gegeben. Hier bin ich so arm wie der niedrigste Bettler. Nicht Gesang, nicht Musik, keine Kunst von allen Künsten besitz ich; ich spreche keine Sprache auser meiner Muttersprache. Ich bin sehr eifersüchtig in der Freundschaft — wir haben über dieses Capittel schon gesprochen.

Mann hat mir Schuld gegeben, ich sey veränderlich. Es muß etwas daran gewesen seyn, weil mann es so allgemein geglaubt hat, aber ich habe mich nie davon überzeugen können. Da ich so schnell in meiner Neigung und Abneigung und so zwanglos in meiner Äuserung gewesen bin, so ist das vielleicht die Ursach von diesem Urtheil. Ich habe nachher

Dinge geſehen, welche zu mir nicht paßten, ich bin zurückhaltender geworden und habe verändert geſchienen. Alle redliche Freunde meiner Jugend ſind noch meine Freunde und einem jeden, der einmahl meine Freundſchaft beſeßen, diene und helfe ich ſo gut ich kann, wenn auch mein Umgang mit ihm aus politiſchen, oekonomiſchen oder moraliſchen Gründen eingeſchränkt iſt. —

Mein Körper iſt bey allem äuſern Schein nicht der geſündeſte. Ich leide oft durch ihn jenen Unmuth, welchen meine Freunde bemerken mußten. Jeder Schritt von der Mäßigkeit hat Einfluß auf mich ſo wie jede Gemüthserſchütterung und Anſtrengung meiner nicht ganz unthätigen geiſtigen Kräfte.

Mein Weib wird alſo eine Geſellſchafterin, Tröſterin und Theilnehmerin mancherley Mühſeligkeit des Lebens durch die Verbindung mit mir werden müßen, welches ich ihr durch treue Liebe, treue Arbeit, und Sorge für unſern Wohlſtand, durch die herzlichſte Zärtlichkeit zu erſetzen ſuchen werde.

Es war meine Pflicht, liebes Geſchöpf, Dir dieſes Alles zu ſchreiben. Frage darüber Dein Herz! Du beſitzeſt Güte der Seele und gewiß ein zärtliches Herz, die Sanftmuth des Weibes und einen ſchönen Muth. Über das Übrige ſag ich Dir nichts. Du kanſt mich unausſprechlich glücklich machen; aber, da ich gelernt habe auf Glückſeeligkeit zu reſigniren, ſo wirſt Du mich durch Dein Nein auch nicht unglücklich machen. Bis an den letzten Hauch meines Lebens will ich Dein gedenken und Deine Freundſchaft wird meine Gefährtin ſein, wenn ich hinnieden meinen Weg vollendet habe.

Theuerſtes Geſchöpf, Gott gebe Dir Freude!

Georg Joachim Göſchen."

Der Übergang von dem förmlichen „Sie" zu dem wärmeren „Du" iſt charakteriſtiſch; ebenſo der Ausdruck „ich habe gelernt, auf Glückſeeligkeit zu reſigniren." Er kennzeichnet einen Hang zur Melancholie, der ſich in vielen ſeiner

Briefe zeigt und vielleicht auf die trüben Erfahrungen seiner Jugend zurückzuführen ist. Doch war dieser mit einem mutigen und vorwärtsstrebenden Temperament verbunden, das Schwierigkeiten niederkämpfte und sich mit einem gewissen Ungestüm vornahm, das gesteckte Ziel zu erreichen. Sein Ehrgeiz war allerdings groß, aber er redete die Wahrheit, wenn er erklärte, derselbe sei mit Weichherzigkeit vereint. Die Stellen über das häusliche Leben, das er zu verwirklichen trachtete, geben uns den Schlüssel zu einer andern stark ausgeprägten Seite seines Charakters. Sparsamkeit, frohe Zufriedenheit und eine ruhige Häuslichkeit, das waren seine Ideale und das beste Unterpfand für das Glück. Er lebte lange genug, um das hier gezeichnete Bild zu realisieren.

Dem Leser wird die freimütige Anspielung auf eine andere Person, „die seither längst das Glück eines andern Mannes usw. war", nicht entgangen sein. Ich kann diese besondere Dame nicht identifizieren, obwohl es in dem Kreise der Göschenschen Freunde eine bekannte Sache war, daß er mit einem andern Mädchen ein Verhältnis gehabt.

Im Januar 1787 schien es sogar ziemlich ernst damit gewesen zu sein. Damals schrieb Göschen an Bertuch, seinen Vertrauten:

„Vor Ostern will ich noch zu Ihnen kommen, mein theuerster Freund. Bis dahin kommt vielleicht auch noch eine andre Geschichte in Gang, eine Geschichte des Herzens. Ich sage im Gang: denn bisher habe ich nur einen Schritt gethan, ob ich den 2ten, 3ten und 4ten noch nachthun werde, das wird von dem Erfolg meines ersten Schrittes abhangen. Vieleicht zieht der Herr Papa den Schlagbaum vor und dan kehren wir um, und thun, als hätten wir gar nicht hinein gewollt. Sie kennen die Auserwählte, und es ist ein fein Mädel; aber ich nenne sie Ihnen noch nicht, weil ich nicht weiß, ob ich nicht noch umkehren muß. Ich wolte, ich wäre dieser Sorge los, weil ich aus Liebe für mein Weib meine

Thätigkeit gewiß vermehre und mancher Scherereyen der Phantasie und des Körpers dadurch überhoben werde, und weil ich in meinem Weib, Lohn und Glück für die Arbeiten des Lebens suche. So ein Mensch ohne Weib ist doch immer ein Mensch ohne Zweck und die Leute die um uns sind, haben keine Ordnung und keine rechte Pflege und keine häusliche Erziehung. — So viel weiß ich, daß, wenn die Sache zu Stande kommt, Freund Bertuch sagen wird, gut gemacht!" *)

Bei dieser Gelegenheit war Göschens Herz augenscheinlich nicht viel in Mitleidenschaft gezogen. Wie verschieden ist der Ton, nachdem er seine Jette gefunden hatte! Er ging indessen vorsichtig weiter, und sondierte einen Onkel des Mädchens, denn er war entschlossen, sich keinem Korbe auszusetzen. Endlich reiste er selber nach Dessau, wo außer dem Onkel auch eine Dame wohnte, die sowohl ihm wie auch dem Mädchen befreundet war. Diese „verständige Frau" sagte ihm grade heraus, daß das „Mädgen" in zwei Lauchstädter Reisen durch den Umgang mit dem sächsischen Adel „ganz verstimmt für das bürgerliche Leben sei" und so viel Bedürfnisse der großen Welt erhalten habe, daß sie mit ihm nicht glücklich sein könne. Außerdem würde er durch eine solche Verbindung in große „Weitläuftigkeiten" gekommen sein, die seine Erwerbnisse und das, was das „Mädgen" mitbekäme, unmöglich hätten bestreiten können. „Als ich dieses gehört hatte", schließt er in seiner lebhaften Manier, „erklährte ich mich gegen den Onkel und ich reisete zurück. Nun solte ich eine Klage über die Mädgen und die Liebe anheben, einen Trumpf auf die weitere Verliebung setzen u. s. w. Ich will es aber lieber nicht thun! Doch ist es schade darum! Denn das Mädgen hat ein schönes Herz und ein ungemeines Talent, das Leben eines Mannes durch Freude zu würzen. Punctum!"

*) Handschriftlich.

Wahrſcheinlich war dieſe junge Dame, obwohl ihr Name in dem Brief an Bertuch nicht vorkommt, Sophie Becker, die Schweſter von Göſchens vertrautem Freunde Zacharias Becker, dem Verfaſſer des „Noth- und Hülfsbüchleins“. Darauf deuten auch die Worte hin, die dem obigen Auszug unmittelbar folgen: „Ich muß mit Becker wegen ſeynem Nothbuch mündlich ſprechen und werde deshalb in 14 Tagen nach Erfurt müſſen.“

Mag nun dieſer Beſuch in Deſſau ſich auf Sophie bezogen haben oder nicht, ſo viel iſt jedenfalls gewiß, daß Göſchen einen Liebeshandel mit ihr gehabt und darin vielleicht etwas weit gegangen war; Schiller ſowohl wie Körner wußten darum. Beide ſchätzten Sophie Becker ſehr hoch, und da dieſe obendrein das Unglück hatte, ſchon vorher von dem Dichter Matthiſon im Stiche gelaſſen worden zu ſein, ſo waren ſie ärgerlich über Göſchen, der ſie nun zum zweiten Male einem ähnlichen Geſchick ausſetzte. Zwar beglückwünſchte Körner Göſchen in einem ziemlich freundlich gehaltenen Briefe zu ſeiner Verlobung, aber an Schiller ſchrieb er in verſchiedenem Tone.

„Göſchen hat ſich mit Jettchen Heun verſprochen. Bei einer Durchreiſe durch Wittenberg, wo ſie war, hat er ſie wiedergeſehn und ſich in ſie verliebt, hat Becker einen delicaten Brief über Sophie voll ſchöner Sentenzen über den Kampf zwiſchen Redlichkeit und Leidenſchaft geſchrieben. Becker hat ihm geantwortet, wie ſichs erwarten ließ; hat ihm geſagt, daß er niemals für Sophie auf ihn gerechnet hatte. Mein Beutel befindet ſich gut dabei, denn Göſchen bekommt ſiebentauſend Thaler in die Handlung und kann mich alſo eher bezahlen.“ *)

Die etwas harſchen Worte am Ende des Briefes ſind den gewöhnlichen Äußerungen dieſes zartfühlendſten aller Menſchen ſehr unähnlich, aber Körner ſowohl wie Schiller verrieten

*) Schillers Briefwechſel mit Körner, I, 306.

damals eine zeitweise Kälte und Gereiztheit gegen Göschen, deren sich der letztere vielleicht bewußt war. Wenigstens schließe ich dies aus folgendem Briefe, den Schiller im Februar 1788 von Weimar aus an Körner schrieb:

„Göschen war hier und blieb beinahe acht Tage. Er ist ein zufriedener Glücklicher; aber ich wollte, daß ihr mir seine Braut beschriebet, denn durch ihn ist kein gesunder Begriff von ihr zu gewinnen.

Es ist ordentlich lustig, wie die Leutchen hier Göschen schätzen. Wieland nennt ihn einen vorzüglichen Sterblichen; Bode gefällt sich seinen Protector zu machen und Bertuchs mercantilische Seele ist durch die seinige erquickt. Wir waren oft zusammen, weil er sich in meinem Zirkel herumtreibt; von Euch habe ich ihn keine Sylbe gefragt und er hat nicht angefangen." *)

Während der Ton dieses Briefes auf eine leichte Entfremdung zwischen Schiller und Göschen hinzudeuten scheint, schreibt der Dichter schon wenige Monate nachher die freundlichsten Briefe an den Verleger, in denen er neue Pläne bespricht und eine Sprache redet, aus der klar hervorgeht, daß das alte Zutrauen und die alte Zuneigung zwischen den beiden völlig wiederhergestellt war.

Wir lächeln, wenn wir aus dem angeführten Briefe ersehen, wie Schiller die warme Aufnahme, welche Göschen, dem Geschäftsmann, unter den literarischen Größen Weimars zuteil geworden war, mit leichtem Spott erwähnt; man sollte indessen nicht vergessen, daß die Stelle über Bertuchs merkantilische Seele usw. die einzige in allen Briefen des Dichters ist, die von meinem Großvater in dieser Hinsicht mit Geringschätzung spricht. Der Leser hat ja den schweren Kampf, den es Göschen kostete, um sich ehrlich durchzuschlagen und seinen Grundsatz durchzuführen, die Autoren gut und im voraus zu bezahlen, noch in Erinnerung; und auch Schiller

*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 261.

bezeugte in den wärmsten Ausdrücken nicht lange darauf, daß sein Freund ihn nicht bezahlt, sondern belohnt habe. Jedenfalls legt die obige Beschreibung seines Besuches ein beredtes Zeugnis von der Stellung ab, die sich Göschen nach dreijähriger Arbeit damals in dem berühmten Mittelpunkt deutscher Literatur errungen hatte.

Und hatte sich Göschen in bezug auf Sophie Becker wirklich geirrt? Körner hatte an Schiller folgendermaßen über sie geschrieben:

„Sophie ist bei uns . . . Sie ist ein liebes Geschöpf, wirkliche schöne weibliche Natur. Weder Göschen noch Matthiesen waren ihrer werth; keiner von beiden hat ihren wahren Gehalt zu schätzen gewußt. Es wird ihr schwer ihr Herz von Göschen loszureißen, sie fesselt sich nicht leicht, aber ihre Anhänglichkeit ist fest." *)

Und Schiller, den Körners Beschreibung interessierte, wollte mehr über sie wissen. Da es ihm bekannt war, daß sie seit einigen Monaten bei Körners zum Besuche weilte, schrieb er am 5. und 7. Juli:

„Geht denn die Becker auch mit Euch nach dem Carlsbad..."
„Du hast mich ungeduldig gemacht, sie von Person kennen zu lernen, und ich wünsche, daß Du mir mehr Specielles von ihr schreibest. Thue es doch in Deinem nächsten Briefe, und sage mir, ob Du wohl glaubst, daß sie eins von den Geschöpfen sei, für die ich Sinn habe?" **)

Körner, der meinen Großvater so strenge beurteilte, weil er nach seiner Meinung den Wert des Mädchens unterschätzte, war jedoch um diese Zeit selber von seiner ursprünglichen Illusion so ziemlich geheilt. Er antwortete jetzt: „Du willst mehr von Sophie wissen . . . Sie ist weniger für uns als ich geglaubt habe. Der Mensch lebt nicht von Natur allein. Ihr Schicksal interessirte; sie hat viele weibliche Tugenden, aber ihre Seele scheint doch im Grunde von ge-

*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 315 f.
**) Ibidem, I, 319, 323.

meinerem Schlage zu ſein ... Ich halte ſie nur der moraliſchen, nicht der äſthetiſchen Begeiſterung fähig." *)

Körners Anſpielung auf die Familie Kunze und ihre Befriedigung über die Verlobung Göſchens beweiſt, daß auch Jettes Angehörige anfänglich einige Bedenken über den Schritt gehegt hatten und zu wiſſen wünſchten, ob Göſchens Verhältnis zu Sophie Becker auch wirklich gelöſt ſei.

Kunze, der Schwager, ſchrieb ihm einen freundlichen, aber ſehr offenherzigen Brief, worin er ihn fragte, wie er denn eigentlich mit Sophie Becker ſtünde. „Ich weiß", hieß es in dem Schreiben, „daß eine Zeit war, wo Du ſie zu beſitzen wünſchteſt. Haſt Du es ihr ſo deutlich geſagt wie mir, ſo mußt Du dieſe Verbindlichkeit erſt los ſeyn. Du ſchriebſt mir: ‚Ich habe Beckern reinen Wein eingeſchenkt.' Laß ihn, lieber Freund, dieſen austrinken und wenn er ſagt: Proſit lieber Bruder, dann erſt kann ich in Deiner jetzigen Liebe thätig ſeyn."

Was Göſchen „reinen Wein" genannt hatte, Schiller aber einen Brief voll „ſchöner Sentenzen über den Konflikt zwiſchen Leidenſchaft und Redlichkeit", hatte Becker augenſcheinlich befriedigt, und die Worte „Proſit lieber Bruder" wurden jedenfalls ausgeſprochen, denn Göſchen und Becker blieben intime Freunde.

Auf jeden Fall hatte Göſchen Kunze beruhigt, denn von nun an nahm ſeine Werbung einen günſtigen Fortgang. Jettes Familie hieß ihn herzlich willkommen. Amtmann Heun ſchrieb ihm einen würdevollen Zuſagebrief, in dem er ihn etwas vorzeitig mit „Herr Sohn" anredete und ſeine völlige Zufriedenheit ausſprach.

Auch die Schweſtern ſchrieben hübſche Gratulationsbriefe. Dieſes gute Verhältnis mit der Familie ſeiner Frau dauerte auch in ſpäterer Zeit fort und trug viel zu Göſchens Ruhe und Glück bei. Die Verwandten Jettes blieben ihm ſtets

*) D. 11. Aug. Briefwechſel I, 329.

innig zugetan; so sehr hatte er sich ihre Herzen zu gewinnen vermocht.

An anderen Gratulationen fehlte es nicht. Viele berühmte Autoren wünschten ihm Glück und Segen, und der Ton ihrer Briefe berechtigte zu dem Schlusse, daß seine Wahl die Zustimmung und achtungsvolle Billigung seiner Freunde gefunden habe. Ein enthusiastischer Schriftsteller versicherte ihn sogar, daß er Jettchen gern selbst geheiratet hätte, wenn sie ihn nicht an Jahren zu nahe gestanden hätte.

Die Hochzeit fand erst im Mai statt. In der Zwischenzeit schrieb Jettchen ihrem Geliebten reizende natürliche Briefe voll tiefsten Gefühls und leidenschaftlicher Ausdrücke der Zuneigung, voll holder Demut, wo es sich um ihre eigene Person handelte, aber voll beredten, unschuldigen Stolzes auf den Wert ihres künftigen Gatten.

Die Verlobten wechselten Briefe, als er zum Besuch in Weimar war und mit Schiller zusammentraf, der dann den oben erwähnten leicht-spöttischen Brief über ihn an Körner sandte: Sie würde sich nicht wie Schiller darüber beklagt haben, daß Wieland ihn einen vorzüglichen Sterblichen nannte.

Göschens Briefe aus Weimar sind uns nicht aufbewahrt. Jette aber drückte ihm eine große Freude aus über die vortreffliche Aufnahme und die Freundlichkeit, mit der man ihm überall entgegengekommen war. Zugleich sprach sie schelmisch von ihrer heimlichen Furcht, daß die Freuden einer genußreichen Zeit ihn versuchen könnten, die vierzehn Tage seiner Abwesenheit bis auf drei Wochen zu verlängern. Mitunter wenden sich ihre Gedanken dem feierlichen Ernst der Ehe zu; sie ist unzufrieden mit der Armut ihrer Worte, meint aber, er werde, trotzdem sie literarisch ungebildet sei, mit ihrem „Gekritzel" vorlieb nehmen.

Aus Äußerungen in einigen dieser Briefe könnte man beinahe schließen, daß ihr Bräutigam auf die Heiterkeit derselben oft in etwas misanthropischer Art geantwortet habe. Er war ja, wie wir wissen, zu Zeiten äußerst niedergeschlagen.

Er hatte damals Sorgen genug, und der Zug der Melancholie, den ich so häufig in seinen Briefen wiederfand, und den er selbst in seiner Selbstanalyse offen anerkennt — der aber in späteren Jahren verschwand und zu jeder Zeit mit fröhlichen und geselligen Stimmungen abwechselte —, dieser Zug mag sich Jettes scharfem, instinktiven Blick bald offenbart haben. In einem Briefe fleht sie ihn an, „wenn er sie lieb habe bei Kunzes mit unbewölkter Stirn zu erscheinen." Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß man ihn für ein Opfer der Laune und des Eigensinns halten sollte.

Übrigens war ihr Glück vollkommen, und die Hochzeit fand nach der Ostermesse am 13. Mai 1788 statt.

Schiller schrieb einen hübschen Glückwunsch.

„Nur in zwey Zeilen, bester Freund, meinen herzlichsten Glückwunsch zur Hochzeit. Der Tag hatt mich zu schnell überfallen, sonst hätte ich meinen Pegasus einen Ritt dazu machen lassen, aber das träge Thier will mir jetzt nicht von der Stelle.

Was der Himmel von Freuden in den Fingerhut voll Leben, den er uns bescheert, nur hineinpressen kann, möge Euch beiden in vollem Maaße zu Theil werden. Lieben Sie Ihre Frau immer wie heute, das ist alles was ich Ihnen schönes zu wünschen brauche, und ich denke, daran solls nicht fehlen. Alles was ich von ihr höre, hat mich entzückt. Sie wird eine vortreffliche Frau werden.

Auf den Dienstag soll Ihre Gesundheit mit dem herzlichsten Antheil getrunken werden von Ihrem treuen Freund

Schiller."*)

Meißner schrieb von Prag aus in seiner gewöhnlichen poetischen Prosa:

„Viel Glück und Segen zu Ihrem Vorhaben, lieber Herr Göschen. Jeder Bräutigam ist ein neidenswerther Mann.

*) Geschäftsbriefe Schillers, S. 43.

Henriette Göschen
geb. Heun.

Denn Hoffnung, das einzige holde Fräulein aus Pandoras Büchse ist seine Geleiterin. Hoffentlich aber werden Sie so gewählt haben, daß es nicht bei der bloßen Hoffnung bleibt..."*)

Ein Brief von Zacharias Becker endlich, Sophiens Bruder, der Göschen einige Tage nach der Hochzeit erreichte, beweist durch seinen außerordentlichen herzlichen Ton, daß der Schreiber keinerlei Groll seiner Schwester wegen hegte. Er lautet:

„Ich denke Sie werden Ihr liebes Weibchen heimgeführt haben. Dieses Blatt trifft Sie also in Leipzig und sollte Ihnen sagen, wie sehr ich mich freue, daß Sie diesen wichtigen Schritt in Ihrer irdischen Laufbahn gethan haben, und was ich Ihnen alles dazu wünsche. Allein wozu viel Worte? Sie zweifeln ja nicht daran, daß ich Ihnen Alles gönne was gut ist. Nur Einen Wunsch kann ich nicht unterdrücken, den ich als Practicus thue — daß die Flitterwoche kurz und die darauf folgende gleichere und sanftere Stimmung des Eheconcerts desto länger und dauerhafter seyn möge! Bey der ist man glücklicher und die Freundschaft hat nicht Ursache die Liebe zu beneiden . . ."**)

Gerne würde ich nun auch dem Leser eine Beschreibung der äußeren Erscheinung der Braut und des Bräutigams geben. Aus eigner Erinnerung kann ich wenig sagen, denn mein Großvater starb, ehe ich geboren wurde. Aber meine Großmutter habe ich als junger Knabe noch mehrere Male gesehen. Ich erinnere mich noch vollkommen deutlich, wie sie nach ihrer Gewohnheit in der gleichen sonnigen Ecke eines sehr einfachen Zimmers ihres kleinen Hohenstädter Hauses, des geliebten Landaufenthaltes ihres Mannes, saß. So freundlich und teilnahmsvoll sie war, machte doch ihre ruhige Würde beinahe den Eindruck der Strenge, jedenfalls den ernster Ruhe. Kein noch so kühner Flug der Einbildung in die Vergangenheit hätte es vermocht, aus dieser alten Dame,

*) Handschriftlich.
**) Handschriftlich.

welche dem jungen Volk ehrfurchtsvolle, wenn auch liebende Scheu einflößte, die leidenschaftliche, temperamentvolle, heitere und witzige Frau der Vergangenheit ins Leben zu rufen, die in ihren Briefen ihr Herz zuerst ihrem Geliebten, dann ihrem Gatten ausschüttet, und zwar in schöner Natürlichkeit und unbegrenzter Offenheit, vereint, wenn ich so sagen darf, mit „ungeheurem Elan". Es waren nicht Briefe, wie die, welche jenes Zeitalter gewohnheitsmäßig hervorbrachte, — Briefe voller Schwulst in Stil, selbst wenn sie an die vertrautesten Freunde gerichtet waren, und voll der maßlosesten durch den damals herrschenden ekstatischen Idealismus ins Leben gerufenen Sentimentalität — sondern Briefe, die in jedem Jahrhundert von einem natürlichen, warmherzigen und liebenden weiblichen Wesen an den Gegenstand seiner Liebe gerichtet sein konnten.

Wenn ich von den vertraulichen schriftlichen Äußerungen zwischen Mann und Frau, besonders von denen der Frau, hier nur einen sehr sparsamen Gebrauch mache, so vermute Niemand, daß auch nur ein Gedanke, auch nur ein Ausdruck in dieser Korrespondenz vorkomme, dessen sie sich zu schämen braucht. Die Ergüsse ihres heiteren Gemütes, ihr sprühender Mutterwitz, ihr naiver Humor und ihre leidenschaftliche Liebe zu ihrem Gatten werden nicht durch ein einziges Wort der üblen Laune, der Bosheit oder der Schwäche entstellt. Es ist in unserer unvollkommenen Welt nicht oft der Fall, daß ein Biograph nicht wünschen sollte, um seines Gegenstandes willen, gewisse Stellen zu unterdrücken, wenn es ihm seine Ehrlichkeit erlaubte, zumal dann, wenn ihm eine große Anzahl Briefe zur Verfügung steht. Aber das Bestreben einen, selbst vorübergehenden, unangenehmen Eindruck zu verwischen, hat mich nicht gehindert, von den Jetteschen Briefen den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Eine geziemende Diskretion zu beobachten, war mein alleiniges Motiv.

Jeder Brief, der auf meines Großvaters häusliches Leben Bezug hat, bezeugt die außerordentlich glückliche Wahl, die

er getroffen. Henriette Heun wurde eine musterhafte Gattin und ihren Kindern eine musterhafte Mutter. Schiller, der zuerst so kühl über die Henriette gesprochen, ehe er die Braut kannte, lernte sie später hochschätzen. Sie hätte in der Tat das Original der Hausfrau sein können, wie der Dichter sie in seinem Lied von der Glocke schildert. Auch Wieland wurde der begeisterte Freund der jungen Frau.

Von meines Großvaters persönlicher Erscheinung und seinem Benehmen sind mir mehrere gedruckte Berichte zu Gesicht gekommen außer der in unserer Familie aufbewahrten Tradition. Alle Beschreibungen verbreiten sich über das Einnehmende seines Wesens und den Reiz seiner Unterhaltung. Lorenz in seiner oben angeführten Monographie schreibt darüber:

„Göschen war eine stattliche Gestalt von kräftigem und gesunden Aussehen, edlen Gesichtszügen und lebendigem Auge. Ich habe ihn einigemale als Schüler gesehen. Obgleich ich nicht ahnen konnte, daß ich einst sein Biograph werden sollte, habe ich ihn dennoch mit Aufmerksamkeit betrachtet als den Mann, der den schönen Homer gedruckt hatte, in welchem ich täglich las. Seine Persönlichkeit gab Zeugniß von der ihm inwohnenden Originalität und Energie. Seine Sprache war pathetisch, sein Ausdruck gewählt, sein Auftreten gewinnend durch seinen Takt und Gewandheit in den Formen des Umgangs, die um so mehr einnehmen, wenn Geist und vielseitige Kenntnisse damit verbunden sind, wie dieses bei ihm der Fall war. Diese Eigenschaften bereiteten ihm die wohlwollende Aufnahme, welche er in Weimar bei Wieland, Bode, Bertuch und anderen fand." *)

Ein anderer Schriftsteller, Friedrich Laun, oder wie er eigentlich heißt, Friedrich August Schulze**), der Göschen in

*) Siehe oben. Lorenz, Programm usw., S. 13.

*) Mehrere Schriften sind von ihm im Göschenschen Verlag erschienen, unter andern ein gemeinsam mit Apel verfaßtes Gespensterbuch in fünf Teilen.

seinem eigenen Hause besucht hatte, als dieser schon vorgerückten Alters war, entwirft folgendes Bild von ihm:

„Auch von Person war Göschen ein sehr einnehmender Mann. Eine kräftige Gestalt, ein wohlwollendes, ausdrucksvolles Gesicht unterstützte die Anmuth seiner geistreichen Rede. Enthusiastisch für alles Gute und Schöne war sein Sinn immer rege zu allen, ihm einleuchtenden Verbesserungen und Vervollkommungen in seinem weiten Wirkungskreise. Und dieselbe Freundlichkeit, welche in seinen Gesichtszügen waltete, ging belebend durch seine ganze Familie von der, jeder Achtung würdigen Hausfrau an bis zu seinem jüngsten Kinde, einer Tochter, deren harmlose Schalkheit gar oft das Ergötzen des gesammten Hauses ausmachte."

Der Leser, der mich bis ans Ende dieser Bände begleitet, wird meinen Großvater in seiner Häuslichkeit noch näher kennen lernen, wie er mit einer, selbst in schweren Zeiten heiteren, Ruhe den ihm vorgeschriebenen Weg wandelte und durch ein glückliches Familienleben von der finsteren Melancholie und der Laune, die seine früheren Jahre verbitterten, geheilt, den Reiz seiner Umgangsformen und die Lebhaftigkeit seines Geistes bis zum Ende beibehielt.

Elftes Kapitel.

Mit vereinten Kräften vorwärts.

Oſtern 1787 bis Oſtern 1788.

Die Chronik der Göſchenſchen Tätigkeit in ihrem Verlauf während des vorliegenden Jahres wird durch keine Beiträge aus der Feder Schillers geziert. Das vierte Heft der „Thalia“ war im Dezember 1786 ausgegeben worden, „Carlos“ wurde zur folgenden Oſtermeſſe in Buchform herausgegeben; aber während des ganzen Jahres 1787 war es dem Dichter nicht möglich geweſen, auch nur einen einzigen Bogen Manuſkript an Göſchen zu ſenden.

Im Mai dieſes Jahres brachte Schiller eine etwas unglückliche und unbefriedigende Zeit in Tharandt zu. Er mußte eine Periode großer geiſtiger Erregung durchmachen und wurde von Zweifeln gepeinigt mit Bezug auf das ſeinem Genius wahrhaft zuſtändige Arbeitsfeld. So fehlte ihm die Stimmung, angefangene Arbeiten fortzuſetzen. Gegen den „Geiſterſeher“ hegte er den größten Widerwillen; der „Menſchenfeind“, von dem er geträumt, er würde alle ſeine andern Stücke übertreffen, war beiſeite gelegt. Dagegen war er jetzt überzeugt, und zwar im Gegenſatz zu Körners Urteil und Gefühl, daß ſein wahrer Beruf der eines Hiſtorikers ſei, und ſo warf er ſich denn mit Eifer auf das Studium der Geſchichte und auf ſein Werk über den Aufſtand der Niederlande. Dies ſollte bei Cruſius, Göſchens altem Chef und Gönner, veröffentlicht werden. Über den Urſprung dieſer neuen Verbindung hat man verſchiedene Vermutungen aufgeſtellt. Man hat ſie auf eine temporäre Verſtimmung

zwiſchen Körner und Göſchen zurückgeführt; es iſt aber weit wahrſcheinlicher, daß Göſchen ſelber, mit mehr Arbeit auf Händen als er vollenden konnte, Schiller ſeinem alten Freunde zuführte; denn Ausdrücke in den Briefen, die zwiſchen Cruſius und Schiller gewechſelt wurden, beweiſen, daß Göſchen gelegentlich den Verkehr zwiſchen beiden vermittelte, und dieſes Mittels hätte man ſich gewiß nicht bedient, wenn Schiller in irgend welchem Göſchen nachteiligen und feindſeligen Sinne ſich einen andern Verleger geſucht hätte.

Im Juli ging der Dichter zu Beſuch nach Weimar. Es ſtellte ſich dies als ein höchſt bedeutſamer Schritt heraus, denn damit ſchloß das Kapitel ſeines Dresdner Lebens ab, und er wurde in einen gänzlich neuen Kreis von Männern hineinverſetzt.

Als Bertuch Göſchen um dieſe Zeit fragte, ob er glaube, Schiller beabſichtige in den Sachſen-Weimariſchen Staatsdienſt einzutreten, antwortete er: „Ich glaube nicht, daß Schiller Plan (!) auf Weimariſche Dienſte macht. Er wird, glaube ich, eine Zeit lang bei Ihnen privatiſieren. Mir kam es vor, als wenn ihn irgend eine Bekanntſchaft dahin zog. Gott gebe ihm übrigens Neigung zu einem Amte oder einem Herrn, welcher ihn ohne Amt bezahlt.“ *)

Göſchen war, wie andere Freunde Schillers, um dieſe Zeit lebhaft beſorgt um des Dichters Zukunft, denn dieſer zeigte eine außerordentliche Ruheloſigkeit und unberechenbare Launen. Die in dem Briefe als wahrſcheinlicher „Anziehungsgrund“ angeführte Bekanntſchaft war ohne Zweifel Frau von Kalb, zu welcher der Dichter eine Zeitlang eine romantiſche Neigung gefaßt hatte, über deren Natur er ſich ausführlich ſeinem Freunde Körner gegenüber ausließ. Seine Briefe an den letzteren von der Zeit ſeiner Ankunft in Weimar an ſind für mich mit Bezug auf die vorliegende Biographie von ganz beſonderem Intereſſe geweſen. Sie beleben die trockenen

*) 5. Sept. 1787. Siehe Archiv für L. G. XII, 451.

Aufzeichnungen so vieler Freunde meines Großvaters und bringen in ungesuchter Sprache ihre Lebensweise, den Eindruck, den sie auf ihre Umgebung machten, ihre Beschäftigung und ihr alltägliches Verhalten zum klarsten Ausdruck.

Was Wieland betrifft, so näherte er sich Schiller nicht sogleich. Sein langes Schweigen über „Carlos" hatte den letzteren tief gekränkt. Endlich aber erschien eine Besprechung im „Merkur". Sie war, wenn auch durchaus nicht zufriedenstellend, doch günstig genug, um es Schiller als Pflicht erscheinen zu lassen, Wieland bei ihrem nächsten Zusammentreffen zu danken. Die Versöhnung folgte auf dem Fuße, und das angenehme Verhältnis, das sich nun zwischen dem greisen und dem jugendlichen Dichter anbahnte, sollte bald interessante Früchte tragen. Schiller sagte nämlich seine Mitwirkung am „Merkur", dessen alleiniger Herausgeber, Mitarbeiter und Verleger Wieland damals war, zu. Der Vorteil einer solchen Verbindung lag für ihn darin, daß er die ersten Resultate seiner durch sein Werk über den Aufstand der Niederlande notwendig gewordenen historischen Studien nun verwerten konnte, wozu die „Thalia" wegen ihres kleineren Leserkreises nicht so geeignet erschien.

Wieland seinerseits nahm die Idee einer Vereinigung der Kräfte mit gleichem Eifer auf. Der Ruhm des Verfassers der „Räuber" und des „Carlos" mußte sicherlich die Anziehungskraft einer soliden Zeitschrift, wie des „Merkur", erhöhen. Was Wieland aber besonders dabei freute, war die Erleichterung seiner Arbeit, da er bisher durch unaufhörliche und unablehnbare Anforderungen an seine Feder in der Form von langen Beiträgen in der Freiheit seines Schaffens beeinträchtigt worden war. Auch nach einer andern Seite hin suchte er Erleichterung.[1]

Er wünschte nämlich auch seine Sorgen als Verleger des „Merkur" los zu werden und gedachte diesen Teil seiner Tätigkeit auf Göschen abzuwälzen, der bis dahin die Zeitschrift nur in Kommission gehabt hatte. Dieser aber bewies

keinen beſonderen Eifer auf den Plan einzugehen. Zwar gab er das Anziehende einer ſolchen Übertragung für ihn perſönlich vollkommen zu, ſtellte aber zugleich Wielands Vorſchlägen die Schwierigkeiten entgegen, welche dem Verkauf derartiger Tagesliteratur hindernd im Wege ſtanden. Auch würde es ſchwer ſein, fürchtete er, den poetiſchen Anforderungen Schillers mit Bezug auf den „Merkur“ gerecht zu werden. Schließlich machte er ſeinerſeits gewiſſe Vorſchläge, aus denen jedoch damals nichts wurde. Ein Jahr ſpäter aber nahm Wieland eine runde Summe von jährlich 1600 Talern an und „überließ es Göſchen, dies Honorarium nach ſeinem Gutdünken zu erhöhen, wenn der Abſatz 1600 Exemplare überſteigen ſollte.“

Ein weiterer Grund Wielands, ſich ſo viel Arbeit wie möglich vom Halſe zu ſchaffen, lag in ſeinem ſeit einiger Zeit genährten Plane, eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke zu veranſtalten, wozu er Göſchens Rat und Beiſtand in Anſpruch nahm. Denn jetzt war er nicht länger gebunden. Mitten in jenen aufregenden Tagen des Dezembers 1787 nämlich, als die Furcht, ſeine Jette möchte ihm „vor der Naſe weggenommen werden“ — „und bey Gott im Himmel, das ſoll nicht!“ — alle Gedanken Göſchens an ſein Geſchäft in den Hintergrund drängte, war ein Ereignis von größter Bedeutung für ihn als Verleger eingetreten, das er damals Bertuch ſofort mitzuteilen vergeſſen hatte. Wielands Verleger, der berühmte Erasmus Reich, war geſtorben; er, der Freund, während deſſen Lebzeiten der Dichter ſich außer Stande gefühlt hatte, dem jungen Beginner, der ſich ſeine Neigung im Fluge gewonnen, mehr zu gewähren als das Verſprechen, dereinſt Reichs Nachfolger zu werden. Dies ſollte ſich jetzt erfüllen, und Wieland war um ſo bereitwilliger, es einzulöſen, weil er über die Behandlung der Witwe Reichs durch deſſen Nachfolger, eine ihm gänzlich fremde Perſönlichkeit, ärgerlich war. Auch der bisherige Geſchäftsführer Reim ſcheint ſchlecht behandelt worden zu ſein.

Göschen wenigstens erzählt Bertuch, daß Reim das Geschäft nicht geerbt, und fügt hinzu: „Mad. Reich bekommt 10,000 Thaler, eine elende Summe für die Wittwe eines solchen Mannes und Alles fällt an Mademoiselle Weidmann zurück, an eine alte Jungfer, die nichts verdienstliches hat, als 200,000, die Handlung und einen geliebten Hund, der Mylord heißt." *)

Die Geschichte von Wielands großem Plan einer revidierten und verbesserten Gesamtausgabe seiner Werke soll in einem künftigen Kapitel erzählt werden. Hier genüge es zu bemerken, daß es mit Rücksicht auf die unendlich langwierige, mit der Revision seiner sehr bändereichen Schriften verbundene Arbeit, geboten erschien, zuerst mit andern Arbeiten aufzuräumen. Deshalb war denn auch die Übertragung der geschäftlichen Leitung des „Merkur" an Göschen dem Dichter ganz besonders willkommen.

Während aber Göschen wegen des „Merkur" unterhandelte, hatte er doch durchaus nicht die Absicht, den Verlag der „Thalia" aufzugeben, und er bat Bertuch dringend, Schiller, den lässigen Herausgeber, aufzumuntern.

„Wenn Sie", schrieb er in großer Unruhe, „etwas dazu beytragen können, daß Schiller sich gleich an die Fortsetzung der Thalia macht, so verdienen Sie einen Gotteslohn von mir. Ich habe so lange darauf gehoft, das Publikum quält mich so! Gern brächt' ich es noch auf Ostern.

Unser Schiller ist also nun Wielands? Ich glaube es wird gut für ihn seyn; aber er ist nicht dazu gemacht, lange an einem Faden zu spinnen. Er wird gewiß mit Anstrengung über die Geschichte seyn; allein es darf ihn nur eine andere Muse reitzen und husch wird er sie allein lassen. So glaub ich den guten Schiller zu kennen. Sein Genius leite ihn zu seinem Glück!" **)

*) D. 10. Dez. 1787.

**) D. 19. Jan. 1788. Siehe Archiv für Literaturgeschichte, XII, 452.

Die Antwort aus Weimar lautete nicht tröſtlich; glücklicherweiſe aber konnte Göſchen ſelber im Februar 1788 der Stadt einen Beſuch abſtatten und Schiller perſönlich zu Leibe gehen. Es gelang ihm auch endlich, dem Dichter wenigſtens das Verſprechen eines Beitrages für die „Thalia“ zur Oſtermeſſe abzupreſſen*), freilich nicht ohne Murren von Schillers Seite. Der glänzende Empfang durch die berühmten Männer der Stadt, der meinem Großvater während dieſes Beſuches zuteil wurde, iſt von dem Dichter, deſſen augenblickliche Verſtimmung noch durch des Verlegers Drängen geſteigert worden war, in einem Briefe an ſeinen Dresdner Freund verſpottet worden.

Er habe Göſchen eine weitere „Thalia“ gegeben, ſchrieb er, weil ſie einmal angekündigt ſei, und er anſtändigerweiſe nicht wohl anders gekonnt habe; eine Stelle, die wie eine Art Entſchuldigung Körner gegenüber klingt, in deſſen Haus Sophie Becker ſich von ihrem Kummer zu erholen ſuchte. Aber Schiller hatte auch außerdem Grund genug zur üblen Laune; er war überladen mit Arbeiten, da er weitere Beiträge zum Aufſtand der Niederlande ſowie für die „Thalia“ zu liefern ſich verpflichtet hatte, und Wieland auf einen Aufſatz für den „Merkur“ beſtand. „Ich bin in einem Todesſchweiß“, rief er aus. „Dem verfluchten Geiſterſeher kann ich bis dieſe Stunde kein Intereſſe abgewinnen; welcher Dämon hat mir ihn eingegeben!“ **)

Die Pein, die ihm dieſe Journalbeiträge verurſachten, war groß; über den „Geiſterſeher“ ſchrieb er noch einmal im Tone der Verzweiflung***); aber dazu war durchaus kein Anlaß

*) Schiller ſchreibt „abgeborgt“, was Gödicke mit „abgeſchwindelt“ erklärt. Siehe Briefwechſel mit Körner, I, 169, Anm. Borbergers Konjektur „abgebangt“, ein Leſſingſcher Ausdruck für „abgeängſtigt“, „abgequält“, iſt vorzuziehen. Siehe Schillers Briefe (Jonas) II, 434.

**) Datiert: Weimar, d. 19. April 1788. Geſchäftsbriefe, S. 41.

***) Brief an Körner vom 6. März 1788. Siehe Briefwechſel mit Körner, I, 170.

vorhanden. Vielmehr hatte Göschens beharrliches Drängen dem Dichter einen großen Triumph bereitet. Als im Mai das fünfte Heft der „Thalia“ erschien, bewirkte der „verfluchte“ „Geisterseher“, was „Carlos“ nicht hatte bewirken können: Der Geschmack des Publikums war getroffen, und Schiller konnte Körner die enthusiastische Aufnahme der Erzählung mitteilen. Die „Thalia“ mache in Weimar ungeheures Aufsehen und zirkuliere in jedem Hause, schrieb er.

Zu derselben Zeit aber erschien eine Anzeige, die Schillers heftigsten Zorn erregte. Seine früheren Verleger nämlich, Schwan und Götz, kündigten eine dritte Auflage des „Fiesco“ und der „Kabale und Liebe“ an, und zwar hatten sie, wie der Dichter Göschen schrieb, es nicht für nötig gehalten, ihm auch nur ein Wort darüber mitzuteilen, viel weniger ihm ein Honorar anzubieten. Dies Benehmen verglich er dann mit dem seines Freundes.

„Ich will nicht haben mein liebster Freund“, heißt es in dem betreffenden Briefe*), „daß Sie mir Alles was Sie mir von meinen Schriften, über die accordirte Anzahl, geben, unentgeltlich überlassen. Sehen Sie z. B. Herrn Götz an; der läßt sich jedes Exemplar von meinen Stücken bezahlen, die er ohne mein Wissen neu verlegt. Weil ich doch von diesem Herrn rede, so muß ich Ihnen eine Idee anvertrauen, womit Bertuch Sie mehr bekannt machen wird.

Urtheilen Sie selbst, mein Bester, ob ich noch Ursache habe mit solchen Leuten discret zu verfahren. Schwan und Götz wissen, daß ich durch Schriftstellerey allein existieren, und auf jeden Profit sehen muß, dennoch behandeln sie mich so wucherhaftig, daß ich von einem Stücke, das sie das drittemal auflegen 10 Carolin in allem gewonnen habe. Ich will mich also dießmal meines Vortheils bedienen und, wenn Sie mit mir einverstanden sein wollen, eine Neue durchaus verbesserte mit neuen Scenen vermehrte und mit einem ganz

*) „Der Geisterseher wird schlecht, schlecht . . .“ Briefwechsel mit Körner, I, 172 (17. März 1788).

neuen Stück verſehene, Auflage meiner Schauſpiele für die Michaelis Meſſe ankündigen, welche in Ihrem Verlage herauskommen ſoll. Dabey thun Sie mir nur den Gefallen und bekennen ſich gegen Götzen zum Verleger, laſſen ihn dabey merken, wie ſchändlich er mit mir umgegangen ſey . . . Eigentlich iſt mein Plan nicht, daß es dieſe Michaelismeſſe geſchehen ſoll; aber ich will Götzen damit in Furcht ſetzen, der mir für beide Stücke zuſammen die er jetzt ohne mein Wiſſen auf die Meſſe gebracht, hundert Thaler bezahlen ſoll. Thut ers nicht, ſo halte ich mein Wort, laſſe ſeine Auflage in allen Zeitungen angreifen und kündige gleich im April des Merkur die meinige an. Dabey haben Sie nun die Güte und thun, als wären wir vor einigen Monaten ſchon darüber eins geworden . . ."

Schiller war, wie man ſieht, nicht um Auskunftsmittel verlegen in ſeiner Behandlung der Verleger, ſobald er ſich durch ihre Handlungen gekränkt fühlte. In dem vorliegenden Falle jedoch verweigerten Schwan und Götz die vorgeſchlagene Zahlung von hundert Thalern, und die Liſt hatte entweder keinen Erfolg, oder Göſchen lehnte die Teilnahme daran ab. Die urſprünglichen Verleger druckten bis zu des Dichters Tode noch mehrere Auflagen der „Räuber", des „Fiesko" und der „Kabale und Liebe", ohne des Dichters zu gedenken.

Übrigens war Göſchens Beſuch in Weimar auch noch in anderer Hinſicht außerordentlich erfolgreich. Die Diskuſſion über Wielands großen Plan ſeiner geſammelten Werke bezeichnet eine Epoche in ſeiner Laufbahn als Verleger; die Angelegenheit des „Merkur" mußte mit Wieland und Schiller beſprochen werden, und mit Bertuch galt es die Goethe-Ausgabe bis ins kleinſte zu regeln; von andern weniger wichtigen Plänen ganz zu ſchweigen.

Nur eine Gelegenheit verabſäumte Göſchen damals, nämlich die, ſeinen Freund Becker aufzuſuchen, deſſen Achtung er trotz der Übertragung ſeiner Neigung von Sophie Becker

auf Jette Heun, wie gesagt, nicht verloren hatte. Er erhielt gleich nach seiner Rückkehr nach Leipzig einen Brief von ihm aus Gotha, worin er bedauerte, von dem Besuch seines Freundes in Weimar nichts gewußt zu haben, da er ihn dort hätte treffen können, um endgültige Anordnungen über das „Noth- und Hülfsbüchlein" zu treffen. Dies Unternehmen näherte sich jetzt seiner Vollendung. Infolge von Abmachungen, deren Einzelheiten sich meiner Kenntnis entziehen, wurde das Buch nicht auf dem gewöhnlichen Wege durch Buchhändler veröffentlicht, sondern Becker selbst sandte Tausende von Exemplaren durch Agenten an die verschiedenen Städte. Wie schon erwähnt, druckte Göschen 30 000 Exemplare, und die Tatsache, daß eine so große Auflage ohne Hülfe des Buchhandels ausverkauft wurde, redet laut für die Volkstümlichkeit des Buches.

Übrigens brachte dieser Triumph weder dem Autor noch dem Verleger großen Gewinn; aber es gereichte Göschen zum Vorteil, den Namen seiner Firma in Verbindung mit einem so großen literarischen Erfolge so weit verbreitet zu sehen, während Becker das Buch als sein zweites Ich, sein ganz besonderns ihm eigentümliches Gebiet, das eine Ziel seines Lebens betrachtete.

Beide Männer bleiben einander durch innige Freundschaft verbunden. Ein paar Jahre später legte Becker von Göschens frühzeitiger und „kühner" Freigiebigkeit Zeugnis ab, wenn er schrieb:

„Es war eine Zeit, lieber Göschen, wo Sie mir mit Gefahr Ihres ganzen Nothpfennigs aus einer Verlegenheit halfen und dadurch den Grund zur Verbesserung meiner Umstände legten — und Sie sind doch noch derselbe Göschen, der das that."

Göschens Geschäftskorrespondenz während der ersten Monate des Jahres 1788 war außerordentlich reichhaltig und zeitraubend. Unter den zahlreichen Autoren, die mit ihren langen und weitläuftigen Briefen ein förmliches Schnellfeuer

auf ihn unterhielten, nimmt Archenholtz, der Verfasser des periodischen Werkes „Länder- und Völkerkunde“ die erste Stelle ein. Er quälte den Verleger mit so endlosen Kleinigkeiten, daß dieser nahe daran war, die betreffende Zeitschrift aufzugeben. Aber Archenholtz war ein nicht gering zu schätzender Autor und Kunde. Er war im vorigen Jahre von Dresden nach Hamburg verzogen, wo die hanseatische Preßzensur seine Arbeit weniger beeinträchtigte als die des Kurfürsten von Sachsen. Zwar hatten sich die Aussichten der Zeitschrift seit dieser Zeit, wo der Verfasser freier atmen durfte, gebessert, aber der Verleger in Sachsen war noch immer ernsten Gefahren ausgesetzt. Einmal schwebte Archenholtz in der furchtbarsten Angst, daß dieser wegen eines für die Veröffentlichung im „Magazin“ bestimmten Artikels über Dresden verhaftet worden sei, und beruhigte sich erst, als er von der Grundlosigkeit seiner Befürchtungen überzeugt wurde.

Im Mai drang das Gerücht, Archenholtz wolle die „Länder- und Völkerkunde“ aufgeben, an Körners Ohr. Dies sei, wie er an Schiller schrieb, ein mißliches Ding für Göschen, „der bei seiner Heirat darauf gerechnet, weil sie ihm viel Geld einbringe“.

Es war Göschens Absicht, wenn sich dies Gerücht bestätigen sollte, die Zeitschrift Körner anzubieten, und Körner selbst neigte sich dem Journalwesen zu. Er sah darin „die einzige Art, wie er zu einer schriftstellerischen Fruchtbarkeit gelangen könne“.*)

So machte er denn Schiller wegen der „Völkerkunde“ Vorschläge und proponierte zu gleicher Zeit, die Arbeit an der „Thalia“ zu teilen, doch so, daß Schiller Herausgeber bleiben solle. Sie wollten dann die „Thalia“ bald zum „ersten Journal in Deutschland machen“.

Schiller schickte eine ausführliche und aufmunternde Antwort; nur war sie Körner, dem eingefleischten Idealisten, viel

*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 193 f.

zu kaufmännisch. Obwohl nun der letztere einen gelegentlichen Aufsatz für die „Thalia“ schrieb, so war das Resultat dieser langen Korrespondenz doch nur dies, daß Schiller beschloß, sich der Arbeit an der Zeitschrift mit größerer Regelmäßigkeit zu widmen. Auch tröstete er Göschen stets mit Versprechungen, die leider immer wieder unerfüllt bleiben sollten.

Hiermit hätte ich die Hauptereignisse aus dem Leben des Verlegers in dem für ihn so wichtigen Jahre 1788 bis zur Ostermesse erzählt. Die letzten Monate waren besonders inhalts- und arbeitsreich gewesen.

Der leicht erregbare und energische Mann hatte stürmische Zeiten durchgemacht. Er hatte die Frau gewonnen, die zu ehelichen sein Herz gewünscht; das Goethe-Unternehmen nahm trotz des geringen Absatzes seinen Fortgang; Reich war gestorben und Wieland dadurch in den Stand gesetzt, Göschen zu dessen Nachfolger zu machen. Schiller hatte die Arbeit an der „Thalia“ wieder aufgenommen. Der Meßkatalog war zwar nicht so aufsehenerregend wie der des vorigen Jahres; doch enthielt er immerhin den fünften Band der Goetheschen Werke mit „Egmont“, der der „ganzen Ausgabe auf die Beine helfen sollte“; Wielands „Merkur“ und Schillers „Thalia“ machten das Publikum mit Göschens Namen in Verbindung mit zweien der berühmtesten Dichter ihrer Zeit vertraut, und Stolbergs „Insel“ sowie Bodes „Tom Jones“ wurden durch andre Werke von weniger bekannten aber doch Absatz versprechenden Autoren ergänzt. Bemerkenswert in dem diesjährigen Katalog sowohl wie in andern ist die große Zahl religiöser Werke und solcher, die sich auf Freimaurerei und ähnliche Gegenstände bezogen.

Nach Schluß der Messe fand Göschens Hochzeit statt. Er verbrachte seine Flitterwochen in Körners reizend in den Weinbergen gelegenem Gartenhaus bei Dresden. Dieser ließ sich, obwohl er Göschen eine Zeitlang wegen der Sophie Becker-Episode gezürnt, und sich bei dieser Gelegenheit hatte hinreißen lassen, ihn einen „schäbigen Kerl“ zu nennen,

doch von seinen Gefühlen dem schuldigen Bräutigam gegenüber nichts merken, während der letztere die Überlassung des Gartenhauses als ein Zeichen wohlwollender Freundschaft zufassen berechtigt war. Hier brachte der glückliche Gatte ein paar Wochen in ungestörter, seliger Ruhe zu. „Ohne Gnade hatte ich", wie er schreibt, „die Thür gegen jede Erinnerung an das Geschäft verriegelt, und nachdem ich vierzehn Tage lang müßig gegangen, war ich wie neugeboren."

Zwölftes Kapitel.

Dichter und Verleger.

Ostern 1788 bis 1789.

Es war gut, daß Göschen Stärke und Mut wiedergewann, und ebenfalls gut, daß seine Frau ihm 5000 Taler*) in die Ehe mitgebracht hatte, denn die Zeit war noch nicht gekommen, wo er sagen konnte, er habe alle Schwierigkeiten überwunden. Im Gegenteil; mit Ostern 1788 begann für ihn ein Jahr großer finanzieller Sorgen.

So ungünstig aber auch seine Geldverhältnisse lagen: Schiller durfte nicht darunter leiden.

Im Juni 1788 hatte der Dichter Weimar verlassen, um eine Zeitlang in dem Dorfe Volkstädt bei Rudolstadt zuzubringen, wo seine Freundinnen, Frau von Lengefeld mit ihren beiden Töchtern wohnte. Hier in dieser ländlichen Zurückgezogenheit gestaltete sich Schillers Leben heiterer, als es seit einiger Zeit gewesen war. Ein beruhigender Einfluß ging von dem „guten Geist" des Ortes auf den ruhelosen Mann über, während der seiner Natur zusagende Ton eines bezaubernden und von reger Sympathie des Herzens und Verstandes erfüllten Freundeskreises seine Produktionskraft in angenehmer Weise beförderte.

Die Hoffnung, viel Tüchtiges zu vollenden, erfüllte ihn wieder, obschon er jetzt wie immer erklärte, langsam arbeiten zu müssen.

Wieland, als der Vater einer sehr zahlreichen Familie, der stets angestrengt arbeitete und in der Tat meist über-

*) Nicht sieben Tausend, wie Körner meinte. G.

arbeitet war, beneidete den Dichter um seine ländliche Zurückgezogenheit und zwangloſe Muße, und dies umſomehr, da er fürchtete, Schiller werde ihn mit Bezug auf den „Merkur“ im Stiche laſſen. In dieſem Tone ſchreibt er am 16. Juni 1788 an meinen Großvater: „Ich bin mehr als jemals mit Arbeit überhäuft (zumal, da mich unſer Schiller in ſeinem neuen ländlichen Aufenthalt ganz zu vergeſſen ſcheint) . . ., es nimmt mich oft ſelbſt Wunder, wo ich die Geduld hernehme, ein ſolches Leben auszuhalten. Glücklich, wer ſich wie Schiller in das Dörfchen Volkſtädt retiriren und dort in der Stille ſeine Geiſter ſammeln und den leiſen Eingebungen ſeines Genius lauſchen kann.“ *)

Aber Schiller war nicht ſo müßig, wie Wieland ſich einbildete. In einem Briefe vom 19. Juni an Göſchen, deſſen äußerſt herzlicher und intimer Ton den Eindruck hinterläßt, daß etwaige zeitweilige Verſtimmungen zu Anfang des Jahres ſeinem alten Gohliſer Stubengenoſſen gegenüber, gänzlich entſchwunden waren, legt er dem Verleger ſeine Pläne vor, indem er ſchreibt:

„Mit Ausgang des Monats, lieber Freund und Ehmann, erhalten Sie das Manuſcript zum 6ten Heft der Thalia.

Dieſen Monat muß ich noch an meine Geſchichte wenden, aber den ganzen noch übrigen Sommer und Herbſt wird nur für Sie gearbeitet. Die Thalia ſoll und muß empor. Mit Anfang des Auguſt ſollen Sie in Stand geſetzt ſeyn, zwey Hefte zugleich herauszugeben und vor Anfang Oktober noch zwey. Mein Plan iſt, daß mit dem letzten December 12 Hefte in allem bey einander ſind. Alsdann wird es darauf ankommen, ob es der Mühe werth iſt, die Thalia fortan als ein regulaires Journal zu continuiren, und wir wollen dann den Plan mit einander entwerfen . . .“

„Ich wohne jetzt auf dem Lande“, ſchließt der Brief im freundſchaftlichen Plauderton, „gleich bei Rudolſtadt in einer

*) Abgedruckt in den „Akad. Blättern“, I, S. 67 f.

überaus angenehmen Gegend, wo ich mich oft an Gohlis erinnere. Wie lebt es sich unter dem Zepter Hymens? Was macht Ihre liebe Frau? Empfehlen Sie mich Ihr recht schön.

Noch was, lieber Freund. Ich wünsche Jemand ein Geschenk mit einer englischen Bibel zu machen, welches aber eine neue und schöne Ausgabe seyn müßte. Sie werden sie mir, denk ich, besorgen können, da Sie ohnehin, wenigstens durch die dritte Hand, mit englischen Buchhändlern commercieren werden. Haben Sie die Güte und unternehmen es, sie mir etwas bald zu schaffen. Noch besser, wenn sie schon in Leipzig zu haben wäre.

Adieu, lassen Sie mich hören, daß Sie ein recht glücklicher Mensch sind, welches von Herzen freuen soll

Ihren treuen Freund

Schiller." *)

Göschen verschaffte ihm seinem Wunsche gemäß die englische Bibel, und der Dichter schenkte sie an Frau von Lengefeld mit der kühnen Widmung:

„Nicht in Welten wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht im Himmel, wie die Dichter reimen,
Aber wir begegnen uns gewiß."

Die Familie Lengefeld, kluge und hochgebildete Damen, war mit der englischen Sprache vertraut, und Schiller beschränkte sein Geschenk englischer Bücher nicht auf die Bibel. An Charlotte, seine zukünftige Gattin, schenkte er „Tom Jones", wie denn überhaupt Fielding damals in großer Gunst stand. In dem vorurteilsfreien Kreise der Schillerschen Freunde wurden wenige Bücher für junge Damen untauglich befunden. Die Unterhaltung drehte sich um viele Zweige der Literatur

*) Schillers Briefe, III, 97 f.

und des philoſophiſchen Gedankens bei ihren ungezwungenen, nicht ſelten durch die Gegenwart eines Weimarer Freundes verſchönerten Zuſammenkünften. Der ganze Ton war ein ſchwärmeriſcher, allem Zwange abholder. Das Alltägliche war ſtreng verpönt. Man kann ſich denken, wie Schiller im Genuß des Idealen, der Philoſophie und der Dichtkunſt ſchwelgte, ein Genuß, der ihm nicht durch die niedrigeren, engherzigen und materielleren Strömungen, über die er ſich mit Bezug auf die Weimarer Geſellſchaft ſo bitter beklagte, immer von neuem getrübt wurde.

Aber, obwohl Schiller unter dem wohltätig treibenden Einfluß Rudolſtadts ſchrieb und arbeitete und ſich in höhere Regionen des Gedankens und Gefühls emporgehoben fühlte, ſo wurden Göſchens gegründete Hoffnungen auf des Dichters Verſprechen, während des Sommers und Herbſtes ernſtlich für ihn zu arbeiten, nicht verwirklicht. Die Arbeiten für den „Merkur“ und die „Geſchichte des Aufſtandes der Niederlande“ nahmen ſeine Zeit in Anſpruch, und ſo geſchah es, daß, anſtatt am Ende des Dezembermonats fünf der ſechs Hefte der „Thalia“ fertig zu haben, nicht einmal eins beendigt vorlag.

Unterdeſſen hatten Schillers Arbeiten für Cruſius und Wieland ſeine finanzielle Lage ein wenig beſſer geſtaltet. Ihm war leichter ums Herz, wie er ſchrieb, weil er mehr verdiente als ausgab. Aber dieſe zeitweilige Beſſerung hielt unglücklicherweiſe nicht lange an, und um Michaelis war er wiederum in großer Geldnot, während er, wie wir ſahen, trotz ſeiner ungewöhnlichen Anſtrengungen vor Ende des Jahres nichts an Göſchen abzuliefern vermochte. Was half es, daß er ſich alle möglichen Einſchränkungen auferlegte? Beit, der Geldjude in Dresden, in deſſen Hände er gefallen war, mußte endlich befriedigt werden. „Vielleicht“, meinte er, „würde Göſchen die ganze Summe vorſchießen, wenn nur noch einige Hefte der Thalia fertig wären.“ Körner antwortete ermutigend am 14. Oktober: „Treibe alſo ja Göſchen,

daß er Dir zu Neujahr spätestens das Geld für diese Schuld vorschießt." *)

Während so die beiden Freunde einen Angriff auf des Verlegers Kasse planten, war dieser selbst in der größten Verlegenheit. Trotz alledem vermochte er Schillers inständige Bitte zu gewähren, die in folgendem Briefe ihren Ausdruck fand:

„Weimar, d. 21. Dec. 88.

Ich danke Ihnen, bester Freund, für Ihr Andenken, für Ihre lange Geduld mit mir, für Ihre fortdauernde Freundschaft, für alles! Den Sommer habe ich freilich eine große Zerstreuung gehabt, dafür aber bin ich jetzt um so fleißiger. Bertuch kann Ihnen sagen, daß ich Wochen lang nicht über die Schwelle gekommen bin. So wenig ich von mir bey Ihnen hören ließ, so ernstlich habe ich gearbeitet.

Hier folgt das 6te Heft ganz biß auf den einzigen letzten Bogen, wozu die Zeit nicht mehr reichen wollte, ihn zu corrigiren; in acht Tagen der Anfang des 7ten Hefts. Dieses und das achte habe ich jetzt zugleich unter der Feder und Sie können wegen des Papiers heilig darauf rechnen, daß Sie beyde das 7te und 8te binnen 4 Wochen von mir erhalten... Seyen Sie aber so gut, Lieber, und schicken mir mit nächster Post 50—60 Thaler. Ich brauchs nöthig aufs Neujahr, und möchte es gern von heut über acht Tagen haben...

Daß Sie mit Ihrem Liebchen recht vergnügt leben, kann ich mir leicht denken. Ich stelle mir ein sehr liebenswürdiges Geschöpf in ihn vor ... Machen Sie ihr schöne Empfehlungen von ihrem unbekannten Freunde .. Leben Sie recht glücklich und bleiben Sie mir ein wenig gut.

Schiller." **)

Göschen ging bereitwillig auf des Dichters Forderung ein.

In einem Dankesbrief beschrieb Schiller einige Früchte seiner Sommerstudien. Die klassische Literatur Griechenlands

*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 225.
**) Schillers Briefe, II, 183 f.

hatte ihn besonders gefesselt. Er hatte nicht nur Voß' Übersetzung der Odyssee mit seinen teilnehmenden Freunden gelesen, sondern sich auch selbst der schweren Arbeit unterzogen, die „Iphigenia in Aulis" und einen Teil der „Phönikerinnen" des Euripides in deutsche Verse zu bringen. Diese Arbeiten waren für die „Thalia" bestimmt. Außerdem versprach Schiller die sofortige Entsendung von einigen weiteren Bogen des „Geisterſehers" und fügte hinzu:

„Was den Geisterseher überhaupt betrifft, so sollen Sie gewiß mit der Einrichtung, die ich treffe, zufrieden seyn. Ich habe nie im Sinn gehabt, ihn ganz in die Thalia zu setzen, aber der große Vortheil für Sie und für das Werk selbst ist, wenn ich gerade da abbreche, wo das Interesse und also die Erwartung am größten ist. Dieses ist ungefähr am Ende des dritten Viertels. Das letzte Viertel kommt nicht in die Thalia . . ."

Mit andern Worten: Der „Geisterseher" sollte als selbständiges Buch neu gedruckt werden, um den Nachdruckern zuvorzukommen.

Endlich, Ende Januar 1789, wurde das letzte Manuskript zum sechsten Heft der „Thalia" abgesandt. Nach einem Zwischenraum von acht Monaten sollte die Zeitschrift wieder erscheinen! Das pièce de resistance dieses Heftes war ohne Zweifel die Fortsetzung des Geisterſehers. Dem Publikum war in der Tat eine lange Zeit gegeben worden, über der Lösung des Knotens nachzudenken, der so geschickt geschürzt worden war. Es sollte aber trotzdem enttäuscht werden, denn, wie bekannt, blieb die Erzählung ein Fragment.

Nun rückte auch der Dichter mit seinem Anliegen betreffs des Vorschusses zur Abzahlung seiner Schuld an Beit heraus, und Göschen schickte wiederum Geld. Wie viel, ist aus seiner Antwort auf Schillers Brief nicht zu ersehen. Wir wissen nur, daß der bedrängte Autor geschrieben hatte:

„Ich weiß, Sie werden thun, was Sie können, um mir eine unangenehme Last erleichtern zu helfen. Gerne gäbe

ich 6 pro Cent. Intereſſe, wenn ich die ganze Summe von 200 Thlr. nur auf 3—4 Monate vorgeſchoſſen bekommen könnte."

Der Brief beginnt mit einem humoriſtiſchen Glückwunſch an meinen Großvater zur Geburt ſeines erſten Sohnes:

„Viele Glückwünſche zu dem neuen Verlagsartikel, liebſter Freund, wobei ich nur bedaure, daß Sie nur ein einziges Exemplar abgezogen haben; zwey hätten Sie billig der Welt gönen ſollen; doch hoffe ich, daß es nur der erſte Theil von einem größere Werke iſt, das hoffentlich aus zehn oder zwölf Bänden beſtehen und wovon nächſte Michaelismeſſe der zweyte herauskommen wird. Übrigens müßen Sie doppelten Gewinn haben, da Sie Autor, Verleger und Drucker zugleich ſind und eine ſo gute Preſſe im Hauſe haben. Laſſen Sie ihn nun in einen hübſchen deutſchen Band einbinden, die Franzbände liebe ich nicht; und fürs erſte laſſen Sie ihn nur brochiren, den Band' können Sie alsdann ſchon wählen. Übrigens — um unverblümt zu reden — freue ich mich in Ihrer Seele, Ihres häuslichen Zuwachſes, und nehme den herzlichſten Antheil an Ihrer väterlichen Freude.

Wie viel Vergnügen verſpreche ich mir, Sie in Ihrem häuslichen Kreiſe einmal zu überraſchen und mich mit meinen Augen von Ihrem Glück zu überzeugen."*)

Außer der drückenden Schuld an Beit trugen noch andere Umſtände dazu bei, Schillers Geldbedarf zu dieſer Zeit noch dringender als ſonſt zu geſtalten.

Er war im Dezember des Jahres 1788 als Profeſſor der Geſchichte an die Univerſität Jena berufen worden, aber ohne Gehalt. Dieſe Würde war für ihn mit ſchweren Koſten verbunden. Nicht weniger als fünf Geheim-Kanzleien in Weimar, Gotha, Koburg, Meiningen und Altenburg verlangten den ihnen zukommenden Anteil; ſo daß der gequälte Schiller ärgerlich ausrief: „Der Teufel hole die Profeſſur! Sie zieht einen Louisd'or nach dem andern aus meiner

*) Schillers Briefe, II, 227 f.

Tasche!" Aber das war nicht alles; auch der Magistertitel mußte erworben werden und sollte dreißig Taler kosten;*) anderer Zeremonien und Erfordernisse, die seine Tasche leerten, wie z. B. der Miete eines Vorlesungssaals, gar nicht zu gedenken. So kam es, daß Göschens Geld nicht zur Tilgung der Beitschen Schuld verwandt werden konnte, sondern zur Deckung der augenblicklichen Bedürfnisse dienen mußte.

Unterdessen wurden des Dichters Lebenspläne und literarische Unternehmungen in den Briefen an meinen Großvater nicht vergessen. So lassen z. B. die einleitenden Sätze eines Schreibens vom 8. März 1789 darauf schließen, daß Göschen seinen Freund schon früher über das Thema des Ehestandes ausgefragt hatte.

„Vielen Dank für die überschickten 100 Thaler und Ihren lieben Brief, theurer Freund," heißt es dort. „Den Artikel der Frau wollen wir dem Himmel anheimstellen; er wird mich schon auch bedenken, daß ich zufrieden seyn kann. Die Hauptsache für mein häusliches und öffentliches Leben ist jetzt ein Etablissement, das mich der Sorgen überhebt, und mir eine ruhige heitere Existenz sichert. Habe ich diese erst, so sollen die Werke meines Geistes vorteilhafte Spuren davon tragen . . Ich erwarte nur obbemeldte ruhige Existenz und eine hinlängliche Vertraulichkeit mit meinem neuen Fach, um mich einem fortgehenden Werke zu widmen, das in unserer jetzigen Litteratur für mich aufgehoben zu seyn scheint und wozu alle meine bisherigen Produkte nur die Vorübungen waren. Dieses Werk, das in spätestens zwei Jahren angefangen werden kann, und früher nicht als mit meinem Leben enden wird, soll, wie ich denke, für meinen Freund Göschen ein lukrativer Artikel werden und bleiben, der die Vortheile eines Journaldebut mit dem bleibenden Werth eines eigenen Werkes verbindet." **)

*) „Der Magisterquark soll auch über dreißig Thaler kosten!" Schiller an Körner, Briefwechsel, I, 265.

**) Schillers Briefe (Jonas) II, 244 f.

Es ist schwer, genau zu sagen, welchen Plan Schiller damals im Sinne hatte. Er träumte häufig von der Gründung eines Journals im großen Stile, und in späteren Jahren sollten diese Träume Gestalt gewinnen; aber wie eine solche Zeitschrift den dauernden Wert eines selbständigen Werkes mit dem Charakter eines Journals vereinigen sollte, ist nicht recht ersichtlich. Göschen, der sich ohne Zweifel über Schillers freundliches Versprechen, daß er als Verleger auf alle Zeit mit diesem neuen Unternehmen verbunden sein solle, freute, mag über die Idee, daß irgend ein Werk des unbeständigen Dichtergenies erst mit dessen Tode enden würde, gelächelt haben.

Einige Wochen später erhielt er wiederum einen Brief, der, in demselben Ton freundschaftlicher Zusage geschrieben, weitere Versprechungen für die Zukunft enthielt. Schiller schickte mehr Manuskript für die „Thalia" und fügte hinzu: daß jetzt keine Verzögerung mehr stattfinden, und daß Göschen, wenn seine historische Feder erst ein wenig mehr geübt sei, der Verleger aller Werke sein solle, „die er dann mit der größten Muße und Reife hervorbringen werde".

Aber der Dichter ging weiter: Im Vertrauen auf des Verlegers Freundschaft und Freigebigkeit tat er den ungewöhnlichen und gewagten Schritt, einen Wechsel auf Göschens Namen auszustellen, in der Hoffnung, daß dieser ihn honorieren werde.

„Sie erweisen mir eine große Gefälligkeit, liebster Freund, wenn Sie die Assignation auf Sechs und Neunzig Stück Laubthaler, die der Überbringer Ihnen vorzeigen wird, acceptiren wollen.

Ich wollte Sie nicht so oft mit Vorschüssen behelligen, und brauche doch zu meiner Einrichtung in Jena gerade jetzt soviel baares Geld, darum habe ich mich dieses Mittels bedient, das, wie ich hoffe, Sie am wenigsten geniren wird . . ."*)

*) Schillers Briefe, II, 264.

Göſchen aber war ihm zuvorgekommen. Er hatte bereits ſo viel Geld geſandt, daß ſelbſt, wenn er den Wechſel akzeptierte, ein Teil davon ihm wieder hätte ausgezahlt werden müſſen . . So ſchrieb denn Schiller am 2. April 1789 ſehr dankbar:

„Einige Minuten, nachdem die Poſt mit meinem Brief und Paquet an Sie fort war, kam der Ihrige mit dem Gelde an. Für Ihre Gefälligkeit, liebſter Freund, danke ich Ihnen auf das allerverbindlichſte. Ihre Freundſchaft gegen mich iſt unbegränzt und ich bin ordentlich beſchämt, ſie nicht durch ähnliche Dienſte erwiedern zu können.“ *)

Aus den hier erzählten Ereigniſſen geht klar hervor, wie außerordentlich freundlich ſich das Verhältnis zwiſchen Dichter und Verleger um dieſe Zeit geſtaltet hatte, und mit welcher Wärme der erſtere die Freundſchaftsdienſte des letzteren anerkannte.

Wie Stern in dem obenerwähnten Artikel ſagt,**) hat Schiller lange treu zu Göſchen gehalten. „Später wurde er durch die größeren Mittel und beſſern Offerten dem Cottaſchen Verlag gewonnen, durch ſeine Reiſe nach Schwaben zuerſt genähert.“

Auf dieſe Löſung der Verbindung zwiſchen den beiden Freunden werden wir ſpäter zurückkommen.

Indeſſen war es Schiller beim beſten Willen unmöglich, die Arbeiten, die ihm Göſchen im voraus bezahlt hatte, zur Oſtermeſſe 1789 zu vollenden. Das lang erwartete ſiebente Heft der „Thalia“ war zwar endlich erſchienen, doch mußte ſich der Herausgeber wiederum ſchuldig bekennen und wegen der Verzögerung, die Göſchens Katalog-Anzeige der „einzig ächten, neuen, vollſtändigen Ausgabe des Geiſterſehens“ in Frage ſtellte, Abbitte leiſten.

„Pardon! Pardon, liebſter Göſchen, daß ich Sie dißmal habe ſtecken laſſen. Die Veränderung, die während der letzten

*) Schillers Briefe, II, 271.
**) „Grenzboten 1870“, II.

Wochen mit mir vorging, war zu zerſtreuend für mich, als daß ich meiner Arbeit, die einen geſammelten Geiſt erfordert, hätte gewachſen ſeyn können. Vorbereitungen auf Collegienſehen, gegebene und empfangene Beſuche von Profeſſoren und Studenten, die beym Eintritt in mein neues Amt unvermeidlich waren, nahmen alle meine Zeit und Stimmung dahin und überhuien wollte ich doch um alles in der Welt den Geiſterſeher nicht. Jetzt gehe ich wieder daran, und will meine beſten Stunden darauf verwenden. Aber ſehr ſchnell verſpreche ich Ihnen nichts. Wenn Sie aber wollen, ſo will ich im Intelligenzblatt der A. L. Z. eine Entſchuldigung wegen des nicht gehaltenen Verſprechens, das Sie auf meine Zuſage dem Publikum gethan, einrücken laſſen.

Noch einmal Verzeyhung, liebſter Freund — oder wenn Sie unverſöhnlich ſind, ſo will ich mich an das weichere Herz Ihres Weibchens wenden!

Meine Vorleſungen habe ich mit einem Aufſehen, das mir ſehr ſchmeichelhaft ſeyn kann, eröfnet. In zwey Monaten ſehe ich Sie in Leipzig; aber ehe das geſchieht, ſehen Sie Mſcrpt. von mir.

Leben Sie recht wohl und glücklich.

Ihr treuer Freund

Schiller."*)

Kein Wunder, daß Schillers Inanſpruchgenommenſein, ſeine Erregung, ſeine neuen Pflichten, das neue Leben und die Öffentlichkeit, die er bis dahin ſo ängſtlich vermieden hatte, ſeine literariſchen Arbeiten um dieſe Zeit hinderten, und dies um ſo mehr, als er ſich endlich bewußt wurde, daß ſeine unter die Rudolſtädter Damen verteilte Neigung ſich ſchnell zu einer einzigen Liebe für die jüngere Tochter der Frau von Lengefeld konzentrierte. Ehe er ſeinen verſprochenen Beſuch in Leipzig abſtattete, hatte er Charlotte ſeine Liebe erklärt und war erhört worden. Wie konnte er unter ſo

*) Schillers Briefe (Jonas) II, 294. Brief vom 29. Mai 1789.

viel ſtörenden Einflüſſen, in einem Wirbel der heftigſten Gemütsbewegungen, daran denken, dem Verleger ſein Wort einzulöſen?

Sehr hübſch iſt ſeine an meinen Großvater gerichtete Bitte um Entſchuldigung; dieſer hatte ihn nämlich erſucht, ſein Gaſtgeber ſein zu dürfen.

„Glauben Sie mir, liebſter Freund", ſo lautet das betreffende Schreiben, „daß ich mir ſelbſt darum Feind bin, daß ich Ihnen nicht habe Wort halten können. Aber die Schwierigkeiten waren über meinen Muth und über meine Kräfte. Ich denke ſchon lange auf eine Reparation des Schadens, den mein Zögern Ihnen verurſacht haben kann, und eher werde ich mit mir ſelbſt nicht ausgeſöhnt ſeyn, biß ich Alles wieder gut gemacht habe. Ein kleines Fragment aus dem Geiſterſeher bringe ich mit mir nach Leipzig, damit das 8. Heft der ‚Thalia' doch fertig wird. Ich freue mich von Herzen, liebſter Freund, Sie einmal wieder zu ſehen und Ihre liebe Frau endlich kennen zu lernen. Aber Ihr freundſchaftliches Anerbieten bei Ihnen zu logieren, kann ich wahrlich jetzt, wo ich mich ſo ſehr vor Ihnen zu ſchämen habe, nicht annehmen. Sie würden durch Ihre Güte nur feurige Kohlen auf mein ſchuldiges Haupt ſammeln, und Ihre Tiſche und Stühle, Schränke und Pantoffel und das Bett, worin ich ſchliefe, würden mir die Pflichten eines Autors gegen ſeinen Verleger mit ſchrecklicher Stimme predigen — mir, dem Miſſethäter, der ſie ſo freventlich verletzt hat.

Ich lade mich alſo nur auf eine Taſſe Kaffee oder eine Suppe bey Ihnen zu Gaſte — mit der ausdrücklichen Bitte, daß Sie mir ja nicht gegenüber ſitzen, und Ihre Augen, wie Shakeſpear ſagt, ihre ſtummen Mäuler gegen mich aufthun, mich an meine Sünden zu erinnern.

Seyen Sie mir herzlich gegrüßt, liebſter Freund, und beſtellen Sie mir ein freundliches Angeſicht bei Ihrer Henriette.

Ewig der Ihrige

Schiller."*)

*) Jena, d. 30. Juli 1789. Schillers Briefe (Jonas) II, 307 f.

Am dritten Auguſt kam Schiller in Leipzig an; Lotte und ihre Schweſter Caroline folgten in ein paar Tagen und wurden „den Dresdener Dreien“ vorgeſtellt. Für die Heimreiſe hatte man beſchloſſen, daß Körners und Dora mit Schiller zurückfahren und Jena und Weimar einen Beſuch abſtatten ſollten. Doch beſtand die Reiſegeſellſchaft augenſcheinlich aus zwei Partien, denn Schiller und Dora reiſten in demſelben Wagen mit meiner Großmutter, die zu den Reinholds*) eingeladen war nach Jena, und Kunze, jetzt ein Wittwer, ſchloß ſich der Zahl an.

Der folgende muntere Brief Jettes an ihren Gatten gewährt uns ein Bild der einfachen Bedürfniſſe und Reiſegelegenheiten, der Vertraulichkeit der ganzen kleinen Geſellſchaft und des Entzückens der jungen Frau beim Anblick neuer Gegenden und bei den Bekanntſchaften mit den berühmten Männern Jenas. Am 13. Juni ſchreibt ſie von der Univerſitätsſtadt aus:

„Lieber Engel
Sehr geprieſener Mann!

Ich kann gar nicht zum Schlafen kommen, denn es ſtehet geſchrieben: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Denn Kunze geht herum, wie ein brüllender Löwe und ſuchet, wen er küſſen kann... Ich muß aufhören, ſolche ſchöne Dinge Dir zu ſagen, ſonſt komm ich nicht zu den vernünftigen. Unſere Reiſe war glücklich aber langſam. Kannſt Du glauben, daß wir erſt um früh drei Uhr nach Naumburg kamen? Hier ſchliefen wir drei Stunden, Kunze und Schiller auf den Wagenkiſſen in der Stube auf der Erde. Dorchen und ich ebenfalls auf der Erde, nur mit dem Unterſchiede, daß wir ein Unterbett hatten. Mittag um 1 Uhr kamen wir erſt hieher; Reinholds freuten ſich ſehr, mich zu ſehen; bedauerten, daß

*) Profeſſor Reinhold in Jena, Wielands Schwiegerſohn. Kunze, der Leipziger Tuchhändler, war Göſchens Schwager. Siehe oben.

Du nicht mit warſt. Den Abend war große Geſellſchaft bey Schiller. Geſtern früh habe ich die Schönheiten von Jena geſehen, Mittag aßen wir bey Reinholds. Nach Tiſche ſind wir in Griesbachs Garten geweſen, den Abend bey Reinholds . . . Ich bin übrigens jetzt ſehr wohl und recht vergnügt; wärſt Du nur bey mir, guter Engel. Es könnte mir wohl ſein allsdann. Bey jeder ſchönen Gegend wünſche ich Dich an meiner Seite, denn Du haſt noch lange nicht alles das geſehen, was ich ſehe. Dieſen Mittag ſpeißten wir bey Schillers, der Rath Becker aus Gotha aß mit. Morgen früh gehen wir alle nach Weimar, auch die Reinholdin. Aber, wenn ich zurückkomme, kann ich nicht erfahren. Ich hätte Dich gerne ſobald als möglich in meine Arme geſchloſſen, aber da iſt nichts zu erfahren, und wenn ich erſt wieder auf dem Kanape mit Dir ſitze, mich von neuem mit meinem Mann glücklich weiß, dann will ich Dir noch tauſend Dinge erzählen, die Dich freuen und Dir manchen Spaß machen werden. Alle Anweſenden grüßen Dich herzlich und innig . . . Ich ſchmachte ſehr, Dich zu ſehen, Du guter Junge. Meine einzige Entſchädigung iſt, morgens, wo ich ganz allein bin, an Dich zu denken, Dich zu ſegnen und Dir gutes zu wünſchen. Wenn ich morgen einen Brief von Dir fände, ich könnte mich raſend freuen. Lebe wohl, mein Geliebter. Denke oft an mich, behalte mich ſo lieb wie ſonſt. Ich bin auf ewig

Deine

Henriette.

Du würſt meine Schreiberey verzeihen; es iſt ſchwer, einen Gedanken zu faſſen, denn alles redet, lacht und ſchwärmt."

Meine Großmutter war, wie ſie ſelbſt in einigen ihrer Briefe erklärt, keine ſogenannte ſchöngeiſtige Frau, und in den Profeſſorenkreiſen Jenas und den literariſchen Kreiſen Weimars fühlte ſie ſich mitunter etwas fremd. In einem Briefe ihres Mannes an Bertuch, in welchem er ſeine Dank-

barkeit für die seiner Frau erwiesene Freundlichkeit ausdrückt, schreibt er, daß Frau Bertuch mehr als alle andren Frauen ihr Herz gewonnen habe. Jette habe sehr vieles gesehen, aber wenig genossen, weil „der hohe Genuß, die Geistreichheit der mehrsten Damen ihrem simpeln, schlichten Geist nicht recht ankommen könne".

Ich habe jedoch gefunden, daß meine Großmutter sich durch ihr freundliches Wesen, ihren gesunden Verstand und die Anmut ihrer ganzen Erscheinung überall, wo sie hinkam, lebenslange Freunde zu erwerben wußte. Wieland und seine Familie waren ganz entzückt von ihr. Der Dichter selbst schrieb an Göschen, daß sie durch ihre Gediegenheit, ihre Liebenswürdigkeit und ihr reizvolles Wesen sich ihre Herzen erobert habe, und Göschen, den Wielands Wertschätzung seiner Frau rührte, schrieb sehr dankbar am 22. August: „Ich danke Ihnen auf das innigste für die Freundlichkeit, die Sie meiner besseren Hälfte erwiesen haben. Meine gute Jette weiß sich recht viel darauf, daß sie von einem der ersten Männer Deutschlands mit liebenswürdiger Herablassung begegnet worden ist. (!) Sie hatte sich, aus andern Erfahrungen, alle großen Männer als eine Art von Wesen betrachtet, die die gewöhnliche Menschheit höchstens mit einem gnädigen Lächeln beseeligen und die man deshalb auch als seltene Thiere nur bewundert. Wie ganz anders ist der Eindruck, den Güte und Freundlichkeit auf unser Herz machen! Diese Eindrücke werden bey mir und meiner Jette nie erlöschen."

Während Schiller, wie wir gesehen haben, in dem mit Ostern 1789 endenden Jahre niemals vergebens bei seinem Verleger um Hülfe in seinen Geldnöten anklopfte, scheint dieser selbst trotz Jettes Mitgift fast während der ganzen Zeit nicht aus den finanziellen Schwierigkeiten herausgekommen zu sein. Noch immer in mehr Unternehmungen verwickelt als sein geringes Kapital von Rechts wegen zuließ, schritt er mutig vorwärts, indem er, wie er später an Wieland schrieb, alle seine Einkünfte aufs neue anlegte und

seinem Ehrgeiz fast alle Genüsse dieses Lebens opferte, außer jenem großen häuslichen Glück, das ihn mitten in seinen Sorgen aufrecht erhielt und ihm eine nie endende Quelle wahrster und innigster Freude wurde.

Die Michaelismesse des Jahres 1788 hatte sich im höchsten Grade unheilvoll gestaltet. Alles unter den Buchhändlern flüssige Geld war in die Kasse von Voß und Decker geflossen, die beiden Verleger, welche Friedrichs des Großen Werke, und zwar nur gegen bar verkauften. „So hat der alte König nach seinem Tode noch einmal einen Tribut von Sachsen erhoben.“*) Da die erwarteten Zahlungen ausblieben, sah sich Göschen genötigt, Bertuchs Geduld und Nachsicht in Anspruch zu nehmen mit Bezug auf die Pandoraschuld. Alle seine Gläubiger drängten ihn, aber von seinen Schuldnern war keiner rechtzeitig zur Zahlung bereit. Am 4. November schrieb er: „Natürlich nehmen die armen Teufel von Buchdruckern, Papierhändlern u. s. w. ihre Zuflucht zu solchen Leuten von denen sie prompte Zahlung gewohnt sind. Gott sey Dank, ich bin damit durch! Mauke und Sie, und dann bin ich fertig.“

Und an dem gleichen Tage schüttete er Wieland sein Herz aus:

„Endlich ist die Messe vorüber. Es war eine von denjenigen, in welcher der Kaufmann allen seinen Muth und alle seine Besinnung gebraucht, um sich nicht als ein Denkmal derselben in seinem Comtoir an die Wand zu hängen.“

Der unermüdliche Mann aber war keiner von denen, die lange niedergeschlagen bleiben. Er war trotz der schlechten Zeiten eifrig mit Vorbereitungen für die im Herbste auszugebende „Pandora“ beschäftigt. Auch andre große Pläne hegte er, an deren Ausführung er im Sommer mit frischen Kräften zu gehen gedachte.

Etwas später jedoch störte eine höchst ärgerliche Angelegenheit seinen Gleichmut. Trotz der prompten Art und

*) Göschen an Bertuch.

Weise, mit der er seinen Verpflichtungen nachgekommen war, erreichten ihn durch Bertuch gehässige Gerüchte betreffs seiner Zahlungsfähigkeit. Göschens Zorn wurde dadurch aufs heftigste erregt. Umgehend sandte er folgende hitzige Antwort:

„Es ist doch hübsch das der Mensch fallit sein kann wenn er am besten im Schuß ist; aber unbegreiflich ist mirs denn doch wie ein solch Gerücht nur aufkommen kann. Ich mache weniger Aufwand als ich wohl könnte, ich unterhalte keine Cotterien; wenn ich einen Freund bey mir habe geb ich ein Gericht, ich habe Bälle und kostspielige Dinge vermieden, meine Frau und ich wir gehen wie wohlhabende Handwerksleute. Ich habe bei meiner Ehre keine Rechnung unbezahlt, in Leipzig bin ich keinen Heller schuldig; alle hiesigen Buchhändler hab ich berichtiget; und an den auswärtigen Buchhändlern hab ich fast alle Saldos von der Michaelismesse zu fordern. Meine bürgerlichen Abgaben habe ich ein Jahr voraus bezahlt. Es ist unmöglich, von hier kann das Gerücht nicht gekommen seyn. Noch mehr, ich habe von meinem Kapital von Körner, das einzige was ich habe, die Interessen so richtig abgetragen, daß schon einiges auf meinem Capital abgeschriben ist. Noch mehr. Es hat kein Autor an mich einen Groschen zu fordern. Meine Schulden sind, Sie für die neue Pandora 1789, Mauke den ich künftige Woche berichtige, Bode für dieses und daß, welches er haben kann, so bald er will, das er aber jetzt nicht haben will. Wer sonst noch was fordert den soll der Teufel holen. Ich habe Ihnen die Wahrheit bey meiner Ehre geschrieben. Und nun einmal für alle mal zu Ihrer Beruhigung. So wahr ich an einen Gott glaube, so wahr versichre ich Ihnen, daß ich es Ihnen schreiben werde, so bald ich mich schlecht finde, und daß ich nicht fähig bin durch ein solches Verheimlichen einen Manne den ich Freund nenne auf den Mist zu führen. Nun aber helfen Sie mir auf die Quelle des Gerüchts zu kommen. Nicht um mich zu rächen, sondern nur um zu wissen, worin ich gefehlt habe. Denn irgend ein Fehler muß Ursach sein,

daß ich den Neid so schrecklich gereizt habe. Um diesen nicht zu reizen, leb ich so eingezogen und halte mich so zurück. Ich gebe Hoffmanns nichts, weil sie mich nicht bezahlen. Ist das etwa schuld? Ich dringe auf das, was ich von Gottes und rechts wegen zu fordern habe, ist das vielleicht die Quelle? Wenn hier irgend ein Buchhändler ist, der im Ganzen redlicher, prompter bezahlt hat als ich bis auf dem heutigen Tag, so will ich ein Schurke seyn. Ich würde über diese Sache sehr kurz gewesen seyn, wenn Sie blos mein Freund wären; da Sie aber auch als Kaufmann im Verhältnis stehen, so ist es mein Schuldigkeit weitläufiger zu seyn. Von heute an ist es eine feste Regel mich in keine Compangnie Geschäfte wieder einzulassen. Bin ich von allen Dingen einmal frei, worin ich mit andern verwickelt bin: Dann mögen die Leute sagen, was sie wollen; es soll mir eine Lust und eine herzliche Freude sein. Haben Sie Dank, daß Sie gerade von Herzen weg gesprochen haben, ich erkenne Sie darin als ehrlichen Freund. Halten Sie sich an meine Versicherung bis Sie oder ein anderer mich nur eines einzigen schlechten Streichs zeihen kann. Von ganzer Seele der Ihrige."

Göschen handelte sogleich in Übereinstimmung mit seiner Erklärung, fortan alle Kompagniegeschäfte meiden zu wollen. Er wollte sein eigener Herr sein, niemandem verantwortlich und frei von neuen Sorgen, die eine „Societät" mit sich brachte. So legte er denn Bertuch, ehe noch ein Monat herum war, eine detaillierte Abrechnung der „Pandora" vor, und bewies ihm, daß aus dem Unternehmen nicht genug Vorteil für drei erwachse. Dagegen wolle er die Kommission des Kalenders für Bertuch und Kraus, und zwar ohne Vergütung für seine Mühe übernehmen. Die „Dame" war, wie er sich scherzhaft ausdrückte, sehr kostspielig gewesen, hatte viel von seinem Kapital aufgezehrt, und Ausstattung und Einband hatten eine bedeutende Rolle dabei gespielt. Schließlich gaben die beiden Herausgeber die „Pandora" von selbst

PANDORA

auf, und dies war für Göschen ein glücklicher Umstand, da er jetzt seine Verbindungen für ein wichtigeres Journal verwerten konnte, das er plante und ganz auf eigene Rechnung herausgeben wollte.

Die Meßkataloge des Verlegers von Michaelis 1788 und Ostern 1789 geben uns, abgesehen von dem Verkehr mit Schiller, Goethe und Bertuch, eine Idee von der Natur seines Geschäftes, während seine Korrespondenz mit andern berühmten Schriftstellern außer denjenigen, die als Autoren in diesen Katalogen figurierten, Zeugnis ablegt von den Vorbereitungen zu späteren Unternehmungen. Archenholz Journal, der „Merkur", die „Pandora" und die unbeständige „Thalia" waren nicht die einzigen Zeitschriften, die Göschens Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Es erschienen ferner bei ihm eine „Kritische Übersicht der neuesten schöne Litteratur der Deutschen" in zwei aufeinander folgenden Bänden und ein „Repertorium der theologischen Litteratur" mit Kritiken aller theologischen Erscheinungen.

Alles übrige aber wurde in den Schatten gestellt durch die Ankündigung des achten Bandes der Goetheschen Werke zu Ostern 1789 sowie des Schillerschen Geisterschers als Separatband. Von weniger berühmten, aber volkstümlichen Autoren waren vertreten: Hufeland mit einem Aufsatz über die Blattern zu Weimar, Bode und Jünger, die ihrem Freunde treu geblieben waren, und zum ersten Male Seume, ein höchst beachtenswerter Schriftsteller, der spätere Korrektor meines Großvaters und intime Freund der Familie. Er erscheint in Göschens Liste als Übersetzer des englischen Romans „Honoria Warren". Unter andern neuen Autoren findet sich der Name Johann Georg Jacobi, der Bruder des Philosophen, für den Göschen eine Schrift wider Mendelssohn veröffentlicht hatte. Auch A. H. J. Lafontaine,*) ein damals außerordentlich beliebter und schreibseliger Erzähler, hatte

*) Geb. 1756; † 1831.

meinem Großvater Szenen aus der Befreiung Roms und der spartanischen Geschichte zur Veröffentlichung übergeben.

Zahlreiche Anspielungen über ein neues, sonderbares Buch, betitelt: „Mehr Noten als Text, oder die teutsche Union der Zwei und Zwanziger, eines neuen geheimen Ordens zum Besten der Menschheit“ *) finden sich in den Briefen Göschens an Bertuch, doch reichen sie nicht aus, um die Entstehung und den Plan des Buches genau zu rekonstruieren.

Auch jetzt wieder begegnen wir Werken über Freimaurerei.**) Wahrscheinlich war es der unter den Maurern einen hohen Rang einnehmende Bode, durch den derartige Werke Göschen zugewiesen wurden.

Religiöse Bücher und Schulbücher spielen eine große Rolle. Eine Abhandlung Ewalds: „Soll und kann die Religion Jesu allgemeine Religion sein?“ findet sich im diesjährigen Kataloge. Briefe „über die Phänomene des thierischen Magnetismus und Sonnambulismus“ ***) tragen dem in jenen Tagen erwachenden Interesse an diesen Dingen Rechnung.

Auf dem klassischen Gebiet des Altertums erschien „Taciti Agricola“ mit Anmerkungen und einer deutschen Übersetzung herausgegeben von M. Engel. Es war dies der Vorläufer künftiger Klassikerausgaben, die in der wissenschaftlichen Welt großes Aufsehen erregen sollten.

Ein Name aber, der zum ersten Male Göschens Katalog der Ostermesse 1789 zierte, überragte alle andern an Bedeutung. Der greise Wieland erschien jetzt neben Schiller und Goethe auf dem Plan, und zwar nicht bloß als Herausgeber des „Merkur“ sondern mit einem anerkannten Werk

*) Der Verfasser ist Bode.

**) Z. B. „Die Jesuiten vertrieben aus der Freymaurerey“; die „Schottische Maurerey verglichen mit den drei Ordensgelübden und das Geheimniß der Tempelherrn aus dem 14ten Jahrhundert“. Beide Werke sind identisch. Der Übersetzer (aus dem Französischen) ist Bode.

***) Von dem bekannten, im Jahre 1815 als Superintendent zu Leipzig verstorbenen Dr. Johann Georg Rosenmüller.

aus seiner eigenen Feder. Schon im November 1788 hatte er meinem Großvater eine ausgezeichnete kleine Schrift aus dem Französischen, betitelt „Von der natürlichen Moral“ *) angeboten, die ihm zur Revision, eventuell zur Veröffentlichung durch den Druck übersandt worden war. Göschen versprach bereitwillig ein wenn auch geringes Honorar und erhielt darauf folgende charakteristische Antwort, in der sich Geschäft und Schriftstellerstolz in komischer Weise mischen.

„Hier, mein liebster Göschen“, schreibt der Dichter, „schicke ich Ihnen die erste Hälfte des kleinen Mscrpts. über die Moral der Natur. Sie werden es ihm nur zu sehr ansehen, welche Mühe und Zeit es mich gekostet hat, den jungen Bären meines heloetischen Freundes so lange zu belecken, bis er eine Gestalt bekam. Hätte ich gedacht, daß ich so viel zu thun finden würde, so würde ich mich nie damit abgegeben haben; aber nun ists einmal geschehen und Sie bekommen wenigstens ein ganz artiges kleines Werkchen, das unter meiner Feile gewiß nichts verloren hat.

Ich konnte nicht umhin, es hie und da auch mit Anmerkungen zu garnieren — auch diese werden dem Ding nicht schaden — und endlich verspreche ich Ihnen noch eine kleine Vorrede und den Namen Wieland unter dieselbe, wenn Sie ihn für einen Talismann halten sollten, der dem kleinen Bijou desto mehr Liebhaber herbeilocken könnte.

Aber, lieber Freund, da ich wie Sie wissen, in dem Falle bin, auf alle meine Kopf- und Zeitverwendungen einigen klingenden Werth zu legen, so wird Ihnen der mehrere Antheil, den ich an diesem Werkchen habe, wohl auch einige Ducaten mehr kosten; und Sie werden es, denke ich, nicht unbillig finden, wenn ich Sie bitte, das halbe Dutzend mit 2 zu multiplicieren.

*) Der Verfasser ist ein gewisser Meister, nicht Necker, der Bruder des französischen Ministers, wie man zuerst, irregeleitet durch dessen gleichlautende, aber im Verlag von Doll in Wien erschienene Schrift, allgemein annahm.

Es ist nöthig, daß eine exacte und saubere Abschrift von diesem Manuscripte gemacht werde, und zwar von einem verständigen und geduldigen Menschen, der auf meine Emendationen genau Acht gebe, nichts versetze noch verwirre und keine , noch ; noch : auslasse oder falsch setze. Hoffentlich haben Sie in Leipzig eher Gelegenheit einen solchen Abschreiber zu finden als ich in Weimar . . ."

Aber obgleich Wielands Vorrede sich als „Talismann" bewähren konnte, blieb doch das Buch das eines Ausländers und konnte den Vergleich mit einem Originalwerk des großen deutschen Dichters nicht aushalten. Endlich sollte jedoch auch dieses ersehnte Endziel, das allen seinen Wünschen die Krone aufsetzte, von Göschen erreicht werden. Wieland hatte nämlich gehört, daß seine im „Merkur" veröffentlichte Abhandlung: „Gedanken von der Freyheit über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren" in Berlin großes Aufsehen erregt habe, und daß der Wunsch laut geworden sei, es separat gedruckt zu sehen, um seine Verbreitung in den deutschen Staaten zu beschleunigen. Er fragte daher bei Göschen an, ob er eine solche Ausgabe veranstalten wolle, und der Verleger ging natürlich mit Freuden auf den Vorschlag ein.

So ward die Abhandlung zu Ostern veröffentlicht, und Wieland verband sich vor den Augen der literarischen Welt mit dem jungen Leipziger Verleger, den das Gerücht schon damals mit größerer oder geringerer Bestimmtheit als den wahrscheinlichen Nachfolger des großen Erasmus Reich in der Gunst dieses fruchtbaren und beliebten Dichters bezeichnete.

Dreizehntes Kapitel.

Durch Sorgen zum Ziele.

Oſtern 1789—1791.

War das Jahr 1788—89 ein Jahr unaufhörlicher Sorge für Göſchen geweſen, ſo war die folgende Zeit womöglich noch ſchlimmer, und der finanzielle Zuſammenbruch erſchien beinahe unvermeidlich. Und dennoch übertrafen ſeine Verbindungen ſeine kühnſten Hoffnungen. In der Tat war die Geſamtlage des Buchhandels während des ganzen Jahres 1789 eine verzweifelte, und Göſchen ſah ſich gezwungen, wie wir geſehen haben, ſogleich nach der Oſtermeſſe ſich an ſeinen Freund Bertuch zu wenden als an den, von dem er am eheſten Nachſicht erwarten konnte. Würde er ihm geſtatten, einen Reſt der Pandoraforderung bis Michaelis ſtehen zu laſſen? Fällige Rückzahlungen an ihn wären um 5000 Taler hinter ſeinem Anſchlag zurückgeblieben! Die berühmteſten Geſchäftsfirmen hätten verſäumt, ihre Schulden zu bezahlen. Dürfe er nicht wenigſtens, in Anbetracht deſſen, daß er ſelber drei Jahre lang trotz endloſer Mühe keinerlei Nutzen aus der „Pandora“ gezogen, den Gewinn Bertuchs und Kraus einige Monate zurückbehalten und verzinſen? Dies waren ſeine Vorſchläge. Außerdem verſprach er zwei Drittel der Summe, d. h. 1500 Taler, zu Michaelis zu zahlen und den Reſt zu Neujahr.

„Es war eine harte Meſſe für mich und alle meine hieſigen Collegen“, ſchrieb er. „Faſt die ganze Michaelismeſſe iſt zurückgegeben worden, vermuthlich weil die Werke des Königs die Lecturen des Winters geweſen ſind. Ich glaubte

es läge an meinen Büchern, da es aber Weidmanns Erben, Crusius und Dyck nicht besser gegangen ist, so tröste ich mich . . . Diesen Hiobsbrief habe ich mit einer Empfindung geschrieben, die mir heiß vom Herzen bis in die Wangen geht; denn schuldig zu seyn, das ist für mich der Tod." *)

Bertuch ging auf Göschens Wunsch ein und ließ ihm die fällige Summe auf Zinsen, aber zur Michaelismesse kam die Sache zwischen beiden zur Krisis. Göschen fand zu seinem größten Schrecken, daß er sein Versprechen, die 1500 Taler zurückzuzahlen, nicht halten könne. Von den 3000 Talern, die man ihm schuldete, hatte er nur 500 empfangen. Zwar hatte er 1500 Taler von einem befreundeten Bankier geborgt, hatte sie aber zur Bezahlung der armen Drucker und Autoren verwenden müssen. „Was soll ich jetzt machen?" schrieb er. „Verzagen? Das will ich nicht! Unterdessen kann und darf ich jetzt nicht mehr aufnehmen, um den Kredit nicht zu verlieren. Sie können sich eher helfen . . ."

Eingeschlossen schickte er Bertuch einen in der Himmelfahrtswoche fälligen Wechsel, um ihn „nicht in Gefahr kommen zu lassen", und versprach, sein Geschäft einzuschränken. Dann fährt er fort:

„Nehmen Sie an, daß ich alles benöthigte Papier für Göthe vergangenen Sommer gekauft habe, außer diesem den Vorrat zu meinen vier Journalen habe anschaffen müssen, so werden Sie finden, daß ich mich nicht so ganz habe einschränken können, um Wort zu halten. Aber diesen Winter kann ich es. Außer diesen Journalen und Göthens Schriften und ein Band von Schulz Romane (!) druck ich den Winter nichts und so hoff ich mit Gott auf Ostern 6000 Rthaler in die Hände zu bekommen." **)

Zugleich aber mußte er Bertuch gestehen, daß er trotz seiner eigenen Notlage Wieland 500 Taler vorgeschossen habe auf seinen großen Plan einer Gesamtausgabe seiner Werke hin.

*) An Bertuch, 13. Juni 1789.
**) An Bertuch vom 12. Nov. 1789.

Er hielt sich für verpflichtet, diese Tatsache nicht zu verheimlichen, führte aber als Entschuldigung an, daß, da die Weidmannfirma ihm den Krieg erklärt habe mit Bezug auf eine derartige Ausgabe, die Klugheit ihm geboten, Wieland um so inniger an sich zu fesseln.

Diesmal aber war es mit der Geduld von Bertuch und Kraus zu Ende. Auf den Inhalt ihrer Briefe kann man aus Göschens Antwortschreiben schließen. In höchster Erregung hatte dieser am 24. November 1789 an Bertuch geschrieben:

„Ihren Brief hab ich noch nicht gelesen; ich kann ihn auch nicht eher lesen, wenn ich nicht noch eine andere Gewalt über mich bekomme, bis ich Ihnen das Geld gesand habe, wozu ich hoffentlich in acht Tagen im Stande seyn werde.

Der Anfang von Krauses Billet ... hat mich beynahe verwirrt gemacht. Ich habe es nicht weiter gelesen als zwei Zeilen. Hätt ich nicht mehr an der Pandora verlohren als ich glaubte; hätt ich nicht von allen Commissionären, so nicht Buchhändler sind, ... $^2/_3$ von Ostren bis jetzt zurückbekommen, so könnt ich Ihnen 1000 Rthaler längst geschickt haben. Denn das ist mein Verlust. Dieses würden Sie nie erfahren haben, wenn mir andere Menschen Wort gehalten hätten. Wills Gott, soll auch dies überstanden werden und dann will ich gegen keinen Menschen in dergleichen Verhältnisse wieder kommen."

Diese Erregung lähmte jedoch Göschens Tatkraft nicht; er faßte einen verzweifelten Entschluß und es gelang ihm, das Geld aufzutreiben. Drei Wochen später schrieb er:

„Ich nahm meine Bücher beym Kopf, legte einem meiner Handelskollegen jedes Conto vor, zog meine Bilancen und ging dann zu Küstners [dem Banquier]. ‚Ihr habt mir schon 1500 Thlr. gegeben, ich brauche noch 1500 Thlr. Fragt meinen Freund und Handelsgenossen Kummer*) wie

*) Ein angesehener Leipziger Verleger.

ich ſtehe, denn ich muthe Euch nicht zu mir auf meine Verſicherung allein noch 1500 Thlr. zu geben.' Kummer erboth ſich gleich die 1500 für ſeine Rechnung zu geben; allein Küſtners wollten es nicht haben. So bin ich denn aus einer Lage gekommen, welche ich nicht 14 Tage länger ausgehalten hätte . . ."

Doch kaum hatte er ſeine Schwierigkeiten überwunden, und eingeſehen, wieviel ſein Kredit vermochte, ſo gewann auch ſeine Hoffnungsfreudigkeit wieder ihren alten Einfluß über ihn, und mit neuem Vertrauen beſchloß er, ſich nicht davon abſchrecken zu laſſen, ſein Geſchäft vorwärts zu bringen und zu erweitern! Man hätte annehmen können, daß die bedrängte Lage, der er ſoeben entronnen, ihm beſondere Klugheitsregeln eingeſchärft habe, ähnlich wie die Unannehmlichkeiten zwiſchen ihm und ſeinem Freunde ihn zu dem Entſchluſſe getrieben hatten, niemals wieder ſich in Kompagniegeſchäfte einzulaſſen. Aber nein! Seine Philoſophie lehrte ihn anders. Die Kriſis beſtärkte ihn nur in dem Entſchluß „ſeine Jahre nicht ungenützt hingehen zu laſſen". So erklärte er ſelbſt Bertuch gegenüber, deſſen Dringen auf Bezahlung die Kriſis teilweiſe herbeigeführt hatte, mit den Worten:

„So wie alle Kriſis zu etwas gut iſt, ſo hat auch dieſe mir dazu gedient zu ſehen, daß ich nicht nöthig habe, in meinen Entrepriſen zu ängſtlich zu ſein. Ich will mit Gott auf Oſtern einen jeden frey ins Geſicht ſehen . . . Ich kann meine Jahre nicht ungenutzt verſtreichen laſſen; ich muß mich rühren..."

Dieſer Übergang von einer Stimmung zur andern war allerdings ſchnell; aber ſo war es ſtets: ſein Mut trat ſeinen Zorn und ſeine Verzweiflung unter die Füße! Auch Körner war um dieſe Zeit nicht nur unfähig zu helfen, ſondern ſelbſt in ſo bedrängter Lage, daß er Göſchen um ein Darlehn von 30 Talern bat.

„Meine Kaſſe iſt dieſe Weihnacht verzweifelt erſchöpft", ſchreibt er, „Wie ſtets mit der Ihrigen? Ich habe 30 Thaler auf Kunzen aſſignirt. Können Sie ſie ihm etwa wiedergeben?"

So war aus dem wohlhabenden Freunde ein bedürftiger geworden! Körner, der augenscheinlich von einem Bruch irgend welcher Art zwischen Bertuch und Göschen gehört hatte, fügte noch hinzu:

„Es freut mich, daß Sie nicht mehr in einer engeren Verbindung mit Bertuch sind. Ich ehre kaufmännische Industrie und Spekulationsgeist bei jedem. Aber wer gegen Freunde den Kaufmann spielen kann, oder vielmehr das, was er Freundschaft nennt, bloß zum Behufe des Handels braucht, — mit dem mag ich nichts zu thun haben." *)

Trotz des Geschehenen fuhr Göschen, der ihm erwiesene Dienste niemals vergaß, fort, seinem Freunde gegenüber, der ihm in seinem Leben so fördernd zur Seite gestanden hatte, die freundschaftlichsten Gesinnungen an den Tag zu legen.

Einmal gelegentlich eines Briefes an Wieland über irgend einen Bertuchschen Plan, fühlte er sich verpflichtet zu sagen, daß ihm derselbe nicht gefiele, er empfand es aber zu gleicher Zeit wie eine Art Mißklang, daß er von einem so guten Freunde wie Bertuch gleichsam im Tone der Geringschätzung sprechen sollte. Darum fügte er hinzu:

„Und dennoch liebe ich diesen unermüdeten und in seinen Verhältnissen redlichen Mann und bin würklich sein Freund. Ich werde ihm dienen und ihn achten so lange ich lebe, wiewohl ich niemals mit ihm wieder eine merkantilische Unternehmung in Gesellschaft machen kann. Ich muß in meiner Handlung allein Herr sein, damit ich dereinst ruhig davon scheiden kann, und so lang ich lebe bey meiner Arbeit Freyheit über meine Stunden und meine Hände, über meinen Kopf und über meine Casse habe . . ." **)

Unglücklicherweise blieb Göschen Bertuch immer noch Geld schuldig, selbst nach der Rückzahlung der 1500 Taler, und es finden sich noch ein paar in der ärgsten Verstimmung

*) Brief vom 22. Dez. 1789.

**) Brief an Wieland vom 6. März 1790. Siehe „Akademische Blätter", I, 69f.

geschriebene Briefe. Kurz vor der Ostermesse des Jahres 1790 erklärte er, diese Korrespondenz habe ihn, ohne Bertuchs Schuld, „gepeinigt", aber nach dem Monat Mai hoffe er wieder „froh und frei" sein zu können.

Bis zu einem gewissen Grade wurden diese Hoffnungen auch verwirklicht. Zwar werden seine Briefe an Bertuch, die so zahlreich waren, daß sie fast die Stelle eines Tagebuches vertreten können, von nun an viel weniger häufig, aber aus andern Quellen können wir ersehen, daß das Ergebnis der Oster- und Michaelismessen 1790 Göschens Umstände wenigstens im Vergleich mit früheren Zeiten verbesserte. Der Absatz seiner Verlagsartikel muß guten Fortgang gehabt haben. Wir begegnen viel höheren Zahlen, und Göschen selbst schreibt im Juni dieses Jahres über seine finanzielle Lage an Wieland:

„Die letzte Messe war in Rücksicht der Zahlungen sehr drückend für mich. Ich habe nahe an 23,000 rth. ehrlich gezahlt und einen jeden befriedigt bis auf Kleinigkeiten, allein mir sind 6000 rth. zurückgeblieben. So werde ich unter einem Jahre meines Geldes noch nicht froh, und muß bey würklichem Vermögen auf das eingeschränkteste fortleben. Vielleicht ist das aber gut. Wer weiß, ob das nicht mein ruhiges, stilles Glück, mit einigen Sorgen gewürzt, erhält und befördert.

Ich habe nun bis Ostern 1791 die Gränzlinie meiner Unternehmungen gezogen. Mein Plan ist nur so viel zu unternehmen, daß ich ein halbes Dutzend Tausend übrig behalte, um mit Ernst an unsre große Unternehmung zu gehen."

So war denn das lähmende Gefühl der Sorge von dem Herzen des zu empfindlichen Mannes genommen, obwohl ihn immer noch die Bürde seines kleinen toten Kapitals bedrückte. Im Herbste desselben Jahres begann es wirklich heller um ihn her zu werden und er konnte sich Erleichterung von den verzehrenden Sorgen, die von den frühsten Zeiten seiner Verlegerlaufbahn auf ihm gelastet hatten, versprechen. Dann könne, so hoffte er, rein freundschaftlicher Verkehr an die

Stelle von „geschäftlichem Feilschen“ in seinen Beziehungen zu Bertuch treten. In dem Sinne schreibt er am 8. Oktober 1790:

„Dann wenn unsre Mercantilia erst gänzlich auseinander sind, soll unsere Freundschaft sich fester schlingen ... Die Zeit, wo ich freier nach meinem Herzen handeln kann, ist nicht mehr weit entfernt. In einem halben Jahr bin ich aus allen Sorgen heraus. Ein Herz voll Sorgen ist für die feineren Gefühle nicht immer ganz geschickt. Genug, wenn es nur mit Treue die Eindrücke, welche es empfangen hat, aufbewahrt; die Früchte müssen in frohen Zeiten zur Reife kommen ...“

Das Streben des Geschäftsmannes, zu verhüten, daß nicht seine aufreibenden Sorgen die „feineren Gefühle“ erstickten, und seine Empfänglichkeit für andere als „mercantilische“ Interessen abstumpften, war in Göschens Fall sein ganzes Leben hindurch von Erfolg gekrönt.

Ungefähr um dieselbe Zeit giebt er gelegentlich eines Briefes an Wieland über ihre „große Unternehmung“ ein so lebhaftes und für die Beurteilung seiner erfolgreichen Karriere so wichtiges und lichtvolles Resümee seiner damaligen Lage, daß ich nichts Besseres tun kann, als diejenigen Stellen hier wiederzugeben, die sich auf die Geschichte seiner glücklichen Errettung aus dem Meer seiner Bedrängnisse beziehen.

„Nun zu unserer großen Angelegenheit. Alle Punkte, die mir Ihr edles Herz zur Überlegung vorlegt, hab ich seit Jahr und Tag erwogen. Es bedurfte nur von Ihrer Seite den Wink: so war ich marschfertig. Gott hat mich gesegnet mehr als ich jemals erwartete. Ich darf nur eine Pause in andern Unternehmungen machen, und ich habe die nöthigen Kräfte zur Ausführung unserer großen Unternehmung beysammen. Bisher habe ich jeden Pfennig, den ich aus meinem Handel nahm, gleich wieder hineingesteckt. Ich habe mir alle Genüsse des Lebens versagt, welche nicht zu meiner Erhaltung und zur Ehre meiner Handlung nothwendig waren.

So hab ich mit Kraft dieſe Handlung emporgebracht. Gute Menſchen haben mich dabey unterſtützt. So hab ich in voriger Oſtermeſſe 23,000 rth. wieder zurückbezahlen können, die ich alle in meiner Handlung verwand hatte. Sie ſehen daraus, daß, wenn ich in andern Unternehmungen Pauſe mache, ich etwas unternehmen kann...

Ich möchte das, was von meiner Situation in dieſem Briefe geſagt iſt, nicht gern laut werden laſſen. Mein einfaches Leben hat den Neid bisher getäuſcht und mich ruhig und ungeſtöhrt die glückliche Verbindung der Umſtände genießen laſſen. Schon hat mein gutes Fortkommen manche junge Leute verführt, ſich zu etabliren; da ſie aber nicht das Glück hatten, daß ſich gute Schriftſteller für ſie intereſſirten, Capitaliſten ſie (!) unter die Arme griffen, und ſie nicht wie ich vom 14. bis zum 32. Jahre ihres Lebens den Handel mit aller Aufmerkſamkeit gelernt hatten, ſo ſind ſie unglücklich geworden, und gewiſſermaßen bin ich daran Schuld. Eine eiſerne Standhaftigkeit und ein Heer von freſſenden Sorgen haben mich durch dieſe ſechs Jahre meines Handels geführt. Endlich ſah ich nach voriger Oſtermeſſe Land auf dem unruhigen Meer meines Wirkungskreiſes und dieſer Anblick hat mich wieder mit Jugendkraft belebt. Künftige Oſtern bin ich ein gemachter Mann.

Verzeihen Sie meine Plauderey. Mit unausſprechlicher Liebe und Verehrung bin ich zeitlebens der Ihrige

Göſchen."

Der ſchwere Kampf gegen die ihm entgegenſtehenden Schwierigkeiten neigte ſich alſo allmählich ſeinem Ende zu. Seine Befreiung vom Joche drückender Geldnot wurde zwar zur Zeit der Meſſen des Jahres 1791 noch nicht vollſtändig bewirkt, denn damals ſah er noch dem Jahre 1792 entgegen, als der Zeit, wo er es in ſeiner Macht haben würde, allen ſeinen Verbindlichkeiten nachzukommen, und nicht mehr von der Pünktlichkeit derer, die ihm Geld ſchuldeten, allein abzu-

hängen brauchte; aber die Freiheit war doch wenigstens in Sicht, und mit einem tiefen Gefühl der Erlösung sah er auf die lange Zeit verzweifelten Ringens zurück. In einem Briefe vom 7. Nov. 1791 teilte er Bertuch die nahe bevorstehende Erfüllung seiner Hoffnungen mit und rief aus:

„Es wird auch Zeit! Denn ich habe in den sieben Jahren durch die Unzuverlässigkeit meiner Kollegen mehr gelitten, als durch eigentliche Schwächen meiner körperlichen Natur. Ich möchte diese Jahre nicht noch einmal leben. Doch sey Gott gedankt, daß sie in einem halben Dutzend Monaten überstanden sind. Der schöne Mannessinn, der dem Menschen so viele Würde und die freye Heiterkeit giebt, der ihn vor allen Niederträchtigkeiten schützt, kann durch drückende Lagen verlohren gehn. Dafür hab ich oft gebebt. Ich bin mir bewust, daß ich ihn erhalten habe, in aller Sorge, die mich drückt."

So kam denn endlich die Zeit, wo er wieder festen Boden unter den Füßen fühlte. Seine Hülfsquellen blieben zwar beschränkt, und seine ehrgeizigen Pläne nahmen sie bis ans Ende vollauf in Anspruch; aber er stand doch jetzt auf einer höheren Stufe und war imstande, seinen Autoren und Kollegen mit größerer Zuversicht gegenüberzutreten. Tapfer und entschlossen „durch bloße Anstrengung", wie er selbst schreibt, hatte er sich soweit seinen Weg gebahnt. Er war die Kompagniegeschäfte los, war „Herr seines eigenen Handels", und der Leser wird fortan weniger durch die Berichte seiner finanziellen Schwierigkeiten aufgehalten werden; Berichte, die notwendigerweise in dem Leben eines Mannes, der, ursprünglich ohne eigene Mittel, nach siebenjährigem Kampfe endlich ein gutes Stück auf dem Wege zum Ruhme zurückgelegt hatte, einen ziemlich beträchtlichen Raum einnehmen mußten.

Ein großer Erfolg war es, ja, man kann sagen, der erste große finanzielle Erfolg im Leben meines Großvaters, der das Dunkel des Jahres 1789 erhellte. Zu Anfang dieses Jahres hatte Göschen, wie wir sahen, die Idee eines „Histo-

rischen Kalenders für Damen" gefaßt, dessen zweites Heft als Glanznummer die schnell berühmt gewordene „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" aus Schillers Feder enthalten sollte. Der Kalender ersetzte die unglückliche „Pandora". Wie Göschen richtig bemerkte, erwies sich das Thema der Moden mit dem Jahresende als langweilig, und die Artikel über den Luxus zogen gleichfalls nur eine geringe Anzahl Leser an. Dagegen war eine Zeitschrift für Damen, die allen Leserkreisen gerecht wurde, nämlich eine historische Zeitschrift sehr wohl denkbar; und für ein solches Unternehmen nahm der Verleger jetzt Wielands Hülfe in Anspruch.

„Die Geschichte der Elisabeth, Königin von England, machte für das erste Jahr die eine Hälfte aus, und die andre Hälfte wäre den Beispielen häuslicher, bürgerlicher, weiblicher Tugenden gewidmet. Wolten Sie, mein theuerster Herr Hofrath, wohl die Bearbeitung dieser letzten Hälfte, welche etwa vier oder fünf Bogen betrüge, übernehmen?"

Auf eine zusagende Antwort hin erging sich dann Göschen in seinem gewöhnlichen Stil des hoffnungsvollen Enthusiasmus über den wahrscheinlichen Einfluß des Kalenders auf die Frauen.

„Sie machen mir", schrieb er im Januar 1789 an Wieland, „durch die Hofnung einen Theil des historischen Damen-Calenders zu übernehmen, die größte Freude. Ich dachte Archenholz für dieses Jahr die Geschichte der Elisabeth von England zu übertragen. Ist Ihnen diese Gesellschaft nicht angenehm, so bleibt sie weg. Sie, mein theuerster Herr Hofrath, hätten die Güte alles Übrige zu übernehmen. Ich wolte diesen Theil dem Inhalt seiner Entwickelung bürgerlicher und geselliger Tugenden oder Laster aus der Geschichte, welche von guten Einflüssen auf weibliche Herzen sein könnten, widmen. Ein solcher Calender von einem Kenner der Welt und des menschlichen Herzens, wie unser Wieland, wird ebenso viel Nutzen stiften als das „Noth- und Hilfsbuch" zum allgemeinen Besten. Wir haben schlechterdings noch

keinen geschmackvollen Calender für Damen, den man ein feines Volksbuch für die bessere Classe der Menschen nennen könnte, und wenn Sie meine Wünsche erfüllen, so steh ich für den glücklichen Erfolg. Ich brauche dabey keine Mahler und keine illuminirten Kupfer. Der Calender geht auch noch, wenn Neujahr schon vorüber ist und andere Dinge mehr, welche mich in den Stand setzen für die Ausarbeitung ein nicht kleines Honorar geben zu können . . ."

Bei dieser Gelegenheit hatte sich mein Großvater durchaus nicht verrechnet. Er hatte in der Anlage des Buches und in den Mitarbeitern eine glückliche Wahl getroffen. Wieland hatte vier „so gut gewählte, originelle und zweckmäßige" Artikel vorgeschlagen, daß der Verleger hoch erfreut war, und am 11. März an den Dichter schrieb:

„Machen Sie, was Sie wollen, das Publikum wird es mit Vergnügen lesen, und ich werde dabey gewinnen. Mir genügt an allem, was Sie machen. Wie sehr schätze ich Ihre wohlwollende Güte, die sich so sehr herabläßt, eine aufgetragene Arbeit zu übernehmen! Ich weiß welches Unbehagen das einem Wieland machen muß und ich kenne keine freundschaftlichere Aufopferung."

Als dann später der erste Teil des Wielandschen Manuskriptes ankam, waren Göschen sowohl wie seine Frau entzückt. Am 2. August schrieb er:

„Mit dem innigsten Dank hab ich den ersten Beytrag zum historischen Calender erhalten und mit einem Entzücken, das ich nicht beschreiben kann, die rührende Ergießung Ihrer Empfindung gelesen, womit Sie solchen beschließen. Das wird auf jedes Herz mehr Eindruck machen, als ganze Bände moralischer Vorschriften und Empfehlungen der Tugenden. Sie haben in dem Denkmal für Ihre Gattin sich selbst und vorzüglich Ihrem Herzen ein schönes Ehrendenkmal errichtet."

Der Kalender wurde zur rechten Zeit vor dem Ende des Jahres veröffentlicht und überall mit Beifall aufgenommen. Im Dezember teilte Göschen Bertuch mit:

„Dieſe Entrepriſe iſt mir geglückt. 500 Stück habe ich von meiner Auflage noch übrig. Alle, die Exemplare erhalten haben, ſind mit größern Beſtellungen da, als ich befriedigen kann. So kommt in der Welt Alles auf den Nahmen an. Archenholz, Chodowiecki, Wieland — ich nenne ſie, wie auf dem Titel des Calenders alphabetiſch — mögen machen was ſie wollen: es wird gehen."

Die Auflage von 6500 genügte nicht; mehr Exemplare mußten gedruckt werden.

Dies war das Reſultat des Planes im erſten Jahre. Aber ſo erfolgreich auch der von Wieland und Archenholz geſchriebene Kalender geweſen war, er erlangte im folgenden Jahre, als Schiller ſeine Seiten füllte, eine noch höhere Bedeutſamkeit.

Ehe wir jedoch die Umſtände berichten, unter denen der „Dreißigjährige Krieg" erſchien, müſſen wir den Leſer mit einigen andern Werken bekannt machen, die Göſchen damals in Händen hatte (1790—91). Einige der von ihm veröffentlichten Bücher, obwohl heutzutage kaum für andere intereſſant als für den ſorgfältigen Kenner der deutſchen Literatur, machten doch zu ihrer Zeit Aufſehen und bezeichnen Markſteine auf des Verlegers Weg zum Erfolge.

Vor allen hatte dieſer das Glück, im Laufe des Jahres zwei neue Bücher aus Wielands Feder zu erhalten, nämlich die „Geheime Geſchichte des Philoſophen Peregrinus Proteus" und die „Göttergeſpräche", eine politiſche Abhandlung im Stile Lucians, in welcher die Götter mit viel beißendem Witz über die Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution debattieren.

Göſchen war ganz außer ſich vor Freude. Am 6. Sept. 1790 ſchrieb er an den Dichter:

„Alles, was Sie mir anbiethen von den Früchten Ihres Geiſtes nehme ich an; mit tauſend Freuden auch die Göttergeſpräche. Machen Sie ſelbſt die Bedingungen. Ich bin mit den Bedingungen, welche Sie am Rande Ihres Briefes, wo ich ſie eben erſt finde, zufrieden. Alſo 2 Louisd'or bey

der ersten und 1 Louisd'or bey den folgenden Auflagen. In unserer jetzigen Lage ist es nicht rathsam starke Auflagen zu machen. Durch öftere Auflagen ängstiget man die Nachdrucker am besten. Dabey ist aber ein wohlfeiler Preis unmöglich. Doch muß man billig bleiben. Ich denke immer Ungarischer Wein ist theurer, als Neuenburger und Treuenbrietzner, und Wielands Schriften können nicht so verkauft werden als ein Werk von Vulpius oder Geisler . . ."

Ein späterer Brief Göschens an denselben Freund berührt die außerordentliche Strenge der Sächsischen Zensur. Im Vergleich damit erscheint Berlin als der Mittelpunkt eines aufgeklärten Liberalismus. In Sachsen durfte über die Menschenrechte nicht geredet werden!

„Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für den Verlag dieser Göttergespräche", schreibt der Verleger am 11. November 1790. Wenn die Götter dort jenseit des berühmten Flusses so sprechen, mit so viel Witz und Salz, mit solcher Vernunft, voll eines so hohen Sinnes und mit so viel Feinheit, wer solte nicht gern das Land diesseits verlassen und sich zu jenen Göttern, die Sie belauscht haben, sehnen? So lange aber die guten Götter uns noch ihren Translator in Weimar lassen, wollen wir uns nicht zu ungestüm hindrängen, sondern vor der Hand noch mit dem Aufenthalt unter den Sterblichen vorlieb nehmen . . .

Hier, mein theuerster Freund, hätt ich die Göttergespräche nicht gedruckt bekommen. Unsere Censores stehen unter einem Collegio, welches sie immer mit Ruthen peitscht. Die Druckerey in Berlin, welche Ihre Moral gedruckt hat, druckt auch die Dialoge...

Ich habe meinem Hang nicht widerstehen können und habe das erste Gespräch durchgelesen, welches ich vor einer halben Stunde erhielt. Ich wiederhole noch einmal, hier hätten wir es nicht gedruckt bekommen. Ein neuerlicher Befehl legt unsern Censoren auf, nichts passiren zu lassen, worin von den Rechten der Menschheit gesprochen wird. Gott gebe, daß die Berliner gescheuter sind!"

Während Göschen zu dieser Zeit seine Unternehmungen beschränkte und seine gefährliche Neigung zu bemeistern suchte, jeden freigewordenen Pfennig seines kleinen Kapitals sofort in einer neuen Spekulation anzulegen, so hätte es doch seinem energischen Charakter durchaus widerstrebt, diese neue Politik der Einschränkung zu weit auszudehnen. In diesem Sinne schrieb er an Wieland:

„Herrliche Sachen bring ich noch dieses Jahr: den Peregrinus Proteus, ein treffliches Werk von Thümmel — dieses sub rosa — Alxingers Bliomberis, von Schiller den Calender, Schultz*) seine Leopoldine, und von Reinhold die Fortsetzung seiner Briefe. Das sind schöne Saaten, welche eine schöne Erndte versprechen, die aber auch noch manche Sorge kosten werden."

Alxinger hatte an seinem neuen Gedicht Bliomberis „mit Liebe, ja fast mit Leidenschaft" gearbeitet und war deshalb wegen der Wiener Censur in Sorge gewesen. Das Gedicht war jedoch gebilligt worden, und Göschen hatte im August Aushängebogen gesandt, mit deren Papier und Druck sich der Dichter sehr zufrieden erklärte. Nur der Korrektor sei „der nachlässigste und eigensinnigste Esel in Deutschland".

Eine andre „schöne Saat" rührte von Thümmel her, dessen Erstlingswerk „Wilhelmine"**), von Reich im Jahre 1762 anonym herausgegeben, allgemeinen Beifall selbst von Männern wie Goethe und Lessing gefunden hatte. Er war im Jahre 1786 mit Göschen dadurch in Verbindung getreten, daß er sich als Subskribent für vier Exemplare von Goethes Werken anmeldete. Nach Reichs Tode war er Wielands Beispiel gefolgt

*) Schulz, Joachim Chr. Friedrich, Professor in Mitau, beliebter Romanschriftsteller (1762—1798). Siehe „Akad. Blätter", I, 69.

**) Wilhelmine wurde in mehrere Sprachen übersetzt und in ganz Europa begierig gelesen. Der Verfasser des „Roman d'une l'Impératrice" erzählt, daß die Kaiserin Catharina die Große von Rußland im Jahre 1781 Thümmels Gedicht zur Hand zu nehmen pflegte, während sie von Lessing, Goethe und Schiller nichts wußte. Siehe Waliszewski, „Le Roman d'une Impératrice", S. 436. G.

und hatte seine Gönnerschaft auf Göschen übertragen, der dadurch einen wertvollen Autoren mehr gewann.

Das Werk, welches Thümmel jetzt zu veröffentlichen im Begriffe stand, war sein „Reiseroman", sein witzigstes und wichtigstes Buch. Er erlangte ausgezeichnete Bedingungen. Göschen bezahlte ihm für zehn dünne Bändchen als Honorar alles in allem 5000 Taler, eine sehr große Summe, wenn man sie mit dem Honorar anderer Autoren vergleicht.

Der erste Band des Reiseromans erschien im Jahre 1791, der letzte nicht früher als 1805. Sein Erfolg war jedoch nur ein mäßiger. Schiller verurteilte ihn strenge. „Er ist flach, oft seicht", meinte er, „und verrät nicht viel Geist". Man hätte das Werk laut genug ausposaunt, aber er hätte Besseres erwartet. Göschen seinerseits teilte Wieland mit, daß er mit dem Erfolg des Romans ganz zufrieden sei, obwohl er sich von dem Unternehmen nicht Außerordentliches verspreche, da viele nicht wüßten, was sie aus dem Buche machen sollten. Beim Druck der Werke Alxingers und Thümmels wandte Göschen zuerst seine verbesserte Typographie an. Wir sahen, daß Goethe sowohl wie Schiller in früheren Jahren öfters ihre Unzufriedenheit mit dem Druck ihrer Werke zu erkennen gegeben hatten. Jetzt aber machte der Verleger die größten Anstrengungen, den Ruf seiner Verlagsartikel mit Bezug auf die äußere Erscheinung zu erhöhen. Auf Wieland machte die prächtige Ausgabe des Bliomberis großen Eindruck.

„Lieber, lieber Göschen", schrieb er darüber. „In was für Unternehmungen lassen Sie sich ein! Oder sind Sie wirklich bei dem Doolins so gut gefahren, daß Sie zur Dankbarkeit von diesem Bliomberis eine erste Ausgabe machen, an welcher Sie Gefahr laufen, alles wieder zu verlieren, was Sie vielleicht mit Thümmels Reisen gewinnen dürften?"*)

Wieland wies ferner darauf hin, daß nicht nur der Preis einer so schönen Ausgabe, sondern auch die Unbequemlichkeit

*) Gruber, Wielands Leben, IV, 32.

des großen Formates dem Absatz schaden dürfte. Zweifellos hatte er das künftige Geschick seiner eigenen gesammelten Werke im Sinne und war ängstlich besorgt wegen des Erfolges seiner prächtigen Quartbände. Die Eitelkeit eines Verfassers, die er in reichem Maße besaß, erlaubte es ihm nicht, der Eitelkeit eines Verlegers irgendwie sympathisch gegenüberzustehen.

Aber Göschen hatte keine Furcht vor dem Erfolge der typographischen Versuche, die er mit bedeutenden Werken machte. Er dankte Wieland, versicherte ihn aber zugleich, daß kein Grund zur Sorge vorliege. Doolin sei beinahe gänzlich vergriffen, und dies habe ihm zu dem Bliomberis Mut gegeben; er werde nichts dabei verlieren, wenn auch nicht gewinnen.

Unter all den „herrlichen Sachen", die eine so „schöne Erndte versprachen", wie Göschen sich Wieland gegenüber stolz ausdrückte, erreichte jedoch nichts in der Wertschätzung der Zeitgenossen die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" von Schiller; nichts konnte im Urteil der Nachwelt auch nur annähernd mit dem historischen Meisterwerke des Dichters verglichen werden, das das zweite Heft des Damenkalenders zierte. Davon soll im folgenden Kapitel die Rede sein.

Vierzehntes Kapitel.

Die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges".

1789—1791.

Während der Jahre, mit denen wir es jetzt zu tun haben, nahm Schiller in den Gedanken und im Geschäft meines Großvaters einen so großen Raum ein, daß die verschiedenen Stadien seiner Entwicklung, abgesehen von dem ihnen innewohnenden großen eigenen Interesse, in dieser Biographie kaum unberücksichtigt bleiben durften.

Seit dem Sommer 1789 befand sich der Dichter in sehr ruheloser Gemütsverfassung. Damals hatte er sich mit Charlotte von Lengefeld verlobt und seine Universitätspflichten durchaus nicht seinen Neigungen entsprechend gefunden. Der Leser wird sich halb ernster, halb humoristischer Entschuldigungen erinnern, die er vor seinem Besuche in Leipzig im August des Jahres an Göschen sandte. Um jene Zeit war das vor einem Jahre versprochene achte Heft der „Thalia" noch unbeendet. Es wurde erst im Dezember mit einigen schönen Beiträgen von Schiller veröffentlicht. Dagegen enthielt das neunte, fast unmittelbar darauf erschienene Heft nichts aus seiner Feder. Im Drange der Geschäfte und ruhelos, wie er war, hatte er Huber überredet, es zu redigieren, und den wiewohl vergeblichen Versuch gemacht, Körner zu veranlassen, sich des zehnten anzunehmen. Es erscheint wunderbar im Hinblick auf die außerordentliche Unregelmäßigkeit, mit der diese Zeitschrift erschien, und auf die Ungewißheit mit Bezug auf Schillers eigene Beiträge, daß die „Thalia" überhaupt fortfuhr, sich zu halten. Göschen

indeſſen war eifrig auf ihre Förderung bedacht, weil, wie Schiller an Körner ſchrieb, der Abſatz „wenigſtens ſo groß war, daß er dabei verdiente“. Für Schiller war das Honorar als Herausgeber gerade um dieſe Zeit von beſonderer Bedeutung.

Noch wichtiger für ihn war ſeine Arbeit für das zweite Heft des „hiſtoriſchen Kalenders“ geworden. In einem Briefe an Körner, in welchem er ſeine häusliche Einrichtung beſchreibt und eine Überſicht über ſeine finanzielle Lage gibt, erwähnt er, daß er einen höchſt willkommenen und unerwarteten Glücksfall gehabt. „Göſchen bezahlt mir 400 Thaler für einen Aufſatz über den dreißigjährigen Krieg im hiſtoriſchen Kalender. Die Arbeit iſt leicht, da die Materialien reichlich fließen.“

Waren die 400 Taler Schiller ſo willkommen, ſo war Göſchen ſeinerſeits nicht weniger zufrieden. Er hatte Schiller für die Zeitſchrift gewonnen, die von Wieland und Archenholtz unter ſo günſtigen Auſpizien begonnen worden war; und er bezahlte den Dichter, obwohl er ſelbſt gerade damals in bedrängter Lage war, faſt ein Jahr im voraus.

Soweit wir aus Schillers Briefen erſehen können, ſcheint er nicht vielen Freunden oder auch nur ſeiner Familie von ſeiner Verlobung eher Mitteilung gemacht zu haben, als bis es Zeit war, den Hochzeitstag zu beſtimmen. Aber er nahm an, daß das Gerücht unterdeſſen geſchäftig geweſen ſei. Am 6. Januar 1790 ſchrieb er an meinen Großvater über das bevorſtehende große Ereignis:

„Verzeyhen Sie, lieber Freund, mein langes Stillſchweigen auf Ihre letzten Briefe. Verzeyhen Sie mir gern, wenn ich Ihnen die Urſache meiner Nachläſſigkeit ſage. Es iſt eine Ausrede, die ſelbſt im Evangelium gilt. Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht — ſchreiben.

Genommen! nein, genommen habe ich es noch nicht, aber gefragt und das nehmen wird nicht ſehr lange anſtehen. Rüſten Sie Sich immer mit Ihrem Glückwunſch darauf,

liebſter Freund, und ſetzen Sie mir als junger Ehemann Verhaltungsmaßregeln auf. Wenn wir uns wiederſehen, ſo finden Sie mich ſchon als Ehemann.

Hätten Sie mich voriges Jahr mit Kunzen in Rudolſtadt beſucht, ſo brauchte ich Ihnen jetzt meine Frau nicht zu beſchreiben. Vielleicht errathen Sie ſie ſchon. Es iſt Frl. Lengefeld, von der ich Ihnen wohl ſchon geſagt oder geſchrieben habe: Der Magnet der mich ſchon zwey Sommer nach Rudolſtadt gezogen hat.

Mein guter Herzog machte mir zugleich ein Präſent zur Hochzeit mit einer kleinen Penſion, und die andern Umſtände ſind ſo, daß ich es mit einer eigenen Wirtſchaft verſuchen kann. Vielleicht kann ich Ihnen ſchon am Anfang des nächſten Monats von meiner Hochzeit ſchreiben, wo nicht, ſo iſt es ganz gewiß auf Oſtern. An unſern Calender werde ich deſto vergnügter arbeiten, lieber Freund, und er wird deſto beſſer für die Damen ausfallen, wenn ich eine im Hauſe habe, die ich darüber conſultiren kann. Sie dürfen darauf zählen, daß von meiner Seite kein Aufenthalt ſeyn wird. Mit Anfang Auguſts iſt mein Mſcrpt. in Ihren Händen.“ *)

Die Hochzeit fand am 21. Februar 1790 ſtatt, und zwar in aller Stille in einem Dörfchen bei Jena, um den freundlichen Kundgebungen von Profeſſoren und Studenten zu entgehen.

Schillers Freunde nahmen den größten Anteil an dieſem neuen, wichtigen Schritt und machten ſich viele fürſorgliche Gedanken über den Einfluß, den derſelbe auf ſein Leben und ſeine Arbeit haben werde. Zwei Tage nach der Hochzeit ſchrieb Wieland an Göſchen:

„Schiller iſt nun ſeit ein paar Tagen (wie Sie vermuthlich wiſſen) mit einer ſehr liebenswürdigen Fräulein von Lengefeld verheirathet und gebe der Himmel, daß dieſer neue Stand recht viel dazu beitrage, ihn von der Überſpannung zu heilen,

*) Schillers Briefe, III, 5 f.

die ihm bisher in manchem Betracht nachtheilig, wiewohl der Grund seines großen Rufes und der seltsame faveur populaire seiner dramatischen Werke gewesen ist. Sobald er nur erst eine feste Richtung hat, und in sich selbst zu einer gewissen Ruhe gekommen sein wird, wird er unfehlbar einer der ersten Männer unserer Zeit seyn, so wie er einer der besten Menschen ist, die ich kenne." *)

Göschens Antwort verdient besondere Beachtung:

„Schiller hat mir noch neulich versprochen, ich könne gewiß auf ihn rechnen . . . Ich rechne viel auf mein gutes Glück bei Schillern und auf seine Freundschaft. Er hat mich bisher noch nie sitzen lassen. Kann Schiller es nur über sich erhalten einen Plan über seine Zeit zu machen, so zweifele ich nicht an seinem Glück. Die treffliche Frau von Kalb hat so manches Verdienst um Schiller, möchte sie der jungen Gatten ihres Freundes Winke geben, welche die Liebe für das Glück der Zukunft benutzen kann. Mir däucht in Absicht dieses Glückes liegen die Würfel auf den Tisch. Entweder führt der neue Stand Schillern zur Stetigkeit und Ordnung oder die neuen Sorgen der verdoppelten Bedürfnisse des Lebens drücken ihn zu Boden. Ich lebe hierüber in einer Unruhe welche mich bei keiner Art von Theilnehmung je angewandelt hat. Ich habe nur wenige Menschen so geliebt als diesen." **)

Göschen war großmütig, wenn er sagte, daß Schiller ihn niemals im Stich gelassen habe. Wir brauchen nur der vielen Fälle zu gedenken, wo der Dichter den Verleger um seine „Verzeyhung" anging.

Was die „treffliche Frau von Kalb" anbetrifft, so war sie gerade damals in keiner Stimmung, der jungen Braut guten Rat zu erteilen. Stürmische Auftritte waren zwischen ihr und Schiller kurz vor der Hochzeit vorgefallen, und dieser hatte sehr zornig über sie an Lotte geschrieben.

*) Gruber, Wielands Leben, IV, 224.
**) Am 6. März 1790.

Nicht lange darauf stellte sich der Dichter meinem Großvater als Ehemann vor:

„Seit dem 22ten Febr. bin ich ein Ehemann, und freue mich aller Schönheiten des häuslichen Lebens. Mein ganzes äußeres und inneres Daseyn hat bey dieser Veränderung gewonnen und von jetzt kann ich eigentlich erst mein Leben datiren. Kommen Sie ja recht bald hieher, lieber Göschen; und gönnen Sie mir die Freude, Sie in meinen häuslichen Kreis aufzunehmen und Sie zum Zeugen meines Glücks zu machen. Kommen Sie mit Ihrer Jette und lassen Sie zwischen Ihnen beiden und meiner Lotte ein freundschaftliches Band anknüpfen . . .“ *)

Bald nach der Hochzeit vertiefte sich Schiller in seine Arbeit für den Kalender. Im Mai schrieb er im Tone strahlenden Glückes und hoffnungsfreudiger Tätigkeit an Körner:

„Die Ferien sind vorbey und ich bin wieder im Geschirr; doch mehr in Göschens als der Akademie und ich lasse mir Geschäfte die schönen Maitage nicht verderben.

Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein — auch im Sommer.“ **)

Göschen muß um diese Zeit besonders erfreut darüber gewesen sein, daß der berühmte Autor mehr für ihn als für die „Akademie“ arbeitete. Er machte sich große Hoffnungen und rechnete auf sein „Glück bei Schiller“, ein Vertrauen, welches durch den wachsenden Enthusiasmus, womit das Publikum jede neue Gabe des Dichters begrüßte, gerechtfertigt wurde. Aber diese Hoffnungen wurden durch Schillers Gesundheitszustand ernstlich bedroht. Im August 1790 begannen sich bei Schiller, sei es nun infolge von Überarbeitung oder aus andern Gründen, die ersten Symptome jener langen Krankheit zu zeigen, die mehr als einmal sein Leben zu verkürzen drohte. Seine Frau schrieb in seiner Vertretung an

*) Schillers Briefe (Jonas) III, 64.
**) Ebendas. III, 78 f.

Göſchen, um den Aufſchub in der Zuſendung des Manuſcripts zum „Dreißigjährigen Krieg“ zu erklären.

„Mein Mann trägt mir auf Ihnen (!) zu beruhigen wegen dem Ausbleiben der Manuſcripte dieſe Woche, eine Unpäßlichkeit, die noch dauert, verhinderte ihn am Arbeiten; er läßt Ihnen aber Sagen daß künftige Woche alles verſäumte eingeholt werden ſoll, weil er nicht leſen will, um dieſe Arbeit ungeſtört vollenden zu können. Wollen Sie mich der Frau Gemahlin unbekannterweiſe empfehlen, ſo werden Sie mich ſehr verbinden. Mein Mann empfiehlt ſich Ihnen aufs beſte und Sie erlauben mir, Ihnen meine Ergebenheit verſichern zu dürfen.

Lotte Schiller, née von Lengefeld.“ *)

Der Dichter ſelbſt ſchrieb um dieſelbe Zeit: „. . . Tauſend gute Wünſche zur bevorſtehenden Meſſe. Ich würde Gebete für Sie und Ihre Unternehmung zum Himmel ſchicken, wenn ich mit dem Himmel auf dieſem Fuß ſtünde . . .“ **) und in einem ſpätern Brief bittet er den Verleger, wegen der Fortſetzung des „Dreißigjährigen Krieges“ ſich keine Sorge zu machen. In Zukunft würde er weniger zerſtreut ſein als in dieſem ſeinem Hochzeitsjahr. In der Tat aber war gerade in dieſem Jahre Schiller ungewöhnlich pünktlich geweſen, und die fortwährenden Klagen über Geldmangel fehlen. Sie ſollten ſich aber bald wieder einſtellen.

Endlich waren die Vorbereitungen zum Kalender vollendet, und Schiller war über die Ausſtattung hocherfreut. Seine ungewöhnliche Befriedigung mit allem und ſeine herzliche Dankbarkeit für das von Göſchen gezahlte Honorar finden einen betreffenden Ausdruck in einem Briefe vom 27. Oktober 1790.

„Schönen freundlichen Dank für die überſchickten Calender, die gar brillant ausgefallen ſind. Mein Exemplar haben

*) Geſchäftsbriefe Schillers, S. 67.
**) Briefe Schillers (Jonas) III, 98.

Sie mir in einem ſo ſchönen geſchmackvollen Gewand geſchickt, daß ich mir ordentlich ſelbſt darin gefalle. Ich werde auch dieß Exemplar nicht aus der Hand geben und es immer als ein Andenken meines Freundes werth halten. Ich kann Ihnen nicht ſagen, Lieber, wie voll ungeduldiger Erwartung ich bin, von dem Succes unſers Calenders zu hören; erwartungsvoller, als über den Ausſchlag einer Bataille. Sie haben einen großen gewagten Wurf gethan und Ihr Muth iſt es allein ſchon werth, daß Sie tauſende gewinnen. Und erſt wenn Sie einige 1000 Thlr. gewonnen haben, denken Sie an mich. Sie haben mich nicht bezahlt, ſondern belohnt und die Wünſche auch des ungenügſamſten Autors übertroffen. In einigen Wochen, liebſter Freund, iſt die Meſſe ganz vorüber und dann zähle ich darauf, Sie bey mir zu ſehen. Auch meine Frau wünſcht ſehr, Sie länger zu genießen. Sie logieren bey uns und dann plaudern wir, bis der Morgen graut; Ich habe Ihnen ſo manche Ideen mitzutheilen, die Sie nicht abweiſen werden. Adieu, liebſter Freund. Viele Grüße von uns beiden an Ihre liebe Frau.

Ewig der Ihrige

Schiller.“*)

Die Kühnheit der Göſchenſchen Unternehmung beſtand in der Größe der Auflage. Schiller ſchrieb an ſeinen Vater, daß der Druck, die Kupfer, die Einbände und das Honorar Göſchen 4500 Taler koſten würden, daß dieſer aber auf einen Abſatz von 7000 Exemplaren und mehr rechnete. Auch an Körner ſchrieb er im Tone ängſtlicher Beſorgnis um den Verleger:

„. . . Der Himmel gebe nun, daß Göſchen Urſache habe, zufrieden zu ſeyn, da er gegen 6000 Exemplare abſetzen muß, um die Unkoſten bezahlt zu haben. Mir iſt es nur lieb, daß er mich einſtweilen in ſeinem eignen und fremden Namen

*) Schillers Briefe (Jonas) III, 112.

versichert, daß meine Arbeit seine Hoffnungen befriedigt habe . . ."*)

Es ist erfreulich, zu bemerken, wie herzlich Schiller seinem freigebigen Zahlmeister entgegenkam, dessen unternehmende und fähige Geschäftsleitung soviel zu dem Erfolge beigetragen hatte, und mit welch freundschaftlicher Sorge er auf die Nachricht wartete, daß der Verleger seinen Vorteil nicht eingebüßt habe. Etwas später, am 5. November 1790, schrieb er an diesen:

„Auf kommenden Mittwoch, liebster Freund, fällt mein Geburtstag, den Sie mit mir in meinen Zimmern zu feyern versprochen. Ich lege Ihnen Ihr Versprechung ans Herz, meine Frau vereinigt ihre Bitte mit der meinigen, kommen Sie wenn es irgend Ihre Geschäfte erlauben. Champagner soll fließen und mitunter soll auch ein gescheides Wort gesprochen werden. Sie logieren bey mir, brauchen sich, wenn Sie es nicht gern wollen, mit keinen weitern Besuch zu behelligen, und Hufeland kann ich bitten, wenn Sie die Litteraturzeitung sprechen wollten. Noch einmal, suchen Sies möglich zu machen. Der Herzog von Weimar schreibt mir auf meinen Calender sehr viel verbindliches. Er hat an den Herzog von Braunschweig ein Exemplar geschickt. Man spricht mir davon vor, daß ich die Geschichte des 30jährigen Krieges ausführlicher behandeln und das Weimarische Archiv dabey nützen solle . . . Ich bin ungeduldig zu hören, wie Sie mit dem bisherigen Debit zufrieden sind. Reißen Sie mich aus meiner Ungeduld, wie es Ihnen geht, schreiben Sie, kommen Sie, adieu. Ihre Frau grüßen Sie recht schön von uns beiden.

Ewig der Ihrige

Schiller."**)

Des Herzogs Brief sprach von dem Kalender als von einem „schönen und bemerkenswerten Werk", und Schiller

*) Briefe Schillers (Jonas) III, 109.

**) Schillers Briefe (Jonas) II, 115 f.

würdigte das Kompliment des Fürsten in hohem Grade, denn er erwähnt es auch in einem Schreiben an Körner fast mit denselben Worten und fügt hinzu:

„Ich höre schon viel Schönes darüber. Kaum weiß ich, wie ich so wohlfeil zu dieser Ehre komme. Der Kalender, denke ich, soll Göschen doch nicht liegen bleiben. Man sagt mir von allen Orten her, daß die andern historischen Kalender im Äußerlichen gar sehr zurück seien, und im Innerlichen, hoffe ich, ist keine Concurrenz. Göthe gefielen die Kupfer dazu sehr . . ." *)

Was die Größe des Absatzes betrifft, so hatte sich der Dichter nicht getäuscht. Wie er seinem Vater mitteilte, wurden 7000 Exemplare des Kalenders verkauft, eine größere Anzahl als irgend ein andres literarisches Produkt seit vielen Jahren erreicht habe. Und nicht nur in Deutschland war der Erfolg ein großer gewesen. Schiller konnte sich rühmen, daß er auch in fremden Ländern seinem Gönner, dem Herzog, keine Schande gemacht habe.

Der große Eindruck, den er mit seinem „Dreißigjährigen Kriege" gemacht, ermutigte ihn zu einem Plane, der bereits seit geraumer Zeit seine Gedanken in Anspruch genommen hatte, nämlich einen deutschen „Plutarch" zu schreiben. Schon hatte die finanzielle Seite des Projektes in seiner Berechnung eine ganz bestimmte Form angenommen. Das für den „Dreißigjährigen Krieg" bezahlte Honorar rechtfertigte hohe Erwartungen, und er drückte sich in einem Brief an Körner etwas von oben herab darüber aus, indem er schrieb:

„Göschen hat alle mögliche Hoffnung auf einen ungewöhnlichen Abgang zu rechnen, weil das Werk für beide, den Gelehrten und die Lesewelt, für die Frauenzimmer und die Jugend wichtig wird. Ich fordere von ihm drei Louisd'or, daß ich etwa 700 rthlr. davon ziehe. Wenn er zwey tausend verkauft, so bleibt ihm immer ein Profit von acht-

*) Schillers Briefe (Jonas) III, 114.

hundert Thalern. Um einen wohlfeileren Preis arbeite ich es nicht aus oder nehme einen andern Buchhändler . . ." *)

Die letzten Worte erscheinen ein wenig undankbar, wenn man sie mit den mehr als anerkennenden, enthusiastischen Ausdrücken vergleicht, die ihm die Behandlung seitens meines Großvaters erst vor wenigen Wochen entlockt hatte. Augenscheinlich hatte der allgemeine Beifall, mit dem man ihn überschüttete, ein Gefühl triumphierender Autorschaft in ihm wachgerufen, das den gesamten literarischen Markt zu beherrschen wähnte; ein Gefühl, verschieden von demjenigen, das ihm seinen warmen Brief der Dankbarkeit und der Kameradschaft diktiert hatte, worin er Göschen einlud, bei ihm zu wohnen, seinen Champagner zu trinken und mit ihm zu plaudern bis der Morgen graute. In seiner Antwort auf Schillers Brief drückte Körner seine Überzeugung aus, daß nur die Furcht vor dem Nachdruck ein Zaudern von seiten Göschens erklären könne, sowie daß es dem Dichter leicht gelingen werde, eine Verständigung mit ihm zu erzielen; schlimmstenfalls könne ebenso leicht ein andrer Verleger gefunden werden.

Leider wurde die Frist hoffnungsfreudiger Tätigkeit, die der Dichter um diese Zeit erträumt hatte, fast unmittelbar danach unterbrochen. Gerade in dem Augenblick, als das Morgenrot des Glückes seinen Horizont mit so rosigen Farben malte, und als sein früheres Selbstvertrauen durch die immer wachsende Liebe und Bewunderung und Gunst des Publikums gerechtfertigt zu sein schien, wurde Schiller wiederum von einer Krankheit erfaßt, die ihre Spuren für den Rest seines allzukurzen Lebens bei ihm zurückließ.

Der folgende Brief an Göschen wurde am 12. Januar 1791 nach dem ersten Anfall geschrieben.

„Eine Reise, die ich während der Weihnachtsferien nach Erfurt gemacht habe und ein Catarrhfieber, das mich dort

*) Ebendas. III, 118.

befiel und einige Tage bettlägerig gemacht hat, iſt Schuld, liebſter Freund, daß Sie meinen und meiner Lotte Dank für Ihr ſchönes Geſchenk erſt ſo ſpät erhalten. Eine unbeſchreibliche Freude haben Sie meiner Frau und mir damit gemacht; meine Lotte iſt voll Ungeduld, es Ihnen mündlich zu ſagen. Der Termin iſt jetzt um, liebſter Freund, und Sie können alle Tage kommen. Mich verlangt ſehnlich, Sie zu ſehen. Vielleicht geht's bey dieſem gelinden Wetter an, daß ihre Jette mitkommt. Eine Zerſtreuung ſind Sie Sich ſchuldig. Schieben Sie es nicht länger hinaus. Ich ſchreibe nichts von Geſchäften, weil ich darauf zähle, Ihnen mit nächſtem Alles mündlich ſagen zu können . .“ *)

Kaum war die Tinte dieſes heitern und freundlichen Briefes trocken, ſo wurde Schiller durch einen erneuten und ernſteren Krankheitsanfall niedergeworfen. Mehr als vierzehn Tage war er gefährlich krank und ſchwebte eine Zeitlang zwiſchen Leben und Sterben. Auch die Geldſorgen ſtellten ſich wieder ein und müſſen das trübe Dunkel der langen, ſchmerzensvollen Stunden, während welcher er mit ſeiner Krankheit rang, noch vertieft haben. Sobald er wieder eine Feder halten konnte, war er gezwungen, um Geld zu bitten.

„Sie waren vorige Oſtern ſo gütig, liebſter Freund“, ſchrieb er am 28. Januar 1791, „mir auf den hiſtoriſchen Calender Vorſchuß zu thun. Werden Sie dieſes Jahr die nehmliche Gefälligkeit für mich haben? Im Vertrauen auf Ihre Güte habe ich einen Wechſel von 60 Stück Louisd'or auf Sie gezogen, den man Ihnen dieſer Tage präſentiren wird . . Seyen Sie ſo gütig, ihn zu acceptiren und nehmen mir meine Freyheit nicht übel . .

Für heute ſonſt nichts, liebſter Freund. Das ſind nach 17 Tagen die erſten Zeilen von meiner Hand, denn erſt langſam fange ich an, mich von einer hitzigen Bruſtkrankheit

*) Schillers Briefe, III, 129 f.

zu erhohlen, die mich dem Tode nahe geführt hat. Am nächsten Posttag hoffe ich Ihnen das weitere schreiben zu können. Leben Sie recht wohl.

Ewig Ihr

Schiller." *)

Schon während der Anfälle der schrecklichen Brustkrankheit, die schließlich seinem Leben ein Ende machte, bewies Schiller außerordentliche Energie und Geistesstärke im Kampfe wider das Mißgeschick, das ihn heimsuchte. Bei aller seiner außerordentlichen Empfindlichkeit, bei allem seinem Idealismus und seiner Romantik war doch seine Seele die eines Helden, und seine glänzenden Geisteskräfte wurden durch die Feuerprobe fortdauernden körperlichen Leidens nur geläutert.

Eine gewisse Abneigung gegen schriftliche Arbeiten ist indessen noch eine Zeitlang zu spüren. Die Arbeit für den Kalender nahm seine Gedanken, wie wir sahen, vor allem in Anspruch; ferner besprach er in seinen Briefen an Göschen eine Revision des „Carlos" zum Zweck einer neuen Auflage, so wie geplante Zusätze zum „Geisterseher". Aber mit wenigen Ausnahmen waren dies, abgesehen von den Körnerschen und einigen wenigen Familienbriefen, die einzigen Briefe, die er viele Monate hindurch schrieb.

Im Mai warf ihn ein dritter fürchterlicher Krankheitsanfall nieder, dessen medizinische Einzelheiten er meinem Großvater auf das genaueste beschrieb. Er hatte geglaubt, seine letzte Stunde sei gekommen; aber zur Zeit als er schrieb, konnte er die Hoffnung aussprechen, seine Gesundheit würde allmählich wiederhergestellt werden. „Für unsern Calender", meinte er, „sind solche Zufälle freilich nicht günstig". Gegen Ende des Briefes kommt er auf die finanzielle Frage zurück, und zwar in Worten, die den Verleger wie den liebenden Freund erfreut haben müssen:

*) Ebendas. III, 130 f.

„Aus der Rechnung, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe mitſchickten, habe ich neuerdings erſehen, liebſter Freund, wie große Verbindlichkeit ich Ihnen ſchuldig bin, und wie ſehr Ihre Güte mir zur Pflicht macht, was mich mein eigenes Herz ohne jeden andern Antrieb lehren würde. Rechnen Sie alſo darauf, theuerſter Freund, daß ich Alles thun werde, was in meinem Vermögen ſteht, mein Glück mit Ihrem Beßten immer zu vereinigen, und mir beides als unzertrennlich zu denken . .“ *)

Aufrichtigkeit und Freundſchaft ließ ſich in dieſen köſtlichen Worten vernehmen, und gewiß bewahrte ſie Göſchen mit freudiger Genugtuung in ſeiner Erinnerung.

Unterdeſſen war Körner, der Getreue, ängſtlich beſorgt um Schillers Wohl und verſuchte drohende finanzielle Schwierigkeiten abzuwenden. Er fragte bei Göſchen an, auf eine wie große Barſumme Schiller bei ihm rechnen könne, und die Antwort fiel ſo beruhigend aus, daß er dem Dichter ſchreiben konnte:

„Göſchen hat mich über Deine ökonomiſchen Verhältniſſe ſehr beruhigt. Er geſteht, daß er durch Deine Arbeiten das meiſte Glück gemacht hat, und es iſt ſein völliger Ernſt, daß Du jährlich über 1000 Thaler bei ihm disponiren kannſt. Auf meine Verantwortung kannſt Du ohne Bedenken von dieſem Anerbieten Gebrauch machen, auch wenn Du in dieſem Jahre nicht zwei volle Bändchen liefern könnteſt. Du bringſt ihm das reichlich wieder ein. Dein Kalender hat beſonders gewaltiges Glück gemacht und nach Carlos und der Thalia vermehrt ſich die Nachfrage.“ **)

Wenn aber der Verleger den Dichter mit Geldmitteln unterſtützen ſollte, ſo wurde die Lieferung weiteren Manuſkriptes zum „Dreißigjährigen Kriege“ immer dringender, denn der Kalender mußte notwendigerweiſe zur Michaelismeſſe fertig

*) Schillers Briefe (Jonas) III, 145.

**) Schillers Briefwechſel mit Körner, I, 413.

ſein. Als nun nichtsdeſtoweniger Monate vergingen, ohne daß neues Material eintraf, wurde Göſchen beſorgt. Indeſſen war auch Schiller begierig, ſeinem Freunde keine Verlegenheiten zu bereiten, und er bediente ſich der Feder ſeiner Frau, um ihn zu beruhigen. Wie es ſcheint, hatte Wieland an den Dichter geſchrieben und die Hoffnung ausgeſprochen, daß ſich Mittel und Wege finden würden, ihm die Arbeit am Kalender dadurch abzunehmen, daß man ſich anderer Mitarbeiter verſicherte. Frau Schiller ſchrieb:

„Schiller wünſcht, daß ich Ihnen, werther Freund, dieſen Brief mittheilen ſoll. Schon mehrere ſeiner Freunde äußerten den Wunſch, den auch Wieland hat. Und nun, da es ſich mit ſeiner Krankheit nicht ſo ſchnell ändern will, als er hofft und als wir alle es ſo herzlich wünſchen; da ſie ſo hartnäckig zu ſeyn ſcheint, und wenn er zuweilen ganz frey davon iſt, die Zufälle ſo ſchnell wiederkommen, ſo glaubt er nicht, daß es wahrſcheinlich iſt, daß er ſo viel von der Geſchichte des 30jährigen Krieges wird vollenden können, als er ſich vorgenommen hatte. Er wollte Ihnen daher nur dieſen Vorſchlag thun und Ihnen dieſe Idee Wielands mittheilen. Er glaubt gewiß, daß Wieland ſich gern dazu verſtehen würde, einen Aufſatz dazu zu geben und auch eine Vorrede zu machen, die das Publicum zufrieden ſtellen ſollte ... Sie wären (ſo) auf alle Fälle geſichert. Er bittet Sie mit der erſten Poſt wieder um Antwort, weil er alsdann Wieland darum erſuchen will, der es gewiß thut ... Theurer Freund, ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie weh es mir ums Herz iſt, wenn ich meinen geliebten Schiller ſo leiden ſehe ... Sie wiſſen ja, was es iſt, Menſchen, die man liebt, leiden zu ſehen. Nun leben Sie wohl, werther Freund, und empfangen Sie von Schiller die beſten herzlichſten Grüße.

Charlotte Schiller.“*)

*) „Grenzboten“ 1870, II, 377 f.

Wieland war über den Vorschlag einigermaßen betroffen. Er stimmte ganz damit überein, daß Schiller geschont werden müsse, aber selbst zu helfen, konnte er nicht versprechen. In dem Sinne schrieb er am 20. Juni an Göschen:

„Es ist zur Erhaltung unseres Schillers schlechterdings nothwendig, daß er wenigstens ein halb Jahr von aller Arbeit und Anstrengung des Geistes sich enthalte. In dieser Überzeugung hatte ich mir vorgesetzt, Ihnen mit ehestem über diese Sache zu schreiben und Ihnen vorzuschlagen, daß Sie den Kalender pro 1792 von irgend einem oder mehreren Beaux-Esprits von Ihrer Bekanntschaft, es sey womit es wolle, ausfüllen lassen, und dem Publicum, welchem gewiß an Schillers Leben unendlich mehr gelegen ist, als an der bälderen oder spätern Vollendung des 30jährigen Krieges, die wahre Ursache, warum Schiller diesmal nicht Wort halten konnte, sagen möchten. Aber daß Madame Schiller oder Sie darauf fallen würden, daß ich der Heilige seyn könnte, der Ihnen aus dieser Noth helfen sollte, das fiel mir nicht ein. Bedürfte es indessen nichts dazu als des guten Willens, so sollten Sie demungeachtet keine Fehlbitte thun. Aber, mein lieber Freund, was Sie von mir verlangen, ist mir aus mehreren wichtigen Ursachen ganz unmöglich. Ich kann mich jetzt nicht darüber explizíren; genug, ich würde Ihnen versprechen, was ich nicht halten könnte, wenn ich Ihren Auftrag übernehmen wollte . . .“*)

Göschen konnte Wielands Darlegung nicht bestreiten. Doch erwies sich der letztere nicht ganz unerbittlich. Er hoffte, der Verleger würde Mittel und Wege finden, die durch den bedenklichen Gesundheitszustand Schillers, — „unsres geliebten Schillers, den niemand ersetzen kann“, — notwendigerweise im Kalender entstandene Lücke in passenderer Weise auszufüllen, als er, Wieland, es, wenn es sein müßte, zu tun imstande sei. „Denn ehe ich zugäbe, daß Sie einen so schweren

*) Gruber, Leben Wielands, IV, 225 f.

Verluſt erlitten, würde ich das Mögliche und Unmögliche verſuchen mit Aufopferung meiner ſchriftſtelleriſchen Reputazion.“ Dies war ein großmütiges Anerbieten ſeitens eines ſo ſenſitiven Mannes wie Wieland, deſſen Widerſtreben, für den Kalender zu ſchreiben, augenſcheinlich nicht nur in der Arbeitslaſt, ſondern in der Furcht ſeinen Grund hatte, eine unerwünſchte Veranlaſſung zu Vergleichen zu geben zwiſchen ihm und Schiller auf hiſtoriſchem Gebiete.

Glücklicherweiſe gelang es Schiller und Göſchen, in ihren alten Kameraden Körner und Huber einen Erſatz zu finden. Beide ſteuerten Aufſätze bei. Außerdem hoffte Schiller ſelbſt, der nach und nach die Wiederkehr ſeiner Kräfte ſpürte, wenigſtens einen Teil ſeiner Arbeit vollenden zu können. Am 30. Juni 1791 ſchrieb ſeine Frau aus Rudolſtadt an Göſchen:

„Ich ſoll Ihnen, theurer Freund den Empfang Ihres heutigen Briefes mit vielen herzlichen Grüßen von Schiller melden. Er bittet Sie noch bis nächſten Poſttag oder noch einen zu gedulden, ehe Sie etwas wegen dem Kalender entſcheiden. Ich habe Montag an Wieland ſchreiben müſſen und ihn in Schillers Namen gebeten, einen Aufſatz zu geben. Da will alſo Schiller gern Wielands Antwort erſt abwarten, und Sie ſollen alsdann ſogleich Nachricht haben. Vielleicht hat ſich Wieland eines andern beſonnen. Ich ſoll Sie recht ſehr bitten, Sich nicht in Unterhandlungen wegen der Aufſätze einzulaſſen, zum wenigſten nichts feſt zu beſtimmen, bis Schillers nächſter Brief ankommt. Übrigens ſollten Sie ja ruhig ſeyn, lieber Freund, es würde gewiß ſo gehen, daß Sie keinen Schaden haben ſollten. Vorige Woche war Hofrath Starke (Schillers Arzt) hier, der giebt uns angenehme Ausſichten für die Zukunft und hat Schiller vorgeſchlagen, ins Karlsbad zu gehen . . . In 12—14 Tagen hoffen wir nach Karlsbad zu kommen und freuen uns herzlich Sie da zu finden. Hoffentlich iſt die liebe Frau Gemahlin auch mit Ihnen und es wird mir die Freude ihre Bekanntſchaft zu

machen. Tauſend herzliche Grüße von Schiller und von mir die Verſicherung meiner wahren Achtung und Ergebenheit.

Charlotte Schiller, geb. v. L.“ *)

Der Dichter ſelbſt ſchrieb ein paar Tage ſpäter und muß den Verleger durch die Ausſicht wenigſtens auf ein gewiſſes Quantum eigener Arbeit höchlichſt befriedigt haben.

„Ich habe nunmehr reiflich bey mir überlegt“, heißt es in dem Briefe, „wie es mit dem Kalender für dieſes Jahr anzufangen ſeyn möchte, meine Geſundheit iſt noch immer ſo ungewiß, daß ich für zwey ganze Monate mir nichts beſtimmtes von Arbeit vorſchreiben und verſprechen kann. Gegenwärtig bin ich nicht einmal ſo weit, ein Buch oder nur einen Brief zu leſen, vielweniger zu ſchreiben. Vielleicht ſtellt mich das Karlsbad, wohin ich in ſechs Tagen reiſe früher wieder her, als ich jetzt hoffen kann; aber auch dann machen es mir meine Ärzte zur Pflicht, mich noch eine Zeitlang der Arbeit völlig zu enthalten. Aber von September an bis in die Mitte des November werde ich Ihnen unfehlbar zehn oder zwölf Bogen von der Fortſetzung des dreißigjährigen Krieges liefern können . . .“ **)

Die hier ausgeſprochene Abſicht, nach Karlsbad zu reiſen, fand den Verleger in ähnlicher Lage. Auch er wollte ſich dort einer Kur unterziehen. Jette und Marianne, ſeine Schwägerin, begleiteten ihn. In Karlsbad ſahen die Freunde natürlich viel voneinander, und die Freude meines Großvaters, der mit ſo inniger und liebevoller Bewunderung zu dem Dichter aufblickte, über dies Zuſammenſein kann man ſich wohl denken. Er eilte, Wieland Nachricht zukommen zu laſſen:

„Schiller iſt ſeit vier Tagen hier“, ſchrieb er ihm, „und trinkt ſeit zwei Tagen das hieſige Waſſer. Sein Arzt, welcher

*) „Grenzboten“ 1870, II, 378 f.

**) Schillers Briefe (Jonas) III, 151.

auch der meinige ist, hat große Hoffnung zu seiner Erhaltung. Die Reise hat ihn wenig fatiguirt und er ist heute sehr wohl.

Gestern hat er den Plan zum Calender so bestimmt, daß er geschont wird auf acht Wochen, daß wir keiner fremden Hülfe gebrauchen. Nur um eins bitten wir beyde Sie; um eine Vorrede, worin Sie der Welt sagen, daß eine gefährliche Krankheit Schillern abgehalten habe, mehr als einige Bogen zu geben. Wollen Sie über den Nutzen der Geschichte und über den Character eines guten Schriftstellers etwas hinzufügen, so daß es ein oder zwey Bogen wird, so würden Sie uns unendlich verbinden." *)

Wieland war natürlich über die frohe Aussicht auf Schillers Genesung hoch erfreut. Er antwortete:

„Die Vorrede zum historischen Kalender, welche Sie von der meinigen erwarten, ist das Wenigste, was ich thun kann, Ihnen und unserm Schiller die Aufrichtigkeit meines Verlangens Ihnen zu etwas gut zu seyn, zu beweisen." **)

Diesen Brief erhielt Göschen im Beisein Schillers. Er antwortete:

„Eben trat der Bote mit Ihrem Brief und Schiller zugleich in meine Stube. Sie hätten die Freude sehen sollen, welche Schillern Ihre Liebe verursachte. Ein Strahl von Feuer, welches so lange erloschen war, glänzte aus seinen Augen . . .

Wenn Sie es als ganz gewiß annehmen — alle Ärzte behaupten es und die Erfahrung hat es bestätigt — daß ein Schwindsüchtiger oder Brustkranker nicht drei Tage den Sprudel trinken kann, so ist die Erfahrung, daß Schiller 18 Becher täglich ohne den mindesten übeln Erfolg seit 18 Tagen täglich trinkt, allein hinlänglich alle seine Freunde mit der schönsten Hoffnung zu beglücken. Das ist aber nicht alles. Er kam so schwach hieher, daß er eine kleine Anhöhe nicht

*) Gruber, Wielands Leben, IV, 228.
**) „Akad. Blätter", I, 70 f.

erſteigen konnte. Geſtern habe ich ihn ſchon über einen ſehr beſchwehrlichen Berg geführt und heute hat er ziemlich ſchnell gelauffen, ohne daß er darauf Acht gab.“ *)

Nachdem die ganze Geſellſchaft Karlsbad verlaſſen, ſchrieb Schiller ſelbſt ſehr freundlich an Göſchen:

„Herzlichen Dank, liebſter Freund, für die Nachricht, die Sie uns von Ihrer glücklichen Ankunft geben. Möchten nun die vielen Opfer, die Sie Ihrer Geſundheit gebracht haben, von erwünſchter Wirkung ſeyn. Ich trage Ihr Wohlbefinden auf dem Herzen wie meines Bruders, und ich weiß, daß auch das meinige Ihnen nahe geht. Mit meiner Geſundheit bin ich im Ganzen wohl zufrieden. Die Beklemmungen, ob ſie gleich keinen Tag ganz ausbleiben, ſind minder heftig und halten weniger lang an. Der Unterleib hält ſich auch gut und der Geiſt iſt heiter. Aber mit der Arbeit will es jetzt noch nicht recht fort, denn kein Gedanke will mir feſthalten. Allgemach ſuche ich mich indeſſen wieder mit der Materie zum dreißigjährigen Kriege vertraut zu machen und hoffe, daß Sie nicht über zehn Tage auf die erſten Blätter warten ſollen . . .“

Es war natürlich, daß auch diesmal die Bitte um Geld nicht fehlte. Daher die Fortſetzung:

„Schreiben Sie mir, lieber Freund, ob es Ihnen möglich iſt, mir nach Michaelis 500 Thaler zu ſchicken oder zu aſſigniren. Soviel habe ich nach gehaltner Berechnung nöthig, mich leidlich zu arrangiren. Ich weiß wohl, daß mir von dem diesjährigen Calenderhonorar kaum die Hälfte gebührt, und daß ich durch dieſe vielen Vorſchüſſe ſehr tief bei Ihnen in die Kreide komme, aber Sie erlaubten mir, mich ohne Umſtände an Sie zu wenden und Sie werden mirs ebenſo aufrichtig ſagen, wenn dieſe Summe Ihnen zu groß iſt. Vielleicht helfen mir der neue Carlos, der Geiſterſeher und die neuen Thalias, doch vor Oſtern mit Ihnen quitt zu werden . . .“ **)

*) „Akad. Blätter“, I, 71.

**) Schillers Briefe (Jonas) III, 153 f.

Unterdeſſen wurde ihm trotz der erfreulichen beſſeren Geſundheitsberichte die Arbeit immer noch ſchwer.

„Ich habe Sie lange warten laſſen", ſchrieb er in etwas beſorgtem Ton an ſeinen Verleger, „aber ich kann Ihnen gar nicht ſagen, liebſter Freund, wie ſchwer mir eine zuſammenhängende Arbeit geworden iſt. Gegen dieſe 10 oder 12 Blatt und die 10, die ich Ihnen noch liefere, iſt der vorige Calender ein Kinderſpiel geweſen . . . Schreiben Sie mir doch, wie's mit Wieland, Körnern und Huber iſt und ob dieſe die Setzer in Arbeit geſetzt haben . . ."*)

Das hatten die Freunde auch wirklich getan, und ſie ſchickten nach kurzer Zeit ihre Beiträge. Schiller war zwar nicht imſtande geweſen, die Erzählung zu beendigen, aber er hatte genug geſchrieben, um ungefähr ſieben Bogen zu füllen. Wie er meinem Großvater vorgeſchlagen, brach er bei einem intereſſanten Momente ab: er hatte Guſtav Adolf bis an den Lechſtrom begleitet. Wieland ſandte ebenfalls ſeinen Beitrag. Aber Göſchen ſelbſt mußte mit einem kleinen Aufſatz den Reſt des Heftes ausfüllen. Da die hergeſtellten Kupfer einer Zeit angehörten, die Schiller in ſeiner Darſtellung noch nicht erreicht hatte, las der Verleger „bei der Nacht ganze Folios durch" und verfaßte eine zuſammenhängende Geſchichte zur Erklärung der Bilder.

Auf dieſe Weiſe wurde der Kalender für das Jahr 1792, die Urſache ſo langer Sorgen, endlich fertig geſtellt. Damit hatte Schiller nun allerdings meines Großvaters Befürchtungen beſchwichtigt, aber ſeine übrigen Rückſtände vermochte er nicht zu bewältigen. Göſchen war glücklich genug geweſen, in erſter Linie bedacht worden zu ſein; dagegen hatte Cruſius ſich über die Vernachläſſigung der „Geſchichte des Abfalls der Niederlande" beklagt. Er preßte ſeinem Autor folgendes Entſchuldigungsſchreiben aus:

„Endlich nach langer Zeit kann ich wieder die Feder zur Hand nehmen und auf Erfüllung meiner Zuſagen denken.

*) Ebendaſ. III, 156. D. 22ten Sept. 1791.

UMSCHLAG DER *THALIA*.

Wie ſchwer ich ſeit neun Monaten krank geweſen, wiſſen Sie ohne Zweifel ſchon längſt, und auch, daß ich mehr als einmal dem Tode nahe war. Dies machte einen Stillſtand in allen meinen Geſchäften, auch für den 30jährigen Krieg, der in dem hiſtor. Kalender 1792 enthalten ſein wird, konnte ich nur die wenigen Bogen geben, welche größtentheils ſchon vor meiner Krankheit ausgearbeitet waren. Sie thaten mir Unrecht, mein wertheſter Freund, wenn Sie glaubten, daß ich Sie einem andern nachgeſetzt, und durch Übernehmung des hiſtor. Kalenders die Niederl. Geſchichte zurückgeſetzt habe. Ein anderes iſt eine Arbeit für Damen und die Modewelt, ein anderes ein Werk für die Nachwelt. Das letztere wird langſam reif, wenn das erſtere leicht aus der Feder fließt.“

In ſeinem Wunſche, Cruſius zu beruhigen, ward Schiller hier entſchieden ungerecht gegen die Vorzüge des 30jährigen Krieges. Er fügt aber ganz offen noch einen andern, auf das von meinem Großvater zu erhaltende Honorar bezüglichen Grund hinzu, indem er fortfährt:

„Weil ich jetzt noch nicht in den Umſtänden bin, um den Ertrag meiner Schriften gar nicht in Rechnung bringen zu dürfen, ſo werden Sie es nach Ihrer Billigkeit gewiß auch nicht zum Vorwurf machen, daß ich dieſe Zeit über Arbeiten übernahm, die mir gerade viermal theurer bezahlt wurden, und auch bezahlt werden konnten, als mir die Niederl. Geſchichte bezahlt wird, ohne mich mehr, ja auch nur ſo viel Zeit und Mühe zu koſten als dieſe . . .“ *)

An Göſchen ſchrieb Schiller kurz darauf in heiterer Stimmung. Er hatte nicht nur den Kalender im Sinn; auch die vernachläſſigte, unregelmäßige „Thalia“ beſchäftigte ſeine Gedanken aufs neue. Eine neue Serie, die „Neue Thalia“ genannt, ſollte mit dem Januar 1792 beginnen.

„Bald, liebſter Freund, werden die Meßgeſchäfte zu Ende ſein, ſo daß man ein ruhiges Geſpräch mit Ihnen haben kann.

*) Schillers Briefe, III, 160 f.

Mit dem erſten Stück der Neuen Thalia ſollen wir, wie ich gewiß hoffe, vor allen andern Journaliſten Ehre einlegen. Es erſcheint darin das ganze zweite Buch der Aeneide, Die Zerſtörung von Troja, ein für ſich beſtehendes Ganze in 135 Stanzen, die mir mehr Freude machen als manches Original-product, was ich ſonſt gemacht habe. Sie werden Ihre Freude daran erleben. Weil ich aber in dieſe Stanzen ein wenig vernarrt bin, ſo muß ich Sie plagen, daß Sie für einen recht eleganten Druck ſorgen, denn Stanzen müſſen ſo ſchön anzuſehn ſeyn als ſie ſich leſen laſſen. Überhaupt lege ich für unſere neue Thalia eine recht ernſtliche Fürbitte bei Ihnen ein, daß Sie ſie ja recht ſchön ausputzen . . ."

Als Göſchen ihm darauf mitteilte, daß er mehr für das Äußere der „Neuen Thalia" zu tun beabſichtige, war Schiller ganz beſonders erfreut. Der Herausgeber hatte mit allem Ernſte beſchloſſen, daß ſie mit größter Regelmäßigkeit, wenn auch nur alle zwei Monat, während des nächſten Jahres erſcheinen ſolle, und ſo durfte dieſe Zeitſchrift, das erſte literariſche Bindeglied zwiſchen Schiller und Göſchen, durch das ſo viele ſchöne Werke des Dichters dem Publikum übermittelt wurden, wiederum einen hohen Rang unter den literariſchen Erſcheinungen einnehmen, und ſich bei der Leſewelt durch alle Reize, die Verleger und Herausgeber ihr verleihen konnten, beliebt machen. Göſchen tat ſein Beſtes, und als Schiller die Korrekturbogen ſah, erklärte er, das Papier und die Lettern ſeien ſchön, aber mit den Setzern ſei er nicht zufrieden. Kein Dichter hatte je ein ſchärferes Auge als Schiller, wo es ſich um mangelhaften Druck handelte.

Kaum war die Kalenderarbeit für 1792 beſeitigt, ſo begann Schiller Situationen, die ihm als packend und dramatiſch erſchienen waren, zu bildlichen Darſtellungen für den Schluß des „30jährigen Krieges" im Kalender von 1793 vorzuſchlagen. Seine Vorliebe für das Dramatiſche erhellt aus den folgenden Stellen eines Briefes an Göſchen vom 28. November 1791.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Aus dem H[illegible] Calender für Damen, 1793.

Vierzehntes Ka[illegible]

[illegible] dem ersten [illegible] der Neuen [illegible]
gewiß hoffe, [illegible]
Es [illegible] das ganze [illegible]
[illegible] Tropf, ein [illegible]
Stanzen [illegible] mehr Freude [illegible]
produc[illegible] gemacht [illegible]
Freude [illegible] Weil [illegible]
[illegible] ich Sie
[illegible] elegantem [illegible]
[illegible] als [illegible]
[illegible] eine rec[illegible]
[illegible] recht [illegible]
[illegible]
[illegible] Herausg[illegible]
[illegible] größter [illegible]
[illegible] während [illegible]
[illegible] Schiller und [illegible]
[illegible] Dichters dem [illegible]
[illegible] hohen Rang un[illegible]
[illegible] und sich bei [illegible]
[illegible] Verleger und Herausg[illegible]
[illegible] Göschen [illegible]
Schiller [illegible] sah, erklärt
die Letter[illegible] aber mit den Seien[illegible]
[illegible]eden. Kein [illegible] je ein schärfer[illegible]
[illegible] es sich um [illegible] Druck handelte
[illegible] war die Kalenderarbeit für 179[illegible]
[illegible] Schiller Situationen [illegible] ihm als pa[illegible]
[illegible] waren [illegible] Darstell[illegible]
[illegible] 30jährigen Krieg[illegible] Kalender
[illegible] Seine Vorliebe [illegible] Drama
[illegible] Stellen eines [illegible] an [illegible]

BETHLEN GABOR,

FÜRST VON SIEBENBÜRGEN.

Aus dem Historischen Calender für Damen, 1793.

Aus dem Historischen Calender für Damen, 1793.

„Manßfeld giebt noch Stoff zu einem hübschen Stück, so auch Christian von Braunschweig. Jener in der Aktion bei Fleurus gegen die Spanier oder an der ungarischen Grenze, wo er seine Truppen entläßt (siehe Calender 242), Christian, wie er bei Höchst den Mayn passirt (siehe 217). Wallensteins Verschwörung verdiend noch ein Kupfer, besonders da ich sie erst noch bei der dritten Lieferung zu schildern habe. Der Künstler soll den Moment wählen wo die Offiziere aufgefordert werden, das rebelische Papier zu unterschreiben. Wallensteins Ermordung, wenn sie edel vorgestellt wird, und einen Moment vorher, eh man ihm wirklich die Hellebarde in den Leib rennt, verdient ein eigenes Kupfer.

Bethlen Gabor aus Siebenbürgen sollte billich auch sein Kupfer haben. Die Sachsen vor Prag geben gleichfalls auch ein hübsches Blatt. Ein vortreffliches Blatt giebt Ferdinand II. noch als Erzherzog, wie er in Wien belagert wird, wie die Kugeln in sein Zimmer fliegen und ihn ein Rebell beim Wams faßt „wirst du unterschreiben?" pag. 152. Gustavs Übergang über den Lech, den ich mit Interesse beschreiben werde, muß auch ein Kupfer haben. Sein Aufenthalt im Münschen gäb gleich eine gute Situation. Vorzüglich aber empfele ich Ihnen diejenige Situation, wo Ferdinand III. in der Egerischen Gegend im Lager von zwei Schwedischen Reutern beinahe gefangen wird. Die 2 Reuter drangen in aller frühe biß an sein Zelt, stiegen ab, tödteten die Beitrabenden und wollten eben jetzt in des Kaisers Schlafgemach dringen. Er war noch im Schlafrock und kaum gestanden. In dem entscheidenden Augenblick aber wird einer von den Schweden erstochen, der andere gefangen. Dann denke ich, sollten wir auch einmal den Versammlungssaal der Gesanden von Münster oder Osnabrügg vorstellen, und zwar in einem interessanten Moment, etwa bei Abschließung des Friedens und nähmen es dann zum letzten Blatt. Zu Porträts will ich nächstens noch einige ausfindig machen, auch eine Idee zum Titelkupfer ausdenken. Seyen sie ganz unbesorgt, lieber Freund.

Mit Anfang des Jenners nehme ich den 30jährigen Krieg vor und trenne mich nicht mehr davon, biß er fertig iſt.

Unterdeſſen habe ich für die Thalia vorausgearbeitet und ſchon gegen ſieben Bogen an neuen Aufſätzen. Mit Ende Mays bin ich, wenn meine Geſundheit nur ſo erträglich bleibt, wie jetzt, gewiß mit dem Calender fertig und dann iſts ja noch eben recht, ſich über die Reformation zu entſcheiden."*)

Zu keiner Zeit der Göſchen-Schillerſchen Beziehungen findet ſich eine raſtlos angeſtrengterer Eifer auf ſeiten des Dichters, als in dieſer Zeit der Geneſung von ſchwerer Krankheit und der triumphierenden Gewißheit, daß, was er auch hervorbrachte, vom Publikum mit Entzücken begrüßt werden würde und ſeiner Feder würdig ſein ſolle. Kurz darauf ſchrieb er wieder an den Verleger, fleißige Arbeit verſprechend:

„Die 200 Thaler habe ich richtig erhalten, lieber Freund, wofür ich Ihnen beſtens danke. Auch die Bücher ſind angekommen . . . Gleich in acht Tagen gehe ich mit Leib und Seele an die Fortſetzung und höre nimmer auf, biß ich ſchreiben kann: Ende. Mit dem Titelkupfer eilen Sie nicht. Göthe erfindet vielleicht eins . . . Adieu für heute, lieber Freund. Von Herzen wünſche ich Ihnen vergnügte Feiertage und ein wenig Luft von Ihren vielen Geſchäften.

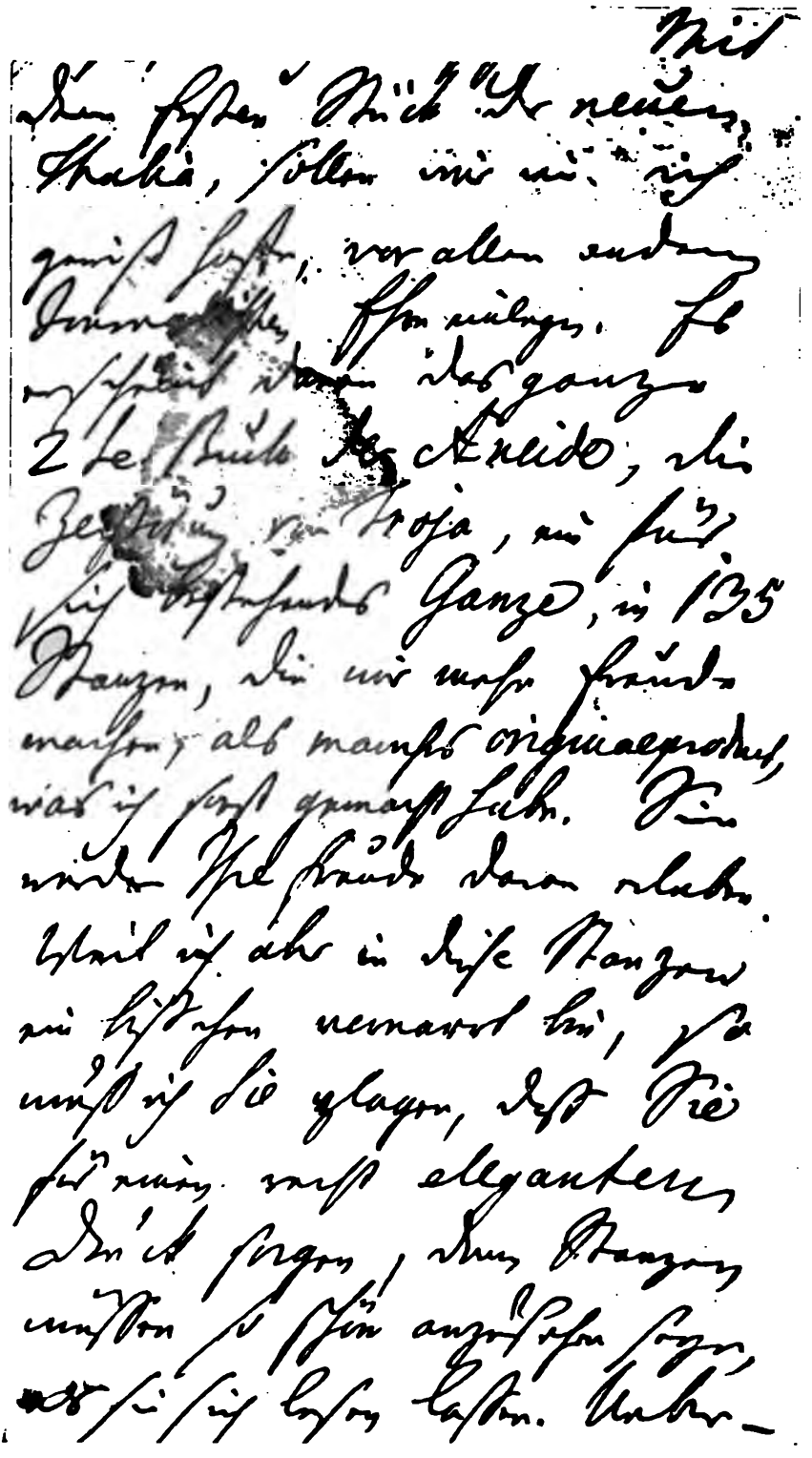
Ganz der Ihrige

Schiller.**)

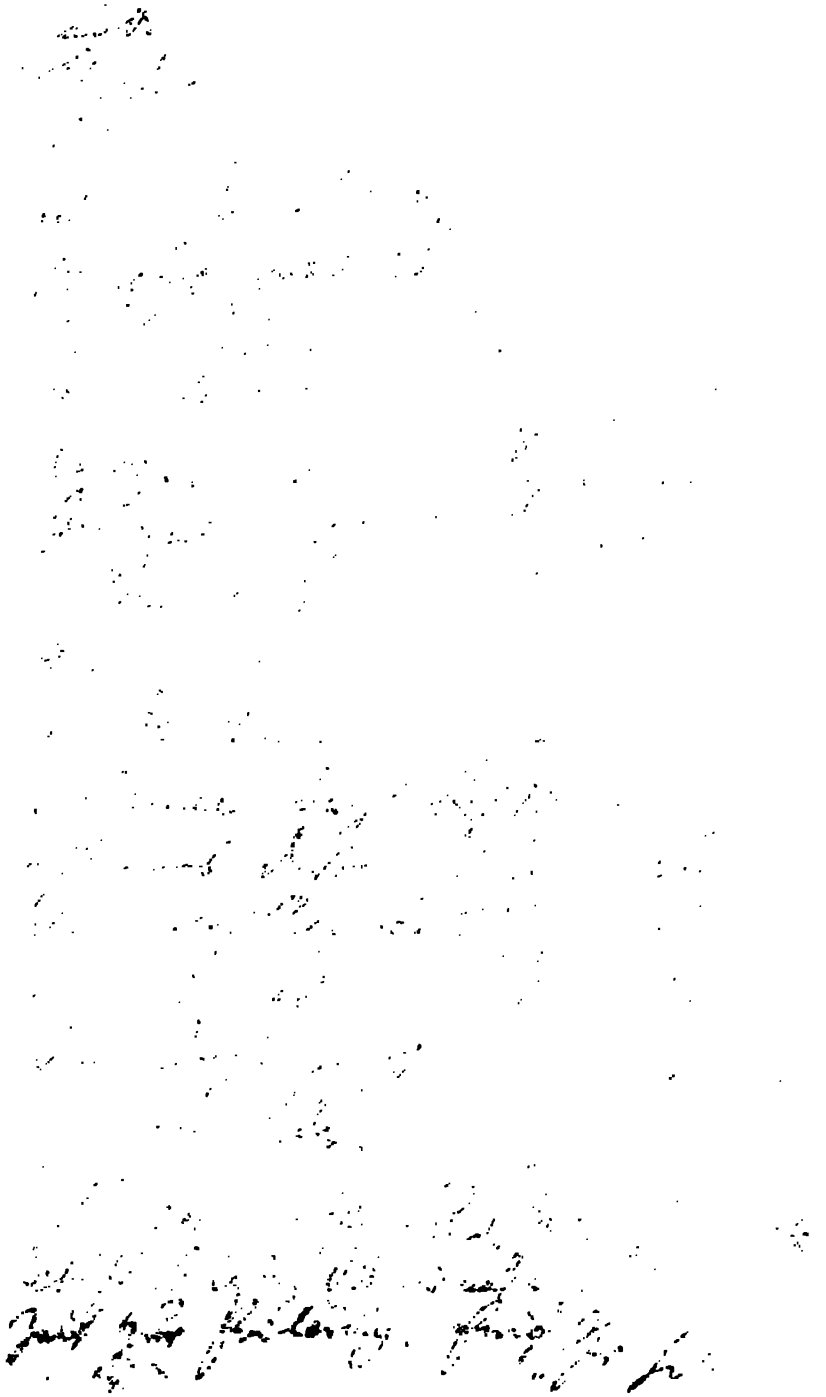
Und nun trat in den letzten Tagen des Jahres 1791, in deſſen Beginn Schiller von ſchrecklicher Krankheit niedergeworfen wurde, und während deſſen Fortgang er ſich die Möglichkeit literariſcher Tätigkeit erſt wieder langſam und doch mit dem ſchließlichen Erfolg hatte erkämpfen müſſen, daß er an ſeinem Ende ſich zur Arbeit friſch fühlte, ein

*) Schillerbriefe III, 171 f.

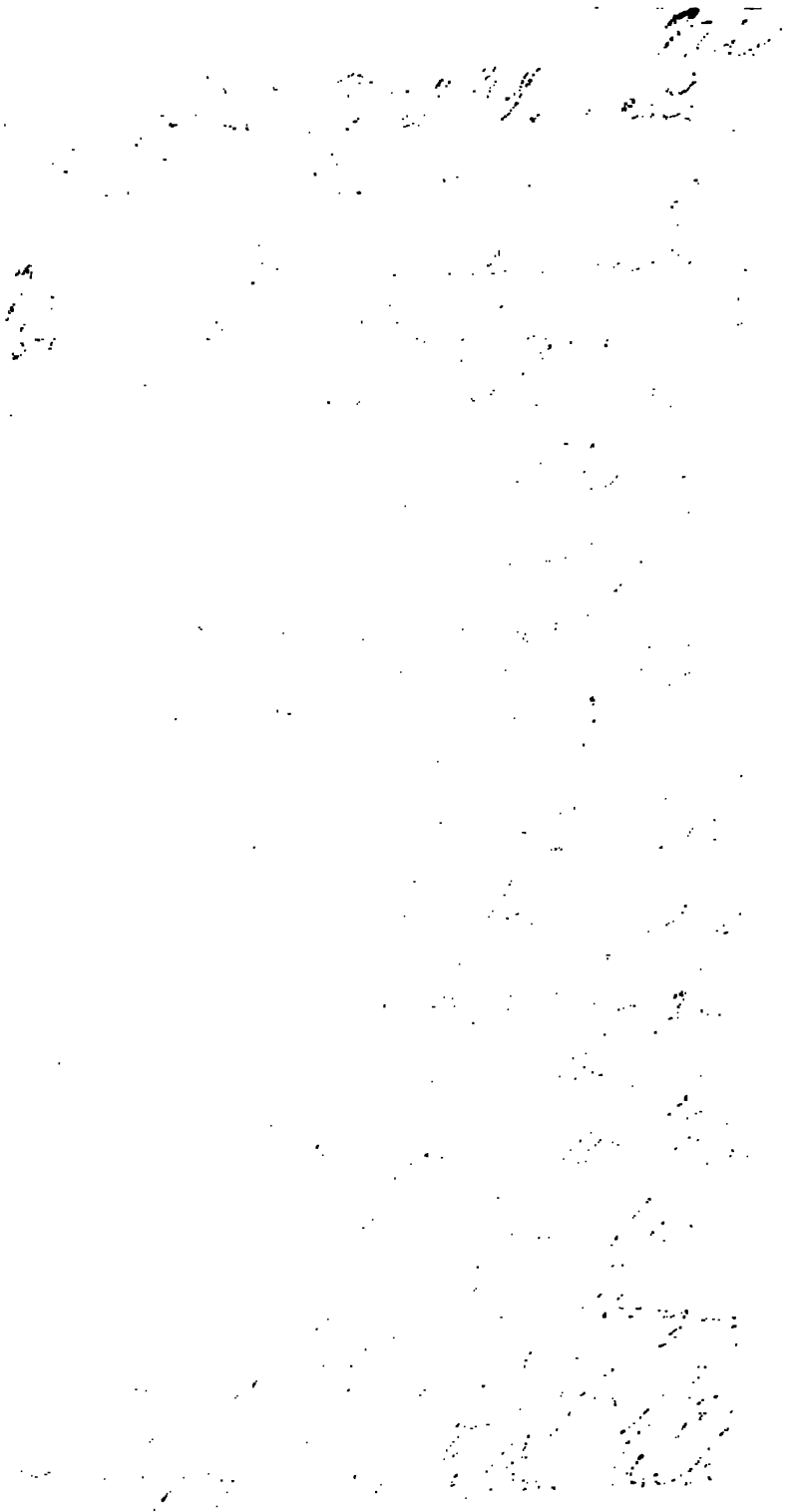
**) D. 16. Dez. 1791. Schillers Briefe, III, 175.

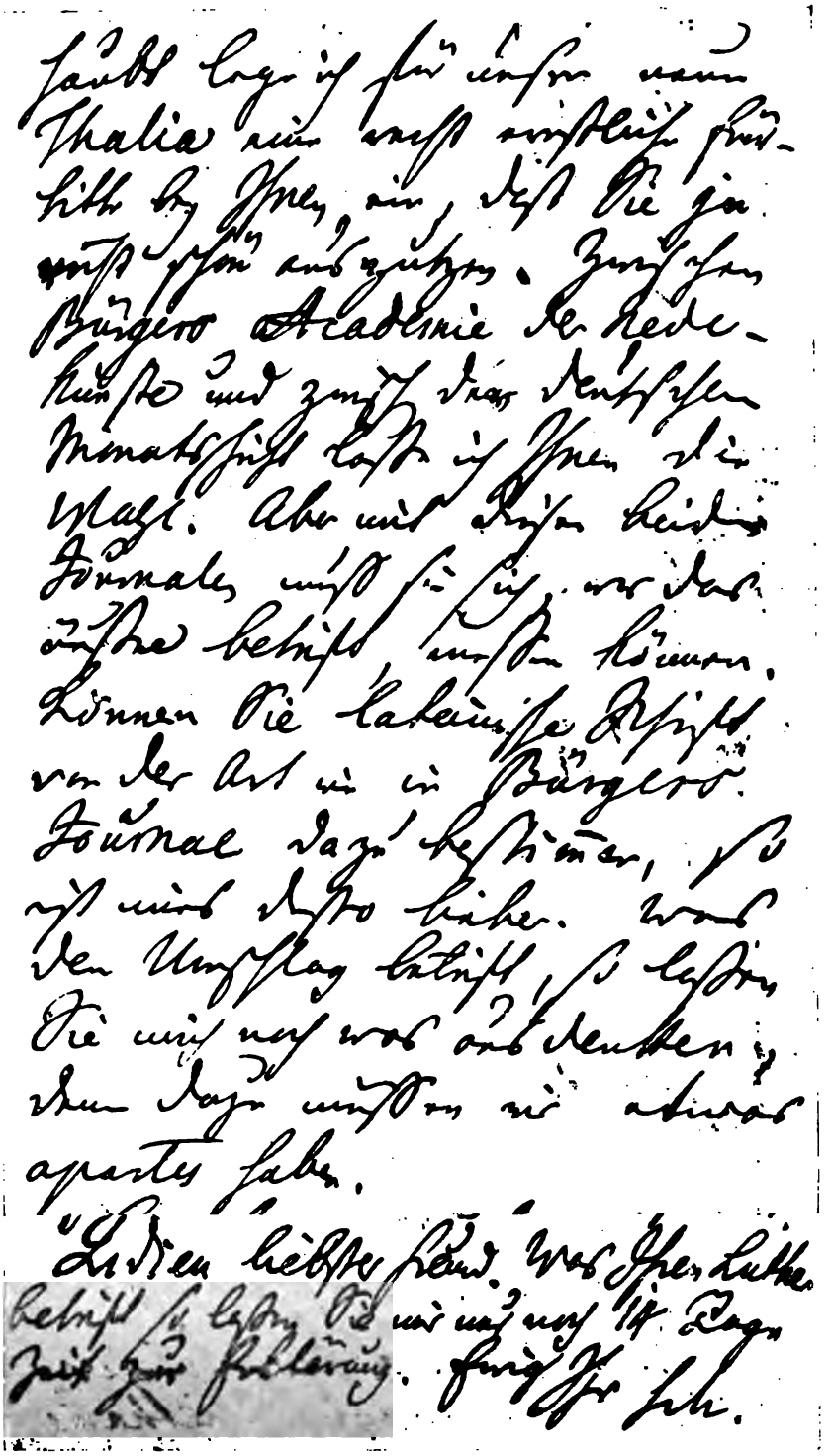


TEIL EINES AUTOGRAPH. BRIEFES VON



SCHILLER AN GOSCHEN, 24. OKTOBER, 1791.





SCHILLER AN GÖSCHEN, 24. OKTOBER, 1791.

glückliches Ereignis ein, das ihn eine Zeit lang von ſeiner gänzlichen Abhängigkeit von Verlegern befreite, ſowie von der Notwendigkeit an „Aufgaben zu ſchreiben, die ihm von andern geſtellt“ waren, und die nicht nur ſeinem unſteten geiſtigen Temperament nicht zuſagten, ſondern ſich auch mit jenem „Horchen“ auf die Eingebungen des Augenblickes, von dem die „Heiterkeit ſeines Daſeins“ für ihn abhing, ſo ſchlecht vertrugen.

Fünfzehntes Kapitel.

Freude und Leid im Freundeskreise.

1792—1793.

Die romantische Geschichte der unerwarteten und ungesuchten Pension von jährlich 1000 Talern, die Schiller auf drei Jahre von dem Herzog von Augustenburg angeboten wurde, füllt ein interessantes Kapitel in allen Biographien des Dichters aus. In einigen Beziehungen ähnelte das Ereignis demjenigen, das mit Schillers Übersiedelung von Mannheim nach Leipzig endete. Diesmal war es auf die unbegrenzte Bewunderung zurückzuführen, die einige der nächsten Freunde des großmütigen Herzogs für den Verfasser des „Carlos" empfanden. Es war ein Däne, Jens Baggesen, ein Mann von glühendem Enthusiasmus, der zuerst unter seinen Kopenhagener Freunden die Bewunderung Schillers weckte. In diesem Falle trug sein Enthusiasmus eine praktische Frucht. Es entstand in Kopenhagen ein Schillerkult, und der Herzog, den die früheren und wilderen Arbeiten des Dichters nicht angesprochen hatten, wurde durch die edlen Gefühle und wohltönenden Verse des „Carlos" bekehrt.

Ebensowenig wie bei Körner erschöpfte sich bei dem Herzog von Augustenburg die innigste Bewunderung in bloßen Redensarten oder seltsamen Festlichkeiten. Der Herzog und der dänische Minister Graf Schimmelmann schickten einen gemeinsamen Brief an den Dichter, der in seinem überschwänglichen Stil sowie in seiner freiwilligen Großmut an Körner erinnert. Die beiden durch ihre weltbürgerlichen Gesinnungen miteinander verbundenen Freunde drückten darin zuerst ihre ehr-

furchtsvolle Bewunderung der neueren Werke des Dichters aus, die durch seinen Genius auf die gleiche Stufe mit den höchsten dichterischen Schöpfungen der Menschheit erhoben worden waren; und dann folgte das Anerbieten eines jährlichen Geschenkes von 1000 Talern auf drei Jahre.

Am dreizehnten Dezember 1791 erhielt Schiller diese Botschaft. In größter Freude schrieb er sogleich an Körner. Wonach er sich so „feurig" gesehnt, das war jetzt erfüllt. Eine lange Zeit, vielleicht auf immer, war er nun von Sorgen befreit und in den Besitz geistiger, längst gewünschter Unabhängigkeit gelangt. „Endlich habe ich Muße zu lernen und zu sammeln, und für die Ewigkeit zu arbeiten."

Körner antwortete in demselben Sinne: „Du kannst Dir unsere Freude denken. Jetzt genieße ungestört der Ruhe und Muße, die Dir gewährt ist. Wirf alle Buchhändlerarbeit bei Seite, die Dir nicht Genuß giebt. Lebe für Dich und für die Zukunft." *)

Göschen hörte die große Neuigkeit zuerst als ein Gerücht und schickte daraufhin seine Glückwünsche. Des Dichters Antwort schlug einen von dem Briefe an Körner etwas verschiedenen Ton an. Es vertrug sich mit der Stellung zu seinem Verleger nicht so gut, sich seiner literarischen, nun zum Teil gesicherten, Unabhängigkeit zu rühmen. Er sprach jetzt nur von einer „entschiedenen Verbesserung seiner Umstände". Der Brief beginnt mit den besten Wünschen zur Geburt eines zweiten Sohnes, wie folgt:

„Zu dem heiligen Christ, den Ihre Jette Ihnen beschеert hat, wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück, wünsche aber auch dabey, daß Sie von diesen lebendigen Verlagsartikeln noch recht viele neue Editionen erleben möchten, ohne daß sich die alten vergreifen.

Das wozu Sie mir Glück wünschen, ist kein Zeitungsmährchen, wiewohl ich wünschte, daß die Zeitung nie etwas

*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 436.

davon erfahren hätte. Es verhält sich in der That so, und ich bin dem Prinzen von Holstein und Grafen Schimmelmann eine entscheidende Verbesserung meiner Umstände schuldig. Mündlich, denn ich hoffe, Sie bald zu sehen, das Weitere..."*)

Des Herzogs Gabe hätte zu keiner günstigeren Zeit ankommen können; denn in dem ganzen Jahre 1792 war Schiller die Arbeitszeit nur nach wenigen Wochen zugemessen. Er rang wie ein Held mit seiner schrecklichen Krankheit. Meinem Großvater berichtete er darüber in männlichen Worten:

„Ich fange an, mich von einem harten Fieberanfall ... wieder zu erholen. Es scheint, meine Natur wird noch eine Zeit lang gegen ihren innerlichen Feind zu kämpfen haben, ehe sie ihn völlig besiegt oder unterligt, und ich mache mich in den nächsten Jahren noch auf mehrere Stürme gefaßt. Noch halten meine Kräfte sich ritterlich, und ich habe die beßte Hofnung. Mein Kopf bleibt bei allen diesen Angriffen ziemlich verschont. Für unsern Kalender fürchten Sie nichts. Ich hoffe wenigstens so lange Ruhe zu haben, biß diese Arbeit gethan ist. Vielleicht, daß ich Sie in 4—5 Wochen sehe, denn ich bin stark Willens, den Anbruch des Frühlings in Dresden zu erwarten, und bei der Durchreise kann ich dann meinen alten Wunsch, Sie in Ihrem häußlichen Kreise zu sehen, erfüllen." **)

Es wurde jedoch April, ehe sich Schillers Wunsch, Göschen in seinem häuslichen Kreise zu sehen, erfüllte. Ende dieses Monats reisten der Dichter und seine Frau nach Dresden über Leipzig. Man kann sich meines Großvaters innige Freude über dies Wiedersehn vorstellen. Leider fanden sich keinerlei Aufzeichnungen über die Geschehnisse dieser Tage.

Nach Schillers Rückkehr nach Jena nahm die eintönige Arbeit am Dreißigjährigen Kriege ihren Fortgang, erst im Anfang des Herbstes war der Dichter imstande, mit einem Ausbruch herzlicher Freude Körner zu verkünden, daß der

*) Schillers Briefe (Jonas) III, 174 f.
**) Ebendas. III, 191 f.

erſehnte Augenblick ſeiner Erlöſung, das Ziel ſeiner Hoffnungen, endlich erreicht ſei. Er hatte ſeine Aufgabe vollendet.

„Wünſche mir Glück!“ ſchrieb er am 21. September 1792. „Eben ſchicke ich den letzten Bogen Manuſcript fort. Jetzt bin ich frei und will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein andrer auflegt, oder die einen andern Urſprung hat, als Liebhaberei und Neigung. Ich werde acht oder zehn Tage ſchlechterdings nichts thun, und ſehen, ob die völlige Ruhe des Kopfes, freie Luft, Bewegung und Geſellſchaftsgewäſche an meiner Geſundheit nichts verbeſſern . . .“ *)

So ſchließt die Geſchichte der Veröffentlichung des Dreißigjährigen Krieges. Das Werk erſchien, wie wir geſehen haben, in drei Beiträgen, deren erſter 450 Seiten umfaſſend den ganzen Kalender von 1791 ausfüllte; zu dem Kalender von 1792 konnte Schiller infolge ſeiner Leiden nur 84 Seiten beitragen. Der dritte jetzt triumphierend abgeſchloſſene Endbeitrag war dem erſten an Länge ungefähr gleich und bildete den alleinigen Inhalt des Kalenders von 1793. Groß muß die Genugtuung des Verlegers geweſen ſein, als endlich der verdrießliche Aufſchub, der der Fortſetzung des populären Werkes hindernd im Wege ſtand, glücklich beendigt war!

Aber nun mußte die Zukunft der Zeitſchrift ins Auge gefaßt werden. Göſchen mußte überlegen, welches hiſtoriſche Werk ihre Seiten im Jahre 1794 füllen ſollte, und was für Schriftſteller aufgefordert werden ſollten, Beiträge zu ſchreiben in dem beinahe ſichern Fall, daß auf Schiller in dieſer Beziehung nicht zu rechnen wäre.

Die Idee der Reformation als eines paſſenden Gegenſtandes beſchäftigte ſeinen Geiſt, und der Name Peſtalozzis, des berühmten Schweizer Pädagogen, drängte ſich ihm auf als der eines Schriftſtellers, der möglicherweiſe geeignet ſein dürfte ihn literariſch zu behandeln. Schiller war ganz ſtarr

*) Schillers Briefe, III, 213.

über dieſen Plan und ſetzte Göſchen, nachdem er ihm darin beigeſtimmt, daß auf ihn wenigſtens zwei Jahre lang beim Kalender nicht zu rechnen ſei, ſeine Anſichten über die Reformation und Peſtalozzi weitläuftig auseinander (14. Oktober 1792). Dann kommt er in demſelben Briefe auf ſeine Lieblingsidee einer neuen und großen Zeitſchrift zurück. Sie wurde ſchließlich in den „Horen" verwirklicht, aber nicht, wie wir ſpäter ſehen werden, unter Göſchens Leitung.

„Ich meyne immer", ſchrieb der Dichter, „daß Sie bey meiner alten Idee, ein großes vierzehntägiges Journal, an dem dreiſſig oder vierzig der beſſten Schriftſteller Deutſchlands arbeiteten, herauszugeben, am beſſten fahren und ein Werk für Ihr Lebenlang daran haben würden. Sie würden und müßten dadurch der Erſte und Reſpectirteſte Buchhändler in den erſten Jahren nicht unter 1000 Rth. reine Revenuen davon haben, die bey fortdauernder Accurateſſe drey und vierfach werden müßten.

Sind Sie dieſer Idee nicht abhold, ſo will ich Ihnen einen Plan dazu überſchicken, und (von Seiten des Inhalts und der Schriftſteller) die Möglichkeit der Ausführung zeigen . . ."*)

An Körner ſchrieb Schiller am andern Tage:

„Göſchen hat die ſonderbare Idee, die Geſchichte der Reformation, die der nächſte Calender enthalten ſoll, von Peſtalozzi ſchreiben zu laſſen. Da ich ſie nicht ſchreiben muß, ſo könnte mir das einerley ſeyn, aber er möchte noch gern meinen Nahmen vor dem Calender haben, und bittet mich ſeinen Mann in einer Vorrede förmlich einzuführen. Ich fürchte aber, Peſtalozzis Geſichtspunkt iſt den Meinigen ſchnurgerade entgegengeſetzt und unter dieſer Vorausſetzung werde ich ihm den Dienſt nicht leiſten können. Sonſt thät ich es nicht ungern, wenn die Arbeit gut würde — denn bezahlen müßte mir Göſchen auf jeden Fall dieſe Gefälligkeit. Ich

*) Schillers Briefe, III, 220 f.

habe ihn indessen nicht nur von Pestalozzi, sondern vom ganzen Calender abgerathen. Diese Form ist jetzt schon veraltet, zu viele Nebenbuhler theilen sich mit ihm in diesen Bissen Brod und der Geschmack des Publikums ist veränderlich. Wenn Göschen anstatt seiner Calender, Militärischen Journale, Andachtsbücher usw. nichts als Wielands Schriften und unsern Merkur von Deutschland übernähme, so könnte er in fünf Jahren der respectabelste Buchhändler und ein reicher Mann werden . . ." *)

Die letzte Stelle klingt etwas sonderbar, wenn man bedenkt, daß Göschen um diese Zeit Goethes Werke verkaufte! Ferner hatte er das Verlagsrecht von Lessings Schriften erworben, und Reinhold, Thümmel, Bode, Archenholz, Klinger waren alle angesehene Autoren. Die „Thalia" war sogar Schillers eigenes Produkt! Es ist allerdings wahr, daß Göschens Katalog pädagogische und Andachtsbücher enthielt und ebenso, daß er selber nicht viel Geld verdient hatte. Aber die Vorstellung, daß ein Verleger durch die Herausgabe eines, wenn auch noch so groß angelegten Journals und durch die Veröffentlichung des Werkes eines einzigen, wenn auch noch so bedeutenden Autors sich zur Stellung des „respectirtesten Verlegers Deutschlands und eines reichen Mannes" aufschwingen könne, konnte kaum darauf rechnen, bei Göschens Geschäftssinn oder bei seinem Ehrgeiz Anklang zu finden.

In gewissem Sinne war es hingegen wirklich der Fall, daß Göschen Geschäftsgrundsätze sich einigermaßen mit Schillers Rat deckten. Er steckte seinem Operationsgebiet engere Grenzen und brachte viele Opfer, um seine großartige Spekulation der „Gesammelten Werke Wielands" ausführen zu können. Es berührt im Hinblick auf die Worte Schillers in diesem Brief über den greisen Dichter einigermaßen sonderbar, daß der Vorrang, den Göschen ihm vor allen andern deutschen Schriftstellern einräumte, den Stoff zu einem von Goethe und Schiller gegen Göschen gerichteten spottenden Xenion liefern sollte.

*) Ebendas. III, 223.

Ein auffälliges Beispiel der Vorsicht, mit der der Verleger sich auf neue Unternehmungen einließ, begegnet uns um diese Zeit. Er lehnte das Anerbieten Schillers, einen Aufsatz von Wilhelm von Humboldt zu verlegen, ab. Humboldt hatte zur Berliner Monatsschrift bereits zwei Artikel: „Über die Sorgfalt des Staates für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde" und „Über die Sittenverbesserung durch Anstalten des Staates" beigetragen. Jetzt schrieb er an Schiller, daß Vieweg eine Abhandlung von ihm mit der Entschuldigung abgelehnt habe, zu Ostern bereits mit Arbeiten überhäuft zu sein. Diese Abhandlung würde er nun gerne von Göschen veröffentlicht sehen, wenn Schiller so gut sein wolle, sie ihm anzubieten, und wenn der Verleger selber einen Karolin für den Bogen des Aufsatzes zahlen wolle und einen Louisd'or für so viel, wie Schiller in seine „Thalia" aufnehme. Über diesen Auftrag schrieb nun der Dichter sofort am 16. November 1792 wie folgt an Göschen:

„Ich soll bey Ihnen anfragen, ob Sie eine Schrift verlegen wollen, deren Inhalt und Titel ist: ‚Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit eines Staates zu bestimmen . . .' Der Verfasser ist W. v. Humboldt, Preußischer Legationsrath. Die Schrift enthält allerdings sehr fruchtbare politische Winke, und ist auf ein gutes philosophisches Fundament gebaut. Sie ist mit Freiheit gedacht und geschrieben, aber da der Verfasser immer im Allgemeinen bleibt, so ist von den Aristokraten nichts zu besorgen. Schriften dieser Art und in dem Geiste geschrieben, sind ein Bedürfniß für unsere Zeit und ich sollte denken auch ein Artikel für den Verleger . . ." *)

Weiter erwähnte Schiller die Forderungen Humboldts und fügte hinzu, daß die Arbeit zwei kleine Bände füllen würde. Göschen aber lehnte, wie Vieweg, ab, wie aus einem späteren Briefe Humboldts an Schiller hervorgeht.

*) Schillerbriefe, III, 227.

Der Leser wird bemerkt haben, daß Schiller Göschen beruhigte und ihn versicherte, daß alle Gefahr eines Angriffes von Seiten der „Aristokraten“ auf die Humboldtsche Abhandlung ausgeschlossen sei. Es ist dies für jene Zeit charakteristisch. Schiller sowohl wie andre literarische Größen waren durch die Pariser Vorgänge stutzig gemacht worden. Von dem Gedanken an das künftige Schicksal des Königs beunruhigt und aus Besorgnis, die Sache der Revolution möchte durch ein schreckliches Verbrechen befleckt werden, faßte der glühende Dichter mit dem intensiven Glauben an seine eigene Kraft den Plan, selbst als Advokat des Königs auf den Kampfplatz zu treten und eine Abhandlung zu seiner Verteidigung zu verfassen. Zu dem Zweck brauchte er einen französischen Übersetzer und fand ihn in Zacharias Becker. Ihm schrieb er am 30. Dezember 1792:

„Sie würden mich gar sehr verbinden, mein hochgeschätzter Freund, wenn Sie die Bitte, die ich Ihnen durch meine Schwägerin thun ließ, erfüllen wollen. Ich möchte diese Arbeit nicht gern andern Händen anvertrauen als den Ihrigen, sowohl der Ausführung als der Verschwiegenheit wegen, die wenigstens vor der Hand dabei nöthig ist. Durch den Herzog von Weimar hoffe ich eine Anzahl Exemplarien davon nach Paris zu bringen. Für die Zeitversäumniß, die Sie dabei haben, kann ich Ihnen von H. Göschens Seite 8 Thaler pro Bogen anbieten . . .“ *)

Zu meinem Leidwesen habe ich keine Briefe weder an noch von Göschen gefunden, die auf diesen Plan Bezug nehmen. Ohnehin kam dieser niemals zur Ausführung. Vierzehn Tage nach Schillers an Becker gerichteter Bitte fiel das Haupt des Königs auf dem Schaffot, und in Ausdrücken des Abscheus und der Verzweiflung wandte sich der Dichter von der französischen Politik ab.

Während so der große Einfluß der französischen Revolution mit all ihren ungeheuren, sozialen und politischen Folgen

*) Briefe Schillers, III, 234.

ſich allmählich auch in den ſtillen Kreiſen deutſchen Bürgertums fühlbar machte, war der Krieg an Frankreich erklärt worden und hatte tatſächlich begonnen. Die Feſtung Mainz wurde von den Clubbiſten an General Cuſtine übergeben. Ihre Einnahme griff in eigentümlicher Weiſe in die Geſchicke mehrerer Mitglieder des Freundeskreiſes ein, dem auch mein Großvater angehörte. Zunächſt wurde er ſelber in ihre Folgen verwickelt durch die außerordentlichen Gefahren und furchtbaren Leiden, denen ſein geliebter Adoptivvater Rulffs in den politiſchen Unruhen der Stadt ausgeſetzt war, indem er den edlen Mann aus ſeiner gefahrvollen Lage durch eine der beſten und ſelbſtloſeſten Taten ſeines Lebens befreite, wie wir in der Folge zu erzählen haben werden.

Sodann bedeutete der Wechſel der Regierung in Mainz für Schiller ein perſönliches Unglück. Er hatte verſchiedentlich ſeine Hoffnungen auf die Gunſt Dalbergs, des „Coadjutors“, geſetzt. Die Anwartſchaft dieſes Fürſten auf die erzbiſchöfliche Würde war jetzt durch die Übergabe der Stadt und des Gebietes an die Franzoſen zunichte geworden, und ebenſo Schillers Hoffnung, daß Dalberg als ein ſouveräner Fürſt ihm irgend ein leichtes, einträgliches Amt übertragen könne, wodurch er in den Stand geſetzt ſein würde, ſeine Talente dauernd nur Arbeiten für die Ewigkeit zu widmen, und nicht den Spekulationen eines Verlegers.

Endlich verlor auch Huber den Poſten eines Legationsſekretärs in Mainz durch die dortigen Umwälzungen. Georg Forſter, der talentvolle Schriftſteller und Mitarbeiter an der „Thalia“ und andern deutſchen Zeitſchriften, war ein Anführer der Clubbiſten, ging zum Feinde über und nahm Dienſte bei ihm. Dann ereilte ihn die lange vorbereitete Kataſtrophe. Seine geiſtreiche Frau Thereſe ließ ihn im Stich und ging mit Huber davon, demſelben Huber, der noch kurz vorher mit Dora Stock verlobt geweſen war, und über deſſen früheres Ergehen Schiller ſowohl wie Körner mit ſolch brüderlicher Beſorgnis gewacht hatten. Göſchen erfuhr dieſe

Tatsachen aus andern Quellen, denn Huber selbst, der fortgesetzt mit meinem Großvater über literarische Gegenstände korrespondierte, erwähnte in diesen Briefen seine häuslichen Verhältnisse niemals. Im Juli 1793 schrieb Göschen an Schiller:

„Huber ist in Neufchatel. Das erste Stück seiner Friedenspräliminarien ist erschienen. Die Forster hat ihn fest, wird ihn aber so gewiß betrügen, als sie ihren Mann betrogen hat. Daß sie den Mann nicht liebte, daß sie sich trennte, daß sie Hubern liebte, das alles ist zu entschuldigen; aber die Art, wie das Alles geschehen ist, macht sie verächtlich und ich fürchte, Huber wird durch das Weib unglücklich..."*)

Diese Vorausſagung wurde jedoch nicht erfüllt, und freundschaftliche Briefe gingen noch viele Jahre hindurch zwischen Thereſe und meinem Großvater hin und her.

In demselben Herbst ereilte „die Drei" in Dresden ein anderes Mißgeschick. Körner hatte die berechtigte Hoffnung genährt, einmal den größeren Teil des Vermögens eines reichen alten Onkels zu erben, und diese Aussichten rechtfertigten ihn, wenn er sich im Lichte eines beinahe reichen Mannes erschien. Jetzt aber, nach einigen Wochen ängstlicher Erwartung und berückender Gerüchte von einem Legat von 12000 Talern, erfuhr Körner, daß er mit der elenden Summe von 3000 abgespeist worden war. „Der Berg hat eine Maus hervorgebracht. Mit dieser Enttäuschung fällt manches Luftschloß" meinte er. Aber mit Hülfe der Liebe zur Philosophie, die einen so ausgeprägten Zug seines edlen Charakters ausmachte, faßte er wieder Mut und beschloß zunächst, seine Kapitalien fernerhin nicht anzugreifen. Sie sollten seiner Frau und seinem Kinde gewidmet sein. Dagegen müsse er jetzt von seinen Zinsen und von seinem Gehalt leben. Hierzu aber fehlten ihm 500 Taler jährlich. Zwei Wege standen ihm offen, sich diese Summe zu verschaffen — ein besseres Amt

*) Schillers Geschäftsbriefe, S. 92.

oder Beschäftigung als Schriftsteller. Körner zog letztere vor.

Da seine neue Lage ihm zur Pflicht machte, sich zu rü eröffnete er sofort eine lebhafte Korrespondenz mit se alten Kompagnon mit Bezug auf literarische Beschäftig wobei natürlich auch Schiller bei jedem Schritt zu Rat zogen wurde. Jetzt waren die Rollen geändert. K war nicht mehr der Finanzmann der Gruppe; er verlie jetzt auf des Dichters Hülfe, um seine Schriften in Gol verwandeln. Schiller mußte mehr oder weniger die Ve wortung für seine Arbeiten übernehmen. Vielleicht kön drei Bogen monatlich zur „Thalia" beisteuern; müsse dabei im allgemeinen anonym bleiben aus Furcht, s offiziellen Aussichten zu nahe zu treten.

Göschen schüttete er voll und aufrichtig sein Herz Er verließ sich auf seinen alten Freund, seiner Feder einträgliche Beschäftigung zu finden. Der weiseste würde natürlich der sein, für die „Thalia" zu schreibe lauteten seine Erörterungen. Aber dabei sei wieder zu denken, daß er nicht zu warten geneigt sei, bis der He geber ihn im gewöhnlichen Verlauf der Geschäfte bez sondern womöglich gleich nach Einlieferung des Manuskr baar bezahlt sein wolle. Der Anblick des Metalls habe ihm eigene begeisternde Kraft. Es sei ein Linderungsm gegen die Gewissensbisse eines Autors, der gezwungen seine Ideale herabzustimmen.

Armer Körner! Dies war die schlimmste Aussicht allen! Trotz des „Glanzes des Metalles" besaß er das Vertrauen nicht, eine solche Arbeit auch wirklich verri zu können. Er wolle sich lieber zu Arbeiten verdingen keine besondere Stimmung erforderten, fuhr er fort, z. B. Übersetzungen, vorzugsweise auf philosophischem historischen Gebiet. Vielleicht könne Göschen andre Vorsc machen; auch sollte er sich nicht fürchten, vor seiner „ drossenheit" zum Übersetzen und zu einer „rentierenden A

schaft" überhaupt. Die Umstände hätten sich geändert, und er wisse jetzt, was er wolle.

Diesem Briefe folgte, ehe noch Göschens Antwort eingelaufen war, ein andrer auf dem Fuße nach, worin weitere Pläne entwickelt wurden. Auch Schiller beteiligte sich an dieser Korrespondenz. Er sprach sich gegen Übersetzungen aus. „Eine schlechte Übersetzung sei die schlechteste aller Schlechtigkeiten", schreibt er, „und eine gute Übersetzung koste viel Zeit." Der Dichter hatte um diese Zeit seine eignen Lieblingsplan, den „Merkur von Deutschland", der das El Dorado des betreffenden Verlegers werden sollte.

Aber Körner hielt mit gleicher Hartnäckigkeit an seiner Vorliebe für philosophische Gegenstände fest. Unter dem Titel „Briefe eines Juristen an einen Philosophen" könne er alle möglichen Ideen, mit Bezug auf bessere Behandlung der Rechtswissenschaft, der Gesetze usw., auch über das Verhältnis der Kantschen Philosophie zur Jurisprudenz in die Welt schicken. Aber er fürchtete, Göschen würde sich vor dem Stoff scheuen. Vielleicht könne Schiller mit Crusius anknüpfen?*)

Ebenso ablehnend verhielt er sich einem Vorschlage Göschens gegenüber, über Cromwell zu schreiben. Endlich einigte man sich dahin, daß Körner aus zehn vorgeschlagenen Thematen eins für den Kalender wählen solle. Seine Wahl fiel auf den spanischen Erbfolgekrieg.

Unterdessen waren seit Körners Bitte um Beschäftigung zwei Monate vergangen. Vier Monate später, im März 1793, schrieb er dem Verleger, er sei jetzt ernsthaft an der Arbeit; im September, er habe das Ganze sich zurechtgelegt, aber mit der Ausführung habe er keinen Erfolg gehabt und ersuche deshalb Göschen, ihm die Arbeit zu erlassen. Man fand denn auch endlich einen Stellvertreter, einen gewissen Mauvillon**), und so schloß die Korrespondenz über diesen

*) Schillers Briefwechsel mit Körner, I, 472. 16. Okt. 1792.

**) Jakob Mauvillon (1743—1794), ein um die Staatswissenschaft und die militärischen Disziplinen verdienter Schriftsteller.

Gegenstand mit Körners Ausruf: „Hurra, Mauvillon! Er hilft mir aus einer großen Verlegenheit."

Das war das Ende der Anstrengungen Körners, sich zu irgend einer „rentierenden Autorschaft" einzuspannen.

Das Verhältnis zwischen Schiller und Göschen während des Jahres 1795 war fortdauernd von der freundlichsten und intimsten Art. Gegen Ende des vorigen Jahres hatte der durch Krankheit an der Abfassung neuer Werke verhinderte Dichter wieder unter finanzieller Not zu leiden gehabt, und Göschen hatte ihm auf sein Begehren Geld gesandt und eine Rechnungsablage. Dabei war er wiederum unaufgefordert freigiebig gewesen. Schiller bescheinigte den Empfang in folgendem Briefe:

„. . . Sie haben mich durch das beträchtliche Honorar für den Geisterseher sehr angenehm überrascht und verpflichtet . . . Ungeachtet Sie mich aber in unsrer Rechnung so schön bedacht haben, und auch Ihre Veranstaltung, die Thalia betreffend, für dieses Jahr wenigstens mich um keinen Groschen verkürzt, so hat diese Rechnung mich doch erschreckt, weil ich, ich weiß gar nicht wie, einen gewaltigen Rechnungsfehler begangen, und weit mehr zurückzubekommen erwartet habe. Lachen Sie aber nicht über meine schlechte Arithmetik. Im vorigen Jahr, wo ich so selten gesund war, ging es etwas bunt mit meinen Einnahmen und Ausgaben zu und Ihre Lieferung von 150 Thlr. im Sommer 1791 hatte ich rein vergessen . . ."*)

Der Dichter fügte hinzu, daß er, wenn seine Pension aus Dänemark zu spät kommen sollte, seine Zuflucht zu Göschen nehmen werde. Dieser Fall scheint in der Tat eingetreten zu sein, denn in seinem nächsten Briefe vom 25. Februar 1793 dankte er Göschen für das gesandte Geld und versprach ihm, er wolle ihn vor der nächsten Messe nicht wieder belästigen; zugleich aber mußte er wiederum melden, daß er unwohl sei. „Der Frühlingsanfang, der zwar ein Freund der

*) Schillers Briefe, III, 329 f.

Poeten, aber nicht der kranken Poeten ist, hat mich einige Wochen wieder an mein Übel angeschmiedet."

Im Mai machten Göschen und Jette Schiller einen Besuch in Jena. Meine Großmutter gewann wiederum aller Herzen. Nach der Abreise seiner Gäste schrieb Schiller:

„. . . Daß es Ihnen und Ihrer lieben Jette bey uns wohlgefallen hat, ist mir unendlich lieb zu hören. Uns haben Sie eine recht herzliche Freude mit Ihrem Besuch gemacht, und meine Frau kann noch nicht davon aufhören mir zu versichern, wie herzlich gut sie Ihrer lieben Jette ist und wie gern sie mit einer solchen Freundinn an Einem Ort zusammenleben möchte . . ."*)

Im Sommer wurde die „Neue Thalia" durch eine der bemerkenswertesten Prosaschriften Schillers geziert, seinen Aufsatz über „Anmut und Würde". Mit dieser Abhandlung, „dem Ergebnis tiefen Nachdenkens und sorgfältig gereifter Ideen", war der Dichter außergewöhnlich wohl zufrieden.

Daß er, ein kranker Mann, sie in sechs Wochen hingeworfen, hielt er mit Recht für einen Beweis großen Fleißes. In vielen Briefen an seine Freunde gibt sich diese Befriedigung kund; auch an Göschen schrieb er, daß er das zweite Heft der „Thalia" mit einem Aufsatz angefüllt habe, von dem er sagen müsse, daß er große Stücke darauf halte. 150 Exemplare sollten besonders abgezogen und mit einem Separattitel versehen, dem Koadjutor Dalberg gewidmet werden. Daß Schiller um diese Zeit mit weiteren ästhetischen Arbeiten beschäftigt war, ersehen wir aus demselben Briefe, worin er den Wunsch ausspricht, einen andern Aufsatz „Über das Schöne", den er in einer Reihe von Briefen an den Herzog von Augustenburg ausgearbeitet hatte, sehr elegant drucken zu lassen, und daran die Frage knüpft, ob Göschen „für den kommenden Winter eine Presse dazu frey haben würde".**)

*) Schillers Briefe, III, 316.

**) Ebendas. III, 319.

Etwas ſpäter benachrichtigt der Dichter Göſchen, daß eine Überſetzung ſeiner Abhandlung im Werke ſei.

„Schreiben Sie mir doch", heißt es in einem Briefe vom 3. Juli 1793, „ob Sie meine Schrift: Über Anmuth und Würde bald neu auflegen wollen . . . Hofrath Schütz will ſie in ciceronianiſches Latein überſetzen. Wenn es dazu kommt, ſo wünſchte ich Sie verlegten ſeine Arbeit. Es iſt etwas vortreffliches von ſeiner Feder zu erwarten, und außer Deutſchland würde eine lateiniſche Überſetzung ſich gewiß bald vergreifen . . ."

Eine ſcherzhafte Anſpielung auf ein häusliches Ereignis beſchließt den Brief folgendermaßen:

„Künftig Monat mache ich eine Reiſe nach Schwaben, wo ich vielleicht den ganzen Winter zubringen werde. Von da aus will ich Sie zu Gevatter bitten, denn ich reiſe bloß dahin, um einem Sohn oder Mädchen, das auf dem Weg iſt, ein beßres Vaterland zu verſchaffen als Thüringen iſt."*)

Am 15. September wurde Schiller zu Ludwigsburg, der eben erreichten Heimat ſeiner Familie, zu ſeinem größten Entzücken ein Sohn geboren. „Wünſchen Sie mir Glück, lieber Göſchen", ſchrieb er. „Ein kleiner Karl Friedrich Schiller iſt da, groß und ſtark, die Mutter wohl auf, alles glücklich abgelaufen." Aber zum Gevatter wurde Göſchen nicht gebeten.

Schillers Reiſe nach Schwaben, für meinen Großvater ſo bedeutſam in ihren Folgen, war das Reſultat eines langgehegten Planes, ſein Heimatland zu beſuchen und ſeinen jetzt 70jährigen Vater wiederzuſehen. Im Auguſt trat er ſeine langen Ferien an, nachdem er ſich ein ganz neue Ausrüſtung dazu angeſchafft hatte; für einen Teil derſelben gab er ſeinem Freunde in Leipzig, dem beſten Einkaufsmittelpunkt der ganzen Gegend, verſchiedene Aufträge.**)

*) Schillerbriefe, III, 326.

**) Siehe Briefe vom 18. und 26. Juli in Schillers Briefen, III, S. 343 und 348.

Um die Mitte September war Schiller, wie gesagt, in Ludwigsburg. Trotz der mancherlei Zerstreuungen durch neue Freunde und neue Gegenstände des Interesses in dieser Stadt ließ er doch das Geschäftliche nicht außer Augen. Daneben war er aufrichtig um meinen Großvater und sein Ergehen besorgt. So schrieb er denn:

„. . . Mich verlangt sehr nach Nachrichten von Ihnen, den ihrigen, und von dem Gang Ihrer Entrepriſen.

Fürs erste, wie halten Sie es mit dem Calender? Diese Frage ist mir kürzlich auf einmal aufs Herz gefallen, und ich möchte wissen, ob Sie dabey noch auf mich rechnen. Gearbeitet habe ich dafür noch nichts, aber sollten Sie schlechterdings auf mich gerechnet haben, so wäre vielleicht noch Rath zu schaffen.

Antworten Sie mir darauf bald. Wie stehts mit Wielands Schriften? Ich höre hier daß acht Bände auf nächstkommende Jubilatemesse fertig werden sollen: Das wäre ein starker Zug auf einmal.

Es ist erstaunlich, wie es hier im Reich von Nachdrücken wimmelt. Alles kauft sie, und ich wundre mich nicht mehr, daß diese literarische Korsaren so viel Glück machen. Schützen Sie ja Ihre Wielandschen Schriften vor diesem Geschmeiße . . .

Leben Sie wohl, lieber Freund. Es wird Sie doch nicht beschweren, mir gegen Ausgang Oktobers 30 biß 40 Louis-d'or zu schicken? Ich habe hier ganz horrende Ausgaben, weil Mißwachs, Krieg und Feinde alles vertheuern . . ."*)

Dies ist in der Korrespondenz die letzte Erwähnung der fortgesetzten Mitarbeiterschaft Schillers an dem berühmten „Kalender". Was Göschen antwortete, ist uns nicht bekannt. Genug, daß Schillers Name in der nächsten Ausgabe nicht mehr vorkommt.

Auch im Oktober war der Dichter noch voll von ästhetischen Plänen und beabsichtigte einen andern Aufsatz zu

*) Schillers Briefe, III, 353 f.

ſchreiben, in derſelben Weiſe wie „Anmut und Würde", aber etwas populärer und eleganter im Stil. Er teilte Göſchen mit, dieſe Schrift ſolle eine Philoſophie des „ſchönen Umgangs" enthalten, worin die Geſetze des guten Tons „aus Prinzipien" entwickelt ſeien.

„Über dieſe Materie", fährt er fort, „iſt noch nie philoſophirt worden, ſoviel ich weiß, und ich verſpreche derſelben ein allgemeines Intereſſe . . . . Laſſen Sie mich wiſſen, lieber Freund, ob Sie Sich Ihres Wieland unbeſchadet, noch in dieſem Winter darauf einlaſſen können . . . Was den Kallias betrifft, ſo wird es mit dieſem noch ein gutes Jahr Anſtand haben. Ich habe mich nehmlich entſchloſſen, die Theorie der Schönheit, die der Inhalt davon ſeyn ſollte, in einer Reihe von Briefen an den Prinzen von Auguſtenburg zu entwickeln . . . Das iſt dann mein Hauptwerk in dieſem Fache, womit wir Ehre einlegen wollen . . ."*)

Dieſer „Callias", Schillers Hauptwerk in ſeinem begeiſterten Ausfluge in das Gebiet der Äſthetik, ſollte bald darauf eine verhängnisvolle Rolle in einem zukünftigen ſchmerzlichen Drama ſpielen. Was die „Thalia" anging, ſo meinte Schiller am Schluß, „ſie könne langſam fortlaufen, ſo daß etwa vier bis fünf Stücke auf das Jahr gerechnet würden."

Göſchen ergriff Schillers Anerbieten mit ungeſtümer Begierde. Er wollte den Manuſkripten augenblicklich ſeine Aufmerkſamkeit ſchenken, und ſie ſollten ſo ſchön wie möglich gedruckt werden. Aber ſie kamen nie in Göſchens Hände. Gerade um dieſe Zeit hatte der große und in ſeiner Bedeutung ſteigende Cotta durch einen Mittelsmann Schiller ſeine Dienſte anbieten laſſen. Eine Sirenenſtimme flüſterte in des Dichters Ohr; Träume goldener Verſprechungen umgaukelten ihn. Der Schatten einer großen Veränderung in dem Verhältnis zwiſchen den beiden alten Gohliſer Freunden ſtieg drohend empor.

---

*) Schillers Briefe, III, 362.

Sechzehntes Kapitel.

Persönliches.

Die vorhergehenden Kapitel haben meinen Großvater hauptsächlich in der rührigen Geschäftigkeit seines Verlages dargestellt; hie und da jedoch hat der Leser schon einen Einblick in sein Haus, sein Familienleben, seine politischen und religiösen Ansichten tun und daraus ersehen können, daß er im höchsten Grade häuslich gesinnt war. Sein feines und stark ausgeprägtes Gefühl für die Freuden und die Schmerzen eines Gatten und Vaters wurde niemals durch seine Geschäftssorgen abgestumpft, und er erlaubte den Anforderungen des Berufes niemals, den reinen Genuß am häuslichen Herde zu stören. Er fürchtete in den von ihm sogenannten „Merkantilia" derart aufzugehen, daß die schönen Gefühle der Humanität dadurch erstickt werden könnten. So fleißig er als Verleger an seinem Pult zu finden war, so sehnte sich doch gelegentlich keiner mehr danach als er, aus der Kontoratmosphäre herauszukommen, wie er sich Wieland gegenüber ausdrückte.

Mein Großvater hatte seinen vollen Anteil an Kummer und Sorgen in seiner Familie, denn viele seiner Kinder starben jung. Sein erstgeborener Sohn, zu dessen Geburt ihm Schiller in dem bereits zitierten Briefe gratulierte, starb wenig mehr als ein Jahr alt.

Da er im Gegensatze zu rein geschäftlichen Angelegenheiten in Herzenssachen niemals, wie er selber sagte, irgend welche Zurückhaltung beobachtete, so machte er seine besten Freunde stets zu Vertrauten seiner väterlichen Hoffnungen, gerade wie

Wieland mit der offenherzigſten Schwatzhaftigkeit jedes Ereignis, das ſeine Familie oder ſeine Geſundheit betraf, in ſeinem Briefwechſel mit Freunden ausführlich beſchrieb.

Als Göſchen die Geburt ſeines zweiten Kindes erwartete, ſchrieb er in ſeinem gewöhnlichen, lebhaften Stil an Wieland:

„Das erwartete kleine Weſen foppt Schwiegervater und Schwiegermutter, mich und alle Bekannte! Was wird das für ein Buchhändler werden! Noch ehe er auf die Welt kommt, verurſacht er ſchon Unannehmlichkeiten für die Autoren.“

Und als endlich ein Sohn geboren war, kannte ſeine Freude keine Grenzen. Er ſchrieb:

„Seit vierzehn Tagen bin ich für die beyden ſauren Monate May und Junius durch die ſüßeſte Freude belohnt. Ein geſunder Knabe, die treue Kopie ſeines verſtorbenen Bruders, und eine glückliche Entbindung meiner lieben Jette haben meinem Herzen neues Leben gegeben. Meine beinahe vierzigjährigen Füße haben die Stahlfedern wieder bekommen, welche ſie vor 25 Jahren über Zäune und Gräben hoben. Sie ſollten mich um die lieben Geſchöpfe herumhopſen ſehen!“ *)

Mein Großvater hatte eine zahlreiche Familie. Auf den genannten zweiten Sohn, Karl Friedrich, uns als Onkel Fritz bekannt, folgte bald ein dritter, Georg Joachim. Der vierte im Juli 1793 geborene Wilhelm Heinrich war mein Vater. Nach ſeiner Geburt ſchickte Wieland folgenden Glückwunſch:

„Heil und Glück und meinen beſten Segen dem neugebohrnen dritten Sohne meines Freundes Göſchen! Möge er leben und gedeihen, wachſen und blühen, und dereinſt den Geiſt, die Thätigkeit, den Edelmuth und die Geſchicklichkeit ſeines Vaters mit allen Grazien und Tugenden ſeiner Mutter in ſich vereinigen, ſo wird er gewiß einer der vortrefflichſten und — was auch ſein Schickſal ſeyn möchte —

*) D. 17. Juli 1790.

der beneidenswertheſten Weſen unter der Sonne ſeyn. Ainsi soit il."

Der fünfte im Jahre 1795 geborene Sohn ſtarb im Kindesalter ebenſo wie zwei darauf folgende Kinder. Der jüngſte, Hermann Julius, wuchs zum Manne heran und nahm mit Fritz teil an der Druckerei und am Verlag; aber keiner von beiden bewies die Geſchäftstüchtigkeit des Vaters. Dagegen erbten Georg Joachim und Wilhelm Heinrich viele ſeiner Eigenſchaften. Sie wurden beide für den Kaufmannsſtand erzogen, beſaßen aber beide ausgeprägte literariſche Neigungen, einen ſehr originellen Stil, und waren fleißige Leſer und hingebende Freunde der Bildung. Mein Vater gemahnte an den Verleger in der Intenſität, mit der er ſich an eine ihm geſtellte Aufgabe machte, und in dem Ehrgeiz, womit er den Einfluß der Ehre und geiſtiger Intereſſen auf Handelsſachen zur Geltung zu bringen ſuchte. Auch ererbte er als die beſte Lebensregel ſeine Liebe zur Einfachheit und Häuslichkeit.

Mein Onkel Georg Joachim, ein Mann von enthuſiaſtiſchem Charakter, kämpfte, wie wir ſehen werden, im Jahre 1813 gegen die Franzoſen an der Seite Theodor Körners im Lützowſchen Freikorps und war Zeuge vieler aufregender Begebenheiten.

Zwei Töchter, Henriette und Charlotte, vervollſtändigten die Zahl von Göſchens Kindern. Beide erreichten ein ziemlich hohes Alter, blieben friſch und im Genuß ihrer geiſtigen Fähigkeiten, und konnten mir von manchem intereſſanten Ereignis im Leben meines Großvaters erzählen.

Das Gefühl der Zuſammengehörigkeit konnte bei keiner Familie ſtärker entwickelt ſein, als bei der, die unter ſeiner liebevollen Leitung ſtand und den Einfluß ſeines im Innerſten gottesfürchtigen Charakter empfand. Strahlen ſeiner ſchlichten und prunkloſen Frömmigkeit erhellten viele ſeiner Briefe an die Freunde ſeines Herzens. Ohne ſich an ein Dogma zu binden, war er tolerant, und konnte ſowohl die Stärke als

die Schwäche der Aufklärung ermessen, welche die meisten „illuminati“ von den Ankerstätten des Christentums losrissen. Er selbst wurde nicht vom Strudel hinuntergezogen. Nachdem er sich auf seinem Landgütchen festgesetzt, versäumte er nicht, für die Kirche und den Geistlichen sein lebhaftes Interesse zu betätigen. In seinen jüngeren Jahren, in Leipzig, saß er zu Füßen des allverehrten Predigers Zollikofer, wie wir oben erwähnt haben. Beim Tode dieses letzteren, im Jahre 1788, schrieb er an Bertuch: „Wir sind in Rücksicht unserer Seele verwayset. Unser Zollikofer ist todt. Ich bin mit 500 treuen Zuhörern ihm zum Grabe gefolgt. Er ist dahin und niemand wird ihn ersetzen.“

Über seine geistigen Gaben muß der Leser sich selbst ein Urteil bilden. Seine vielen ungewöhnlich interessanten Briefe geben, vielleicht noch mehr als das Zeugnis der Zeitgenossen — obwohl auch dies allgemein günstig lautet —, die beste Idee von dem Maße seiner geistigen Ausrüstung. Der Leser wird seine eigene Anspielung auf seine Verstandesgaben, in der mitleidlosen, zum Besten seines künftigen Weibes abgefaßten Selbstanalyse noch nicht vergessen haben. Damals schrieb er an Jette, die Vorsehung habe ihn mit einem guten Teil gesunden Menschenverstandes, mit tiefen Gefühlen und mit Wohlwollen für die Menschheit ausgerüstet, aber die Natur habe ihm kein einziges Talent gegeben. Er spräche keine andere Sprache als seine Muttersprache. Diese Beurteilung seiner geistigen Gaben halte ich für zu bescheiden, denn diese gingen entschieden über Mutterwitz und Verstand hinaus, und seine Kenntnisse waren mannigfaltig. Was Sprachen anbetrifft, so las er Englisch mit Leichtigkeit. Im Deutschen schrieb er einen energischen und fließenden Stil, ja, er wagte sich sogar auf das gefährliche Gebiet der Schriftstellerei. Sein merkwürdiges kleines Buch: „Reise von Johann“, das er, wie er seinen Freunden erzählte, aus Zeitvertreib schrieb, interessiert jedoch weniger als ein literarisches Produkt als wegen der Einsicht, die uns da-

durch in sein Geistesleben und seine Stellung zu manchen seine Zeit berührenden Fragen gewährt wird.

Die Gelegenheit zur Abfassung des Buches bot seine Reise in die Schweiz im Jahre 1792. Es soll Sternes*) „Gefühlvoller Reise" nachgeahmt sein. Die Geschichte wird von einem jungen Manne, Johann, erzählt, der, nachdem sein Vater sein gesamtes Vermögen im Handel verloren, Schreiber und Bedienter bei einem Herrn wurde, der ihn wie seinen Sohn behandelte. Nach dem bald darauf erfolgten Tode dieses seines Herrn, händigte seine Witwe Johann die Briefe ein, die ihr Mann auf seinem Reisen geschrieben hatte; Johann beschreibt nun die Reise, auf welcher er seinen Herrn begleitet hatte, in humorvoller Weise, die fingierten Briefe des Herrn selbst aber werden dem Buche einverleibt; hier redet mein Großvater und läßt sein Herz reden. Viele dieser Briefe sind in der Tat nichts als beinahe wörtliche Wiederholungen seiner Briefe an Jette. Neben den komischen und sonstigen Abenteuern, die dem Bedienten zustießen, werden die Namen wirklicher Personen, gelehrter oder ungelehrter, die der Reisende besuchte, angeführt. Auf diese Weise wird es mitunter schwierig, zwischen wirklichen und vorgeblichen Ereignissen zu unterscheiden, aber die Farbengebung ist augenscheinlich durchaus naturgetreu. Das Buch ist voll von lebhaften, teils poetischen, teils sentimentalen, bei alledem aber doch sehr scharfsinnigen Schilderungen von Menschen und Sitten. Die Verderbnis in vielen der größeren Städte erfüllte meinen Großvater schon damals mit der ernstesten Besorgnis für die Zukunft Deutschlands. Er sah, wie physische und moralische Übel das Familienleben zu untergraben drohten. Er beschwor die oberen Klassen, mit größerer Sorgfalt über die Moral ihrer Söhne zu wachen. „Der Geist der Revolution geht umher. Die Leute

*) Sterne, Lawrence, geb. 1713, einer der berühmtesten Humoristen Englands. In seiner „Gefühlvollen Reise" ist er ein Vorläufer „Werthers" gewesen.

reden heutzutage viel von bürgerlicher Freiheit", ſagt er. „Möchten doch die Leute vielmehr, und je eher je lieber, anfangen, moraliſch frei zu werden! Aber ſie werden von Tage zu Tage elendere Sklaven des Luxus, des Eigennutzes und der Leidenſchaften — ihr eigener Egoismus iſt ihr wahrer Tyrann."*)

Die Verhältniſſe, unter denen die große Maſſe der Arbeiter und Arbeiterinnen dahin lebten, füllten ihn mit Entſetzen. Dem Diener des Reiſenden wird das Lob großer Städte in den Mund gelegt; aber ein alter Führer, der ihm die Sehenswürdigkeiten zeigt, ladet ihn ein, auch den ärmeren Quartieren einen Beſuch abzuſtatten, in die Dachkammern hinaufzuſteigen und in die Winkel der kleinen Gäßchen zu kriechen. Als Reſultat wird dann der elende Zuſtand der Bevölkerung in ſcharfen Worten bloßgelegt.

Der ganze Ton des Verfaſſers iſt der eines menſchenfreundlichen, vernünftigen, ſozialen Reformators. Er kämpfte für die Ausbreitung des Lichtes, wie wir mehrfach geſehen haben, zugleich aber beſorgte er, daß die wachſende Üppigkeit der Städte, verbunden mit dem Umſtürzen religiöſer Markſteine und dem Niederreißen der alt-ehrwürdigen Fundamente der Moral, den alten deutſchen Charakter vernichten möchten.

Göſchen reiſte mit offenen Augen und ſpottete oft über bloße Reiſehandbücher. Von ſeinen Städtebeſchreibungen iſt die Augsburgs mit ſeiner vergangenen Größe und ſeinen herrlichen hiſtoriſchen Erinnerungen am erwähnenswerteſten. Die Stellen, die ſich auf die Reformation beziehen und auf die „Erleuchtung", zeigen uns des Verfaſſers Ringen nach einem vernünftigen Glauben und charakteriſieren eine bemerkenswerte Seite ſeiner geiſtigen Natur.

„Augsburg iſt noch immer eine Fürſtin unter den Städten Deutſchlands. Ihr Glanz iſt verdunkelt, aber nicht erloſchen;

*) Johanns Reiſe, S. 182.

Von Erhabenheit und Größe ist ihr die Würde geblieben. Zählt sie gleich nicht mehr 100000 Einwohner, so hat sie doch noch ein Drittheil davon als fleißige Arbeiter in den mancherley Fabriken und Werkstätten übrig. Ihre mächtigen Fugger und Welser, welche Reichtum und Pracht herbey führten, ihre Karge, Ridinger, Bergmüller, Holzer, die mit ihrem Pinsel ihren Ruhm verherrlichten, sind nicht mehr. Doch blühet noch eine Anzahl edler Geschlechter in immer neuer Jugend unter ihren Augen fort; noch ernährt ein Schülein durch seine Cattunfabrik allein 2000 Menschen, und einige gute Künstler reifen noch immer unter ihrem Schutze. Kann sie gleich nicht mehr, wie ehemals, mit freygebiger Hand das Gold überall ausstreuen; immer siehet sie doch noch mit Vergnügen die Kaufleute entfernter Handelsplätze bey ihren wohl eingerichteten Wechselbänken Zuflucht und Zeitgewinn suchen.

Freylich muß sie jetzt auf die Ehre Verzicht leisten, von Kaisern und Fürsten besucht zu werden, um in ihrer Gegenwart das Schicksal der Länder und ihrer Regenten zu entscheiden. Die Zeiten sind dahin, da in ihren Mauern Luther die Fackel nahm, und trotz des Grimmes der geistlichen und weltlichen Macht den Glauben beleuchtete. Hier war es, wo ehemals der kühne Mann die schimpflichen Fesseln des Geistes zerbrach, und der Denkkraft einen Schwung gab, den keine Gewalt mehr aufzuhalten vermag; wo er den Menschen eine Stufe höher hinauf half zu der freundlichen Tochter des Himmels, der Aufklärung, in deren Nähe es dem vernünftigen Menschen erst wohl wird, zu der Aufklärung, die, wie Johannes vor Christo, vor dem hellen Lichte der Wahrheit hergeht, welche dem Menschen vielleicht erst jenseits der Grabes leuchtet. Diese Zeiten sind vorüber; aber die Erinnerung an dieselben wirft noch jetzt einen schönen Strahl auf Augsburg zurück, welcher gleich dem sanften Schimmer des Abendrothes nach einem glänzenden Tage, dem Menschen so wohl thut."

Da, wo er von dem Einfluß des Katholizismus auf die Stadt redet, beklagt er, daß die katholische Politik (nicht Religion) in früheren Zeiten so viel Elend und Jammer über die Stadt gebracht habe; daß Mißtrauen und Intriguen unter den Führern der religiösen Parteien noch jetzt existiere, und „daß sie Sailers Gebetbuch auf dem Markte vor dem Angesicht des ganzen aufgeklärten Deutschlands verbrennen wollten."

Göschen illustriert die Befähigung der Bayern für die schönen Künste und für die Wissenschaft durch Aufzählung der Namen ihrer Maler und Bildhauer und ihrer Akademien; für die broterwerbenden Künste aber, für den Ackerbau, den Handel und die Industrie seien ihre Kräfte noch nicht gehörig entwickelt, und zu Berufszweigen, die Fleiß und Tätigkeit erfordern, seien sie zu wenig aufgemuntert. „Arbeitsamkeit und Industrie", fährt er fort, „sind die sichersten Mittel, das Volk zu einer unschädlichen Aufklärung zu führen. Indem der Mensch über die Vervollkommnung seines Gewerbes nachsinnt, wird sein Verstand geübt, er lernt nach und nach auch über andere Gegenstände vernünftiger denken, und indem seine Denkkraft immer wieder zu seinem Beruf gezogen wird, bleibt er frey von Grübeleien. Mangel an Arbeitsamkeit und Industrie ist schuld, daß dieses gute Volk seine Kraft blos in Sinnlichkeit abnutzt und seine Gutmüthigkeit in Leichtgläubigkeit übergeht womit denn fünftausend Mönche in Baiern recht gut zu hausiren wissen. Der sanfte Charakter des jetzigen Fürsten ist der Beförderung des Schönen weit nützlicher als der Einführung des Nützlichen. Der Vater läßt sich leiten wie seine Kinder . . ."

Göschens Bericht über Bayern schließt mit einer sehr sonderbaren Bemerkung*):

„Die Engländer scheinen einen Beruf in sich zu fühlen, sich um Baiern verdient zu machen. In den ältesten Zeiten

*) Siehe Johanns Reise, S. 144 f.

kam in dieser Absicht ein gewisser Winthir (!) in die Gegend von München, zog einen Bauernkittel an, und, indem er mit dem Landmanne das Feld bauete, gewann er seine Liebe und sein Vertrauen. In unsern Tagen hat sich ein gewisser Thomson*) an den Hof gemacht und großen Einfluß bekommen."

Während Göschen so dafür hielt, daß die Behörden Bayerns es an wahrer Sorge für das Volk fehlen ließen, schaltet er geschickt eine fiktive Unterhaltung zwischen einem Bayern und einem Sachsen ein, um sein Urteil über die Regenten seines eignen Landes abzugeben. Der damalige Kurfürst Friedrich August der Gerechte, später der erste König von Sachsen von Napoleons Gnaden, war ein Fürst, der sich der wärmsten Liebe seine Untertanen rühmen durfte. Wenige Regenten hatten außerordentlichere Schicksalswendungen durchzumachen, wenige hatten eine schwierigere Rolle zu spielen, und doch verlor er zu keiner Zeit die Liebe und die Achtung seines Volkes. Dies Nationalgefühl teilte Göschen in vollem Maße.

Der Plan des kleinen Buches ermöglichte es dem Verfasser überall, Themata aufzuwerfen, die er weiter zu entwickeln wünschte. So macht er einen Ausfall gegen die Nachdrucker mitten in seinen Lobeserhebungen der sächsischen Behörden. Der Reisende in seiner Kutsche holt einen Sächsischen Verleger ein, der sich zu Fuße fortschleppt.

„Was" rief er aus, „wie, Sie lassen die Musen zu Fuß gehen?"

„Nicht die Musen, sondern die edlen Männer Schmieder, Schramm und Konsorten!"**)

Dann bietet der Reisende dem Verleger einen Platz in seinem Wagen an, und der letztere beklagt, indem er auf

*) Sir Benjamin Thomson, der später durch seine philantropischen Bemühungen um die leibliche Wohlfahrt der Armen berühmt gewordene Graf Rumford.

**) Die besonderen Nachdrucker der Göschenschen Verlagsartikel.

die fruchtbaren Bayrischen Gefilde deutet, durch die ihr Weg ging, die leidige Thatsache, daß ein solches kulturfähiges Land so wenig „genutzt würde". „Sechstausend Höfe sollen wüste darin liegen." „Die Wirkungen der letzten Kriege", sagte Johanns Herr, „welche Land und Sitten zerstört haben."

Der Sachse stellte sofort sein Vaterland dagegen, welches, nach seiner Meinung, die „üppigen Lorbeern" Friedrichs II. im siebenjährigen Kriege nicht allein rein ausgesogen, sondern auch auf ein halbes Jahrhundert mit Schulden belastet hatten. Aber wie schnell hat sich unser Land wieder emporgearbeitet! Das haben wir unserm guten Kurfürsten zu verdanken, dem die Nachwelt keine Ehrensäule zu setzen braucht, ein ganzes, wieder aufgeblühtes und gerettetes Land ist das schönste Denkmal seiner Weisheit und Güte.

„Durch welches Mittel hat der Kurfürst das bewirkt?"

„Durch das einzige, das simpelste und untrüglichste Mittel von der Welt, durch eine großmütige Sparsamkeit. Sachsen mußte, um sich von einem allgemeinen Bankerott los zu arbeiten, seinem Kommerz, seinen Manufakturen und Fabriken einen neuen Schwung geben; dazu hatte es aber kein Geld und brauchte also Kredit. Durch die Einschränkungen des Hofes und durch die Folge derselben, die Einlösung der versetzten Schätze, fanden wir diesen Kredit überall. So hat der Kurfürst durch freiwillige Einschränkungen und Entsagungen als ein wahrer Landvater seine Untertanen vor dem Untergange gerettet."

Dem Einwand, daß der Kurfürst jetzt etwas mehr Aufwand machen sollte, um das Geld in Umlauf zu setzen, begegnet der Sachse so:

„Nein, unser vortrefflicher Herr sorgt für die Zukunft. Wie leicht kann Sachsen, zufolge seiner Lage, wieder in Umstände kommen, wo es den Schatz, der jetzt zusammengespart wird, als einen Notpfennig braucht!"*)

*) Johanns Reise, S. 152 f.

Dieses individuelle und gleichzeitige Zeugnis für die weisen Maßregeln des Kurfürsten ist gewiß nicht ohne historisches Interesse.

Dann heißt es im Dialog weiter:

„Aber wie sind die Untertanen mit ihrer Obrigkeit zufrieden? mit den Mittelspersonen zwischen dem Vater und seinen Kindern?"

„Die Obrigkeit meiner Stadt hindert das Böse durch eine gute Polizei und durch Aufmunterung der Betriebsamkeit; sie befördert das Gute durch eine bessere Erziehung der niederen Volksklassen und hilft dem Elende durch Errichtung eines Arbeitshauses und andrer guter Anstalten ab."

Auf diese Antwort erwidert Göschen mit einem Segenswunsch für die Männer, die ihrem Lande so weise dienen.

„Diese Männer segne Gott!" sagt er.

„Möge ein guter Engel, wenn sie diesen Abend ihr sorgenvolles Haupt auf das Kopfkissen niederlegen, ihnen mit diesem Segen den erquickenden Schlaf und einst — um unsrer aller willen so spät als möglich — seinen ernsteren Bruder zuführen."

Wie viele Staatsminister möchten nicht einen solchen Segenswunsch auf sich herabgewünscht sehen von dem Volk, dem sie dienen!

Aber mitten in seinem Enthusiasmus für städtische Verwaltung wird mein Großvater wieder durch das seinem Geiste allzeit gegenwärtige Gespenst des Nachdrucks beunruhigt. Folgende Stelle ist in mehr als einer Beziehung interessant:

„Als in Augsburg die Pferde gewechselt wurden, nahm mein Herr ein Glas in die Hand und trank zum Abschied dem patriotischen Sachsen die Gesundheit zu: ‚Einen Himmel auf Erden unserm guten Kurfürsten, dem weisen und gütigen Landesvater!' Wir hatten die Hüte abgenommen, und der Buchhändler hatte unter dem Hute seine Hände gefaltet.

‚Wo reisen Sie hin?' fragt er dann.

‚Weiter in Schwaben hinein.'

‚Wollen Sie mich mitnehmen? Ich möchte dort die Buben, die meine Verlagsbücher mit einer so genauen Bekanntschaft beehren, doch auch gern von Person kennen lernen, Vielleicht lasse ich sie einmal sämtlich zur Verewigung ihrer Taten für die Nachwelt und für ihre Kinder und Kindeskinder in Kupfer stechen.‘“

Dann folgt eine lange und lebhafte Diskussion über den Nachdruck, die wir dem Leser ersparen können. Es sei genug hier festzustellen, daß der Verleger nach seiner eigenen Erklärung in drei Jahren noch nicht einmal die kleine Auflage des Werkes eines der ersten deutschen Schriftstellers verkauft, während allein in Schwaben 3000 Exemplare verkauft seien.

Auf der Weiterreise besuchen Johann und sein Herr, wie einst Göschen selbst, die Gegend, in der Wieland in seiner Jugend gewohnt hatte. Ein vorgeblich von Johanns Herrn an seine Frau geschriebener Brief führt den Titel „Wieland“. Wahrscheinlich wurde derselbe direkt an meine Großmutter geschickt, so vollkommen gibt er den ihr gegenüber angeschlagenen Ton wieder. Er ist aus dem schönen Tübingen datiert und lautet:

„Die Menschen welche mich jetzt noch aufhalten können, da ich zu meinen Hausgöttern zurückkehre, und jeder Gedanke an dich, lang’ entbehrtes Glück meines Herzens, das Blut in alle Adern schneller treibt, müssen gewiß treffliche Menschen seyn. Darunter gehört der Professor Schnurrer in Tübingen, ehrwürdig durch sein Herz wie durch seine Gelehrsamkeit, liebenswürdig durch die ungekünstelte Höflichkeit, einehmend durch seine Sitten und durch das, was man Welt nennt. Sie kommen aus der Schweiz zurück, sagte er zu mir, indem er mich zum Fenster führte: ich sollte es nicht wagen, Ihnen das einzige Schöne, was ich besitze, anzubieten. — Ich trat überrascht ein wenig zurück: das unaussprechlich schöne Neckarthal lag vor mir. Nachdem Schnurrer mich auf alles Interessante dieser Gegend aufmerksam gemacht hatte, fuhr er fort: Merkwürdiger als alles Übrige ist jener Osterberg.

Dort hat der Sänger des Oberons als Jüngling einsam gewohnt, den entzückenden Anblick dieser großen und holden Natur genossen, und die früheſten Blüthen seines Geistes den Musen geopfert; dort ist eigentlich die Wiege seines schönen Geistes. Jedem gebildeten Reisenden wird der Ort heilig, und jeder Schwabe wird darauf stolz seyn.

Ich legte meine Hand sanft auf den Arm meines Freundes, und sagte: der Himmel gebe, daß ihre Prophezeiung bald eintreffe; es wäre ein sicheres Merkmahl von wirklicher Kultur — aber ich zweifele! Wenn unsere lieben Landsleute nach England hinüberschiffen, so müssen sie freylich die Denkmähler Shakespeares besuchen, und, wenn sie bey Fernen vorüber ihre große Tour machen, die ehemalige Wohnung des großen Voltaire angaffen."

Mein Großvater geizte nicht mit seinen Worten, wenn er leidenschaftlich bewegt war. Wie er seine Kunden geißelte, beweist folgende Stelle:

„Wenn das Deutsche Volk im Algemeinen genommen, einem berühmten Schriftsteller die Ehre anthut, sein Buch gleich bey der Erscheinung zu lesen, oder noch einer Rezension in der allgemeinen jenaischen Literaturzeitung, davon zu papageyen, so ist das Etwas; Aber von ihm zu lernen, seine schönen Ideen sich zu eigen zu machen, seine Feinheiten zu empfinden, Verstand und Herz durch ihn zu bereichern, in den jetzigen Ereignissen zu bemerken, was die Natur uns von ihren Planen durch seinen Geist zum voraus entdeckt, oder von ihrem ehemaligen Wirken wieder vor die Augen geführt, und so die Wahrheit entschleiert hat, dem zu Folge in Enthusiasmus für ihn zu geraten, dazu sind wir noch nicht reif, oder die Zeiten sind schon vorüber, und wir sind des alles nicht mehr bedürftig."*)

Dies war der ideale Maßstab, den der Verleger anlegt, um das Gute zu ermessen, daß der Leser in den höchsten Erscheinungen der Literatur finden sollte!

*) Johanns Reise.

Bis hierher habe ich einige der Göschenschen Reiseeindrücke dem Leser vorgeführt, und zwar in der Verkleidung seines Buches. In den Briefen an seine Frau finden wir vielfach dieselben Schilderungen, denn sie wurden unter denselben Gemütseindrücken abgefaßt. Nur enthalten sie, wie natürlich, mehr persönliche Details und Zusätze. Der folgende Brief an Jette wurde aus der Schweiz geschrieben, während eines Besuchs bei Pestalozzi, mit dem Göschen schon früher in brieflichem Verkehr gestanden hatte. In ihm tritt die phantasiereiche, poetische, übertreibende, schwärmerische Seite seiner Natur stark hervor. Aber die Heftigkeit seiner Gefühlsäußerungen, die er mit seinen Zeitgenossen teilte, läßt sich im Hinblick auf die echte Poesie des Briefes verzeihen.

„Neuenhoff, d. 10ten Sept. 1872.

Ich bin hier bei Pestalozzi in Neuenhoff am Fuß eines Gebürges in der schönsten Einsamkeit und in einer paradiesisch reinen Luft. Pestalozzi lebt hier mit seiner Frau, seinem Sohn und seiner Schwiegertochter und macht unter seinen Stieren mit seiner Landwirthschaft eine patriarchalische Familie. Diesen Abend verlaß ich ihn und gehe nach Basel. Vor meinem Fenster liegt eine weite Ebene allenthalben umkränzen Gebürge die Gegend. Habsburg, ein altes Schloß, das Stamhaus der jetzt regierenden Deutschen Kaiser, liegt mir zur linken; Bruneck, ein anderes altes Schloß, zur rechten. Zwey Flüsse, die Aar und die Reüß, zwei unbändig rasche Flüsse schließen diese Ebene ein. Ich müßte Dir ein ganzes Buch schreiben, wenn ich Dir alle Schönheiten die ich gesehen habe, alle Genüsse die ich gehabt habe seit ich aus Lindau bin, beschreiben wolte. Ich will versuchen ins Kurze das Vornehmste zusammen zu drängen. Es war ein schöner Morgen als ich von Lindau weg fuhr. Der See sah wieder wie ein schöner Chrysolit aus, da kam das Morgenroth und überzog den See mit einem Flor von rosenfarbner Seide mit Silberfäden, doch so daß das Grüne immer durch-

schimmerte. So hatt ich den See immer rechts; linker Hand hatt ich Städte, Dörffer und Schneegebürge. Ich fuhr immer in einem Garten unter hohen Eichen, unter Buchen, unter Fruchtbäumen, durch lauter Auen, durch Heerden von Vieh weg. Endlich kam ich an den Rhein. Hier stieg ich in eine Fähre und nun stieg ich in dem Lande der Freiheit wieder aus. Der Rhein macht die Gränze von Deutschland aus. Unaussprechliche Freude bemeisterte sich meiner Brust. Wie segnete ich den Rhein, der dieses Land als ein sorgsamer und kühner Wächter für den Einfall andrer Völker schützt. Ich fuhr immer in einem Garten, rechts immer den See, links öffnete sich immer ein schönes Thal nach dem anderen, bald ein Loschwitzer bald ein Plauischer Grund. Das Rheinthal öffnete sich mir. Da trieft jeder Fleck von dem Seegen des Herrn. In einem Umkreis von drey Stunden Länge und zwey Stunden Breite wohnen 63 000 Familien. Obst, Wein, Heerden, Wiesen, Korn alles ist Reichthum und Seegen. Ich kam nach Sankt Gallen. Eine reichere Stadt, eine bewohntere Gegend, eine blühendere Natur hab ich nirgend gefunden. Alles ist Berg und Tal; aber auf den Bergen ist kein Fleck, der nicht angebaut wäre. Bis in die höchsten Spitzen siehest Du nichts als lachendes Grün, Obstbäume, Kornfelder, reitzende Wohnungen, Bleichen, Fabriken. Es ist ein Leben und ein Fleiß, eine Anmuth und ein Reiz, der nicht auszusprechen ist. In St. Gallen kont ich der Versuchung nicht wiederstehen; ich nahm einen Schweizersoldaten, welcher Deutsch sprach mit und machte eine Reise zu Fuß in die Alpen, auf das schweizerische Gebürge drey Tage lang. Mit Mühe und Arbeit erstieg ich die Gebürge, aber mit leichtem Herzen und frohem Gefühl. Den ersten Abend ging ich im Mondenschein durch Wälder und Wasserfälle bis Geuß*) in dem mittleren Gebürge. Hier fand ich ein Wirthshaus, worin Engländer

*) Göschen meint Gais.

und Franzoſen die Molkenkur brauchten. Hier führ ich Dich her. Dieſe Cur wird Dich ganz geſund machen. Eine trefflichere Luft wirſt Du nirgends finden. Die Molken ſind von Ziegenmilch, welche auf den höchſten Bergen ſich von nichts als den heilſamſten Kräutern nähren. Ich habe nur einen Tag von dieſem Molken getrunken und habe eine wunderbare Wirkung davon geſpürt. Sie löſen gewiß alles alte böſe auf und reinigen das Blut. Von dieſem Tempel des Gottes der Geneſung beſtieg ich dann die Gipfel der Welt. Hier fand ich nichts als Hirten, Menſchen die von nichts als Milch und Molken, von Käſe und Brot leben. Keine poetiſche Hirten, ſondern wahre Söhne der Natur, alle Leidenſchaften ſind ungezähmt, alle Güte der menſchlichen Natur unverdorben. O, ihr Apenzeller Hirten, euch werd ich nie vergeſſen. Vieles will ich Dir von dieſen Leuten erzählen. Übrigens iſt ſo ein Apenzeller mit allem was er angezogen hat, nicht zwey Groſchen werth; wenn Du ihm achtzehn Pfennige giebſt, ſo hat er immer noch ein Sechſer Profit. Als ich oben auf dem höchſten Gipfel der Alpen war und zwei Appenzeller Kindlein auf meinen Knieen ſchaukelten, da dachte ich an Dich, mein Weib, und an meine zwei Jungen. Ich war in meinem natürlichen und moraliſchen Weſen dem Himmel ſo nahe, du warſt meinem Herzen ſo nahe, ich fühlte mich ſo leicht. Ich hatte die höchſte Zinne der Erregung erklommen und war wie verklärt."

Weiterhin ſchildert der Briefſteller dann einen Abend am Züricher See; wie die Sonne hinter den Bergen verſchwand, und der Mond ſeine durchbrochenen Strahlen durch hohe Bäume über das Waſſer warf oder die Segel der Boote verſilberte. „Mein Entzücken war ſo groß, daß ich unwillkürlich zu ſingen anfing; mein Herz mußte ſich Luft machen."

Ganz ähnlich beſchreibt Johanns Herr dieſelbe Landſchaft. Die Ausdrücke ſind zum Teil ganz dieſelben, nur der Schluß iſt verſchieden:

„Über die Berge steigt das alte Gebirge auf, um dessen Stirne leichte Wolken scherzen, wenn unter ihm die Wellen toben, und der Sturm auf ihn her wüthet. Seines Eises Panzer trotzet der Sonnenstrahlen, unterdessen der Apfelbaum ruhig zu seinen Füßen im See sich spiegelt, und so um mich her alle Zeiten des Jahrs mit einander spielen und kämpfen.

Ich saß und schwelgte in der Natur mit umhertaumelnden Blicken. Da ahndete meine Seele in den erhabenen Gestalten die Größe, in der Anmuth die Schönheit und in dem Säuseln der Blätter die Nähe der Gottheit. Jetzt erst wurde mein ganzes Dasein Entzücken, die Natur ein Tempel, jeder Gedanke ein Lobgesang. Ich bog mich über das Geländer hinüber — und eine Thräne der Freude fiel hinab in den See."*)

Der Leser des 20. Jahrhunderts möge über diese sentimentale Träne nicht spotten. Die Männer jener Tage weinten ohne Zurückhaltung; die Quelle der Tränen war weder durch die Mode noch durch Selbstbeherrschung versiegelt, wie in unsern dürren Zeiten.

Es hält schwerer, den wunderlichen Humor des Büchleins selber durch einzelne Stellen zu belegen, aber auf Wieland und andre hatte er großen Eindruck gemacht. Wieland nennt das kleine Werk ein echtes Seitenstück zu Sternes „Empfindsamer Reise", und Böttiger schrieb, daß der hauptsächlich gepriesene Humor des Helden in der Tat Lob verdiene, daß Göschens Lieblingsbuch „Tristram Shandy" gewesen und daß dessen Stil auch von ihm angenommen sei. Die Kritiker aber hätten den Hauptgesichtspunkt des Buches übersehen, nämlich das häusliche Glück zum Angelpunkt aller seiner Bemerkungen als Reisender zu machen, und doch war es gerade diese Seite des Buches, die dem Verfasser am besten gefiel. Es waren Briefe an seine Frau.

Andre Rezensenten sahen in den ernsthafteren Abschnitten eine Offenbarung des Charakters des Verfassers. Lorenz

*) Johanns Reise, S. 204 f.

zitiert zwei Stellen.*) Die eine Rezenſion erklärte: „Der Verfaſſer muß ein Mann ſein voll edlen und erhabenen Gefühls, ein Mann von gerader und ſchlichter Geſinnung, mit einem Worte — ein guter Menſch.“ Die zweite Stelle lautet: „Faſt jede Seite zeigt den Verfaſſer als einen Mann von Kopf und Herzen, der mit einer regen Phantaſie, mit Witz und Laune und mit echtem Wohlwollen, einem zarten Sinn für Humanität und dem lebhafteſten Gefühle für alles Gute und Schöne, das ſich oft dem Enthuſiasmus nähert, ausgeſtattet iſt; der ſich dazu einen nicht geringen Vorrat von Kenntniſſen und Beobachtungen über Welt und Menſchen eingeſammelt hat.“

Göſchen ſelbſt drückte ſich, wie es angemeſſen war, mit großer Beſcheidenheit über dieſen ſeinen ſchriftſtelleriſchen Verſuch aus, der nur unternommen ſei, eine müßige, dem Geſchäft entriſſene Stunde auszufüllen. Was ſeine idealiſtiſch geſinnten Freunde Schiller und Körner betrifft, ſo lag ihnen die Tendenz des Buches durchaus fern. In des letzteren Briefen finde ich keine Anſpielung darauf; der erſtere, der das Manuſkript von Göſchen erhalten, antwortete: er habe über einzelne Stellen herzlich gelacht, habe aber zu der gewünſchten eingehenden Kritik keine Zeit.

In der Folge gab das Buch Schiller den Anlaß, Göſchen ein beißendes Xenion zu widmen.

Wenn meines Großvaters beredte Gefühlsſeligkeit beim Anblick der Schönheiten der Natur ein Element des Übertriebenen zu tragen ſcheint, obwohl ich dieſelbe für durchaus aufrichtig gemeint halte, ſo enthält ein während der Reiſe tatſächlich an ſeine Frau gerichteter Brief eine Gefühlsäußerung mit Bezug auf eine Sache von rein menſchlichem Intereſſe, die ſicherlich den tiefſten Tiefen eines dankbaren Herzens entquoll. Göſchen ſcheint ein Porträt ſeines Pflegevaters Rulffs, jenes Wohltäters, der den Waiſenknaben vom Elend

*) „Gothaiſche Gelehrte-Zeitung“ von 1794, d. 12. April. Siehe auch Lorenz, a. a. O., S. 14, Anm. 30.

errettete, gefunden und heimgesandt zu haben. Jette schrieb darüber, daß dieses Bild des guten Mannes sie entzückt habe; daß der kleine Fritz mit dem Ausruf „Großpapa" davor niedergekniet sei und es gestreichelt habe, indem er sie die ganze Zeit „nachgeäft". Rulffs selbst würde über den Jungen gerührt gewesen sein.

Hierauf antwortete Göschen:

„Rulffs Portrait ist für mich und meine Kinder eine heilige Reliquie. Küsse den Jungen für seine Liebe zu ihm! O du guter Junge! Eines Tages, wenn Du seinen Werth richtig schätzen und, wie ich hoffe, empfinden wirst, dann wirst Du es in Wahrheit lieben!"

Göschens herzliche Dankbarkeit gegen seinen Wohltäter beschränkte sich aber nicht auf Worte. Rulffs war offiziell zum „Armenvater" in Mainz ernannt worden. Als nun die Franzosen die Festung im Jahre 1793 besetzten, wurde seine Lage überaus kritisch. Die Stadt war zwischen den Klubbisten oder den Parteigängern der Franzosen und den Anhängern des alten Regime geteilt. Die von den Franzosen beschützten Klubbisten nahmen alle städtischen Beamtenstellen ein. Was sollte Rulffs nun machen? Er war der Verwalter der Armenpflegegelder; die Waisenhäuser standen unter seiner Aufsicht. Als der Schwarm der einrückenden Soldaten Teuerung zur Folge hatte, und mehr noch während der Belagerung der Stadt, mußte er trotzdem für seine Waisen sorgen und seine Armen ernähren. Ihm blieb nichts andres übrig, als den Behörden der Stadt zu gehorchen und sich mit den Klubbisten auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. Einige behaupten, er sei überhaupt kein Mitglied des Klubs gewesen; jedenfalls besuchte er gelegentlich dessen Zusammenkünfte, wo er Sammlungen für seine Armen anstellte. Auf diese seine Aufgabe waren alle seine Gedanken gerichtet. Als nun die Deutschen im folgenden Jahre die Stadt wieder einnahmen, mußte er für seine Hingebung schwere Buße zahlen. Unter den Verwünschungen des unbeständigen Pöbels wurden

die Klubbiſten und ihre Freunde ergriffen und ins Gefängnis geworfen; unter ihnen auch Rulffs, den man, als einen Beſucher des Klubs, wegen Verrats anklagte und ihm obendrein zur Laſt legte, einen Teil der Armengelder unterſchlagen zu haben! Welch ein Geſchick für den Mann, der ſein ganzes Leben der tätigen Menſchenliebe gewidmet hatte!

Göſchen war über die Nachricht der Verhaftung im höchſten Grade beſtürzt. Jetzt war für ihn die Zeit gekommen, wo er die Schuld der Dankbarkeit abtragen konnte! Einflußreiche Männer mußten herangezogen werden. Er ſelbſt mußte, wenn es not tat, das Gefängnis aufſuchen. So ſchrieb er denn höchſt dringend an Wieland, um ſeine Hilfe in Anſpruch zu nehmen:

„Dieſesmal ſchreibe ich in einer wichtigen Angelegenheit des Herzens an Sie. Um einen Menſchen zu retten, verſucht man Alles. Ein gewiſſer Rulfs, der vom Churfürſten von Mainz die Aufſicht und das Directorium des Armenweſens erhielt, iſt mein Pflegevater. Als einen unglücklichen Knaben nahm er mich auf, gab mir Pflege und Erziehung und machte aus einen Betteljungen einen brauchbaren Mann. Er war damals Kaufmann in Bremen; ein unwiderſtehlicher Trieb wohlzuthun, machte, daß er ſein Vermögen zur Hälfte für Nothleidende verwandte. Sein Leben iſt eine Kette von Wohlthaten und er iſt die Rechtſchaffenheit ſelbſt. Ein ſolcher Menſch hat viel Enthuſiasmus. Sey es nun dieſer, oder die Nothwendigkeit, ſeine Armen in Maynz nach Abweſenheit der Begüterten zu erhalten, genug er hat den Club frequentirt und hat dort für ſeine Armen geſammelt; er hat, aus einem dieſer Gründe, es mit den Franzoſen gehalten. Dieſer Unglückliche, jetzt ein 70jähriger Greis hat nun gewiß ein fürchterliches Schickſal zu erwarten. Er ſelbſt iſt ſo unbefangen dabey, daß er hofft, der Churfürſt wird ihn, ſtatt zu beſtrafen, belohnen. Allein ich höre, daß man überall dieſen edlen Menſchen für einen Verführer des Volkes hält. Was kann ich für ihn thun? Unter dem Hin- und Herſinnen

fällt mir ein, daß vielleicht die Herzogin Frau Mutter in Weimar etwas bei dem Churfürsten von Maynz zum Besten Rulfs thun könnte, und da hab ich Sie bitten wollen zu versuchen, ob auf diesem Wege etwas auszumitteln wäre. Können Sie den Versuch wagen, so verbinden Sie mich mehr als es mit Worten auszusprechen ist. Sie erleichtern mein zusammengepreßtes Herz und helfen vieleicht dem edelsten Menschen, den je die Sonne beschienen hat."*)

Wie Wieland diesen ersten Brief beantwortet, ist nicht bekannt. In der Korrespondenz ist eine Lücke, denn Wielands nächster uns erhaltener Brief bezieht sich auf einen von Göschen vom 12. August, worin dieser vermutlich erklärt hatte, sich persönlich um Rulffs bekümmern zu wollen. Wielands Antwort vom 18. August läßt seinen gewöhnlichen Wortschwall vermissen, und wunderbarerweise kommt keine einzige mythologische Anspielung darin vor.

„Ich war in Jena", lautete derselbe, „als Ihre Depeschen vom 12ten hier anlangten . . . Ich sprach vor einigen Tagen mit dem Coadjutor von Maynz über und für den unglücklichen R. Ich fand ihn sehr genau von allem informirt. Er gestand, daß R.'s Schicksal um so mehr zu beklagen sey, da er sonst immer den Ruf eines guten und rechtschaffenen Mannes gehabt habe. Doch schien er auf den Umstand, daß R. von dem Churfürsten jährlich 2200 fl. Gehalt genossen, etwas stark zu appuniren; der Churfürst (meinte er) hätte billig von einem solchen Mann mehr Dankbarkeit und Treue erwarten sollen; und es sey daher auch nicht zu hoffen, daß man zu seinen Gunsten eine Ausnahme machen werde. Übrigens sey das Ärgste schon geschehen, denn der Pöbel habe in der ersten Wuth auch dem armen R. sehr grausam mitgespielt. Kurz, lieber Göschen, so wie die Sachen stehen, entschuldigt alles was man zur Entschuldigung dieses unglücklichen sagen kann, nichts. Er war nun einmal ein Clubbist

*) Der Brief ist am 28. Juli 1793 geschrieben.

und nun geht es ihm wie seinen Brüdern. Sie, mein Freund, kennen den Lauf der Welt zu gut, um sich darüber zu formalisiren, daß weder die liebe Justiz, noch die Diener eines beleidigten Fürsten, noch am allerwenigsten ein Volk, das von Rachsucht über alles von und wegen der französischen und mainzischen Republikanern ausgestandenen Ungemachs brennt, nicht wohl dahin zu disponiren sind, zu Gunsten eines Mannes, gegen welchen der Schein und sogar unläugbare Thatsachen zeugen, feine moralische Distinkzionen zu machen, und das was in ihren Augen ein inexcusables Verbrechen ist, in dem mildernden Licht eines Irrthums, wozu ihn bloß die Güte seines Herzens verleitet habe, zu betrachten! Der Himmel bewahre mich, daß ich Ihrem Herzen in dieser Sache Einhalt thun sollte! Indessen kann ich doch fast nicht umhin, Sie zu bitten, jeden Schritt, den Sie thun wollen, mehr als einmal zu überlegen. Müssen Sie denn, um das Schicksal der Wittwe und Kinder R.'s zu erleichtern, selber nach Frankfurt reisen? Schon die Kosten einer solchen Reise würden dagegen sein."

Körner, der doch zu jeder edlen Tat selbst so bereit war, zeigte sich bei dieser Gelegenheit ebenso unsympathisch. Besorgt, Göschen möge sich kompromittieren, schrieb er ihm von Dresden aus:

„Daß Sie sich für Rulfs interessiren, ist sehr löblich, aber ich bitte Sie dabey um möglichste Behutsamkeit. Zur Zeit, glaube ich, können Sie eigentlich noch nicht über unsere Regierung klagen, auch hat Ihre Existenz in Leipzig gewiß mancherley Vortheile für Sie. Also suchen Sie es mit der Polizey nicht zu verderben, die jetzt leicht über solche Verbindungen Verdacht schöpft."

Man kann sich leicht vorstellen, in welche fieberhafte Erregung die Behörden und namentlich die Polizei durch die schrecklichen Ereignisse der französischen Revolution im Jahre 1792 versetzt wurden. Göschen jedoch ließ sich von seinem Unternehmen nicht abschrecken. Was ging ihn seine „Existenz"

an, wo es sich um das Schicksal des „edelsten Mannes, den je die Sonne beschien", handelte? Durch welche Mittel er Rulfs Befreiung bewirkte, weiß ich nicht, genug er bewirkte sie. In der Erzählung: „Die Wege des Herrn mit verlassenen Kindern", deren Ereignisse, wie der Leser sich erinnern wird, aus Göschens eigenem Munde erzählt werden, heißt es, daß Georg — so hieß der Waisenknabe — nachdem er zum Manne gereift und an die Spitze eines blühenden Geschäftes getreten war, von seines Nährvaters Gefangennahme hörte, sofort mit einer beträchtlichen Geldsumme an den Rhein reiste, seine Freilassung bei den Behörden bewirkte und selber den bezüglichen Befehl ins Gefängnis trug, wo der erstaunte und hocherfreute Gefangene seinen Adoptivsohn, den er seit vielen Jahren nicht gesehen hatte, erkannte und aus seinen Händen das Papier entgegennahm, das seine Freilassung befahl.

Dies war augenscheinlich die Reise, von der Wieland ihm abriet. Einzelheiten werden indessen in keinem Briefe erwähnt, nur die Tatsache, daß Rulffs durch Göschen gerettet wurde, steht fest.

Aber dies war noch nicht alles. Wie es scheint, wurde Rulffs ganzes Vermögen konfisziert, und mein Großvater sorgte während eines Prozesses, durch den er sich zu rechtfertigen suchte, für seine Frau und seine Kinder. Noch im Jahre 1796 schreibt Böttiger, daß diese unglückliche Familie zur Zeit auf Göschens Kosten lebe. Außerdem finden sich zahlreiche Anspielungen auf die schwache Gesundheit und die vielen Sorgen Rulffs sowie auf seine Aussichten, den Prozeß zu gewinnen, in vielen Briefen. Endlich im Jahre 1798, also fünf Jahre nach seiner Gefangennahme, wurde Rulffs durch das Oberappellationsgericht in Wetzlar endgültige Gerechtigkeit zuteil: Göschens Energie hatte sich ebenso unermüdlich und unwandelbar erwiesen, wie seine Dankbarkeit und seine Wohltätigkeit.

Die Rulffsche Episode und Körners Warnungen betreffs der Polizei, deren Verdacht leicht erregt werde, ebenso wie Anspielungen Göschens selbst in seinen Briefen auf die un-

ruhigen Zeiten, alles dies muß in Verbindung mit der elenden und zerfahrenen Lage Deutschlands zwischen den Jahren 1792 und 1796 beurteilt werden. Nicht nur hoben Kriege und Kriegsgerüchte, Feldzüge und Neugestaltungen der Karte von Europa die gewöhnlichen Bedingungen, unter denen eine Regierung und Verwaltung bis dahin möglich war, auf, sondern die Ansteckung des französischen Revolutionsgeistes, und zwar sowohl nach seiner aufbauenden als nach seiner zerstörenden Seite hin, hatte auch die Gemüter der Menschen gänzlich aus dem Gleichgewicht gebracht und nach allen Richtungen hin ein Gefühl der Ruhelosigkeit und das Vorgefühl großer kommender Gefahren wachgerufen.

Auch Göschen konnte sich diesem allgemeinen Gefühl nicht entziehen. In einem seiner Briefe an Becker kommt folgende charakteristische Stelle vor:

„Demohngeachtet denk' ich manchmal an eben die Politiker und es kommt mir vor, als wäre der Genius des 18ten Jahrhunderts ein kindischer Greis geworden, der mit Freyheit und Gleichheit spielt. Ist denn der Geist der Kraft, der Mäßigkeit, der Einfall in Sitten der Tugend noch in uns, der einzig und allein Freyheit erwerben, erhalten und ertragen kann? Der Niedrige will den Höheren zu sich herabziehen, aber keiner einen andern zu sich herauf: das ist der Geist unseres Zeitalters! Davon erwarte ich nicht viel."

Daß Göschen hohen Mut und Edelsinn unter den widrigsten Umständen bewies, haben wir bereits gesehen und werden es ferner sehen in seiner weiteren Lebensgeschichte. Aber wie alle Männer empfindsamer Natur, war er gelegentlichen Anfällen von Mutlosigkeit unterworfen. In einem Briefe an Böttiger aus dem Jahre 1796 bricht er, augenscheinlich von einem Gefühl der Verzweiflung erfaßt über die Wirkungen der scheinbar endlosen Kriege und über die zügellosen Leidenschaften, unter denen Europa litt, in die Klage aus, daß er keinen Wunsch habe, die Zukunft zu erleben, denn die Feindschaft des Menschen gegen die Mensch-

lichkeit, die Nervenanspannung, das Wachstum der Reizbarkeit und die rasche Zunahme der Erkrankung derjenigen Lebenskräfte, die bisher ein glückliches Gleichgewicht zwischen Tätigkeit und Ruhe bewirkt hätten, gäbe keine Hoffnung auf etwas Gutes. Blutige Köpfe und ein allmählicher Übergang in Barbarei und tierische Sinnlichkeit: dazu sei der Boden bereit.

„Gott gebe", ruft er aus, „daß ich ein falscher Prophet bin. Ein Mensch, der noch Gefühl für Manneswürde hat, der noch ein weiches Herz und ideale Phantasie besitzt, kann sich in solchen Zeiten wie die unsrige unmöglich wohl fühlen."

Ja, mein Großvater, der gewiegte Geschäftsmann, besaß dieses „Gefühl der Manneswürde, ein weiches Herz und eine idealisierende Phantasie". Seine ganze Natur empörte sich gegen das Niederreißen aller zivilisierenden Einflüsse auf moralischem Gebiet; ein Niederreißen, das er nach den Anzeichen der Zeit befürchten zu müssen glaubte.

Im ganzen aber war Göschen weder ein Alarmist noch ein Pessimist. Mitten unter den gewaltsamen Umwälzungen, welche die Grundvesten der Verfassungen erschütterten und die Landesgrenzen ganzer Völker änderten, führte er die kostspieligsten Unternehmungen aus. Aber in den Männern, welche die Geschichte Deutschlands lenkten, mit Ausnahme seines eigenen geliebten Kurfürsten, dessen Regierung er in seinem kleinen Buch so warm gepriesen hatte, sah er weder Stärke, noch Festhalten, noch kluge Voraussicht; und an einer gesunden öffentlichen Erkenntnis, um auf die Ereignisse einzuwirken, fehlte es ebenfalls nach seinem Dafürhalten.

Im letzten Monat des Jahres 1795 tat Göschen einen Schritt, der ihm einen großen Zuwachs an Glück und seiner ganzen Natur neue Kräftigung brachte. Er kaufte einen kleinen Landsitz, den er Wieland im Übermaß seiner Freude folgendermaßen beschrieb:

„Ich glaube ich habe mir einen Zuwachs an Gesundheit und Leben erkauft in einem artigen Gebäude und einem

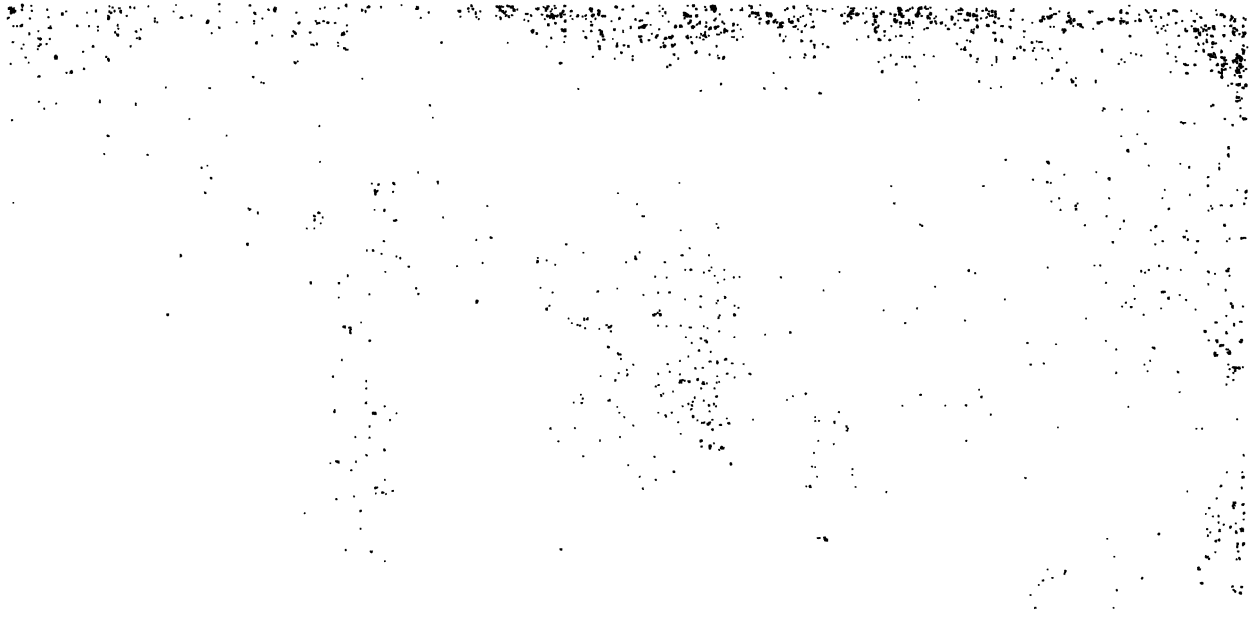
Garten in einer der schönsten Gegenden der Welt. Mein Haus liegt auf einem Berge, unter mir fließt die Mulde und liegt die Stadt Grimma. Alles ist englischer Garten durch die Natur. Unzählige Dörfer und Rittergüter beherrscht mein Blick, alles ist Reiz und Leben und auf dem Berge atme ich die reinste Luft. Freylich ist das Alles fünf Stunden von hier, da ich aber gern zu Fuß gehe, so werd' ich die künftigen Sontage meines Lebens dort hinbringen. Meine Frau, Kinder und Hauslehrer wohnen den ganzen Sommer draußen und wenn ich stumpf bin, ziehe ich ganz dorthin, und kauffe mir einige Äcker Wiesen und Felder, die dort noch um einen billigen Preis zu haben sind, dazu. Der Herr des Dorfs ist mein Freund seit langen Jahren, und seine liebenswürdige Familie ist mit der meinigen ein Herz und Geist.

Vielleicht wenn mich dereinst die Stadt Grimma zu ihrem Konsul erwählt, wird sie mich vom Rübenfelde holen. Vielleicht leg ich, wenn Ihre Werke vollendet sind meine Druckerei auf diesem Berg wo mich kein neidischer Buchdrucker finden kann, mit deutschen, syrischen und arabischen Lettern zu drucken . . .

So hätte ich denn ein neues Steckenpferd auf dem ich mich zur Erholung herumtummeln kann, bis das was ich zu vollenden habe, vollendet ist und ich nicht mehr um das Brot, sondern nur zum Vergnügen zu arbeiten brauche. Fünf Jahre gehören freilich noch dazu und wer weiß, wo ich dann vielleicht schon die ununterbrochene Ruhe genieße."

Vergebliche Hoffnung! Mein Großvater erreichte dieses glückliche Ziel niemals, obwohl er noch 30 Jahre länger ununterbrochen tätig war.

Das Dorf Hohenstädt, in dem Göschen seine ländliche Heimat gefunden, bestand aus einer Gruppe von Häusern auf einem Hügel, ungefähr eine halbe Stunde von dem altertümlichen Landstädtchen Grimma im Tale der Mulde, einem Strom von verschiedener Tiefe, der sich zwischen hübsch



bewaldeten Hügeln hinschlängelt. Der Preis des Hofes mit dem dazu gehörigen Lande belief sich auf 2000 Taler. Göschen hätte sein Geld in keiner besseren Weise anlegen können. Er liebte die Natur mit einem überströmenden Enthusiasmus, der sich nach verschiedenen Richtungen hin Bahn brach; und die Umgegend Leipzigs, über die sein Blick sonst zu schweifen gewohnt war, ist so langweilig, flach und eintönig, daß der Gegensatz schöner Aussichten von baumreichen Hügeln und über abwechslungsreiche, parkartige Landschaften dem Auge des Städters als Paradies erscheinen mußte. Ich war selbst mehrmals in Hohenstädt, und die Aussicht von dort ist gewiß hübsch und fesselnd; wenn aber mein Großvater schrieb, daß sein Blick auf einer der schönsten Landschaften der Welt ruhe, so lieh sein liebenswürdiger Enthusiasmus ihm die Worte.

Nachdem er das Gütchen gekauft hatte, vergrößerte er das alte Haus, um seiner wachsenden Familie Raum zu schaffen. Es wird noch jetzt von seinen Nachkommen bewohnt und macht einen höchst einfachen, bescheidenen Eindruck. Wie viele größere und kleinere Landhäuser in Sachsen nimmt es die eine Seite eines großen Farmhofes ein, an zwei anderen Seiten befinden sich Ställe für Kühe und Pferde, Scheunen und andere Gebäude, während die vierte Seite den Garten durch eine Reihe von Bäumen und Gebüschen trennt. Dieser selbst besteht aus einer Folge von Terrassen, die steil abfallen, mit lauschigen Plätzchen und kunstlosen Lauben an den schönsten Aussichtspunkten. Da das Haus sich trotzdem noch zu klein erwies für die gastfreien Gewohnheiten meines Großvaters, so wurden Zimmer über den Ställen eingerichtet, wenn die Zahl der Gäste zu groß wurde. Eins dieser Zimmer hieß die Kuhstube, ein anderes die Pferdestube. Das ganze Anwesen trug einen sehr ländlichen, sehr primitiven Charakter, aber viele berühmte Dichter und Gelehrte, unter ihnen Schiller mit seiner Frau, verschmähten es nicht, den Verleger in seinem Lieblingsaufenthalt zu besuchen und

sich in der schlichten, deutschen Weise bewirten zu lassen, die mein Großvater auch in besseren Umständen als die beste Regel zu einem glücklichen Leben beibehalten hatte.

Der Ankauf des Hauses führte zu einem anderen wichtigen Schritt im Leben Göschens, nämlich zur Übersiedelung seiner Leipziger Druckpressen nach Grimma. Seine schönen und erfolgreichen Bemühungen um die Typographie werden am geeigneten Ort erwähnt werden. Hier genügt es, festzustellen, daß ihm, als er selbst Druckpressen in Leipzig errichtete, um auf diese Weise unabhängiger von den Druckern zu sein, nur die Erlaubnis, mit lateinischen Lettern zu drucken, eingeräumt wurde.

Als er sich nun in der Nähe von Grimma ansiedelte, kam er bei den Behörden um die Erlaubnis ein, ohne diese Beschränkung drucken zu dürfen. In der Hoffnung der Gewährung dieser Bitte kaufte er im Jahre 1796 ein Haus am Marktplatze, nahe bei dem schönen, alten Rathaus, und als die Erlaubnis erfolgte, wurden seine Pressen von Leipzig dorthin gebracht. Damals bestand seine Druckerei aus sechs solcher Pressen, die bald auf acht erhöht wurden und eine Bedienung von 30—40 Personen erforderten.

So kam Göschens Übersiedelung nach Grimma zustande. Sein Verlagsgeschäft wurde indessen auch noch nach Verlegung der Druckerei in Leipzig fortgeführt. Erst einige Jahre später, als die Kosten von drei Niederlassungen zu groß wurden, machte er Grimma zu seinem Hauptquartier, während die Geschäftsführung in Leipzig einem Agenten anvertraut wurde.

Grimma und Umgegend hat, wie so viele sächsische Städte, des öfteren unter der Drangsal und den Verheerungen, des Krieges leiden müssen. In manchem Jahrhundert wurden hier in dieser unglücklichen Gegend große Entscheidungsschlachten geschlagen. Gegen Ende der napoleonischen Feldzüge lagerten die riesigen Armeen verschiedener Nationen nacheinander in der Nähe von Grimma. Die hübsche Brücke

über die Mulde war der Schauplatz eines heftigen Kampfes zwischen Franzosen und Deutschen, den mein Großvater mit ansah. Zu der Zeit aber, mit der wir es hier zu tun haben, hatte die Kriegsflut Sachsen noch nicht überschwemmt, und Grimma erschien Göschen, als er sich in Hohenstädt niederließ, als ein sehr geeigneter Ort, um seine Druckerei zu errichten und ihm nach dem Lärm und dem Getöse Leipzigs eine Erholungsstätte zu bieten.

Auch auf andere, außer meinem Großvater, übte das Bild eines Geschäftsmannes, der seine Geschäftssorgen in idyllischen, ländlichen Vergnügungen zu vergessen sucht, eine Anziehungskraft aus. Vermutlich war die Vereinigung des Geschäfts- und Landlebens damals noch nicht so allgemein wie in unseren Tagen. Ein alter Freund in Erlangen, J. A. Müller*), glaubte neues Leben in Göschens Briefen zu bemerken, seit er in frischer Landluft sich erholte.

„Für Ihren letzten Brief", so schrieb er, „bin ich Ihnen sehr viel Dank schuldig. Haben Sie ihn vielleicht geschrieben, als Sie eben von Ihrem Gütchen zurückgekehrt waren? Er ließ sich wenigstens ebenso lesen, als sich ein Mann betrachten läßt, der mit heiterem Lächeln und hellem Blicke, noch ganz durchdrungen von den beseligenden Einwirkungen der schönen Natur, des blauen Himmels und der grünen Landschaft, an seine städtische Ruderbank zurückgekehrt und selbst über sein Leiden, wie von einem bösen Traume spricht, von dem er erwacht ist. Ich danke Ihnen herzlich für den erfreuenden Blick den Sie mich in Ihr Herz und Ihre Lage haben thun lassen; der gelehrte Buchhändler war mir schätzenswerth; aber der Freund der Natur, auf seinem Bauerngütchen, der glückliche Gatte, und der rechtschaffene Vater und Bürger, der arbeitet und tätig ist, um in seinen hoffnungsvollen Söhnen dem Vaterlande wieder edle Väter und gute Bürger

*) Ein nicht unbedeutender epischer Dichter, geb. in Wien 1767, gest. ebendaselbst im Jahre 1807. Besonders beachtenswert sind seine Dichtungen: „Richard Löwenherz" (1790) und „Alfonso".

zu ziehen, ist mir noch um vieles theurer und achtungswerther. Wenn ich Ihnen den besten Erfolg für Ihre Unternehmungen und die unbeschränkteste Erfüllung Ihrer Hoffnungen, die beyde ein so edles Ziel haben, von ganzem Herzen wünsche, so sind Sie gewiß überzeugt, daß es mit diesem Wunsche redlich gemeint ist."

Andere Freunde, Wieland obenan*), gratulierten Göschen zu seiner glückversprechenden, ländlichen Zurückgezogenheit. Das Leben bot ihm jetzt neue Interessen, die der romantischen Seite seines Temperamentes entsprachen.

Wenn wir ihn in diesem Kapitel als Familienvater, als leidenschaftlichen Naturfreund, als sentimentalen Reisenden und als poetisch-moralisierenden Schriftsteller, der sich gern in überschwänglichen Gefühlen und Gefühlsäußerungen erging, geschildert haben, so werden wir ihn bald in einem ganz verschiedenen Charakter erblicken, in dem eines mit eisernem Willen begabten Geschäftsmannes, der mit unermüdlicher Energie und unbeugsamem Mut jene Wielandsche „Entreprise" durchführte, die seinen Verlagsunternehmungen die Krone aufzusetzen bestimmt war.

*) Siehe Gruber, Leben Wielands, IV, 183.

3 6105 013 165 845

G7

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

SPRING 500